UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gesammelte Werke

Florentiner Novellen. Italienische Erzaehlungen

Kurz, Isolde

München, 1925-

urn:nbn:de:hbz:466:1-72164

Visual Library

Isolde Kurz
Gesammelte Werke

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1–6

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Isolde Kurz, Gesammelte Werke

Zweiter Band

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Isolde Kurz

Gesammelte Werke

Zweiter Band

*

München
Bei Georg Müller
1925

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Standort: P 11
Signatur: CQCK 1759 - 2
Akz.-Nr.:
Id.-Nr.: W2962240

79/7458

Copyright 1925 by Georg Müller Verlag
A.-G., München. Printed in Germany

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Florentiner Novellen

Italienische Erzählungen

*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Florentiner Novellen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Vermählung der Toten

In der schönen Stadt Florenz stand um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in der Nähe des Alten Marktes die hochberühmte Loggia degli Agolanti. Dieser schöne gotische Bau, von dem jetzt nur noch schwache Spuren erhalten sind, gehörte einem streitbaren alten Ghibellinengeschlecht, das seit Jahrhunderten großes Ansehen in der Stadt genoß, und führte im Volk den bedeutungsvollen Namen ‚Loggia del Parentado', weil sich dort die alten Florentiner Adelsfamilien gesellig zu versammeln pflegten und bei solcher Gelegenheit manche Verschwägerung zum Abschluß gebracht wurde. ‚Verschwägerungen' nannte man nämlich damals die Eheschließungen zwischen den Großen, bei denen es nicht die Wahl der Herzen, sondern ein Schutz- und Trutzbündnis zweier Geschlechter auf Leben und Sterben galt, denn die Tüchtigkeit ihres Stammes, die Zahl und Waffenfähigkeit ihrer männlichen Anverwandten war die wichtigste Mitgift, die man nebst einem unbescholtenen Namen von der Braut verlangte.

An jene schöne Halle aber knüpfte das Herkommen eine glückliche Vorbedeutung für solche Bündnisse, und wer seinem Sohn eine würdige Lebensgefährtin suchen wollte, wandte sich gern an die Vermittlung Messer Baldassarres degli Agolanti, dem die Natur das klug aushorchende Wesen und das überzeugende Wort des echten Florentiners verliehen hatte.

Zwischen den beiden Männern jedoch, die an einem schönen Frühlingsabend bei einem Krug feurigen Chiantiweins in dieser Loggia beisammen am Schachbrett saßen, bedurfte es keines Ver-

mittlers, denn einer von ihnen, der mit den schmalen blassen Zügen, war Messer Baldassarre selbst, sein Genosse aber mit dem aufgedunsenen alten Bacchuskopf und dem kriegerischen Eisenwams war Messer Cione degli Amieri, der alte Haudegen, den jedes Kind in Florenz als den unzertrennlichen, wenn auch sehr ungleichen Busenfreund Messer Baldassarres kannte. Messer Cione hatte in jungen Jahren nach dem Sieg der guelfischen Partei an der Seite seines Vaters, des berühmten Kriegers Foglia degli Amieri, des ‚Ritters vom goldenen Sporn', die Bitternisse des Exils gekostet und war viel mit den Deutschen in Italien herumgezogen; bei denen hatte er die Kunst des Trunkes erlernt. Als er nun mit den Seinigen in die Vaterstadt zurückgerufen und in alle Ehren wieder eingesetzt wurde, wandte er zwar seine Waffen wider Heinrich den Luxemburger, der neunzig Tage lang Florenz belagert hielt, aber der deutsche Durst war ihm geblieben. Und er, der vordem bei seinen germanischen Lagergenossen in der Kunst des Zechens nur für einen Stümper gegolten hatte, erlangte unter seinen minder vermögenden Landsleuten bald den Ruf der Meisterschaft. Wenn Messer Cione auf die alten Zeiten zu reden kam, so rühmte er sich auch gern, als grüner Junge in der Schlacht von Campaldino an der Seite des großen Dante Alighieri gefochten zu haben, aber das Göttliche Gedicht hatte er nie gelesen, denn auf Reimereien hielt er nicht viel, war auch der Meinung, der tapfere Ghibelline hätte es ebensogut können ungeschrieben lassen. Aber sein Töchterlein, die blonde Ginevra, die mit den Jahren an Geist und Schönheit das Wunder ihrer Zeit werden sollte, konnte ganze Gesänge des ‚Inferno' auswendig und hatte die traurige Geschichte der Francesca von Rimini und des unglücklichen Paolo mit wunderbarer Kunst in einen Teppich gestickt.

Auf dieses Mädchen, des alten Cione einziges Kind, hatte Ricciardo, Messer Baldassarres ältester Sohn, ein Auge geworfen, und der junge Ritter, der bisher den Banden des Ehestands völlig

abhold gewesen, hatte erklärt, keine andere als Ginevra zur Frau zu nehmen, sollte er auch Gefahr laufen, sein Leben in ledigem Stande zu beschließen und ohne gesetzliche Erben aus der Welt zu gehen. Diese Drohung Ricciardos beunruhigte seine ganze Verwandtschaft, denn er war schon neunundzwanzig Jahre alt und es galt damals für unziemlich, wenn ein Mann unvermählt das dreißigste Lebensjahr überschritt.

Deshalb hatte Messer Baldassarre, dem die Tochter seines Freundes wohl anstand, versprochen, den Brautwerber diesmal in eigener Angelegenheit zu machen, und er suchte vorerst den Freund vorsichtig auszuhorchen.

Aber all seine Kunst war an dem ehrlichen Messer Cione verschwendet, der gar nicht begriff, worauf die verblümten Fragen seines Freundes abzielten, und der auf die Lobpreisungen seines Kindes nur mit zufriedenem Schmunzeln und einem zerstreuten ‚Hm' und ‚Ja' antwortete, denn seine ganze Aufmerksamkeit war einem Springer seines Gegners gewidmet, der Ciones Königin bedrohte. Er stützte den Kopf auf die Linke, die in seinem dichten, noch braunen Haar wühlte, und goß, ohne es zu merken, einen Becher Wein nach dem andern hinunter. Als Messer Baldassarre das Hindernis seiner Brautwerbung erkannte, opferte er klug den Springer und verlor das Spiel. Messer Cione, durch die mehreren, in der Zerstreuung geleerten Becher angeheitert, geriet über seinen unverhofften Sieg in so rosige Laune, daß ihm die ganze Welt in einer abendrötlichen Verklärung erschien, und wollte eben mit schwerer Hand ein neues Spiel aufstellen, als sein Freund das Brett zurückschob und ohne weitere Umschweife die Werbung vorbrachte.

Er erzählte mit eindringlichen Worten, wie Ricciardo beim Maienfest zum erstenmal die schöne Ginevra im Festgewand unter den tanzenden Jungfrauen gesehen habe, wie ihm seitdem ihr Bild nicht aus dem Herzen gewichen sei und er erkannt habe, daß er nur durch ihren Besitz seine Ruhe wiederfinden könne.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Cione streckte beide Füße aus, griff nach dem Becher, den er auf einen Zug leerte, strich sich dann den Bart und ließ die Faust langsam und gewichtig auf den Tisch fallen.

Soll sie haben! Soll sie haben! rief er mit dröhnender Stimme, die von den Wänden der Loggia widerhallte. — Meiner Treu, das ist ein guter Gedanke! Ricciardo ist ein braver Junge, und deine Verwandtschaft ist mir lieb und wert.

Hier besann er sich einen Augenblick, rieb sich die Stirne und fügte hinzu: Das heißt, wenn das Mädchen mit der Heirat zufrieden ist, denn sie hat einen eigenen Kopf, und ich habe ihrer Mutter — Gott schenke ihr das Paradies — versprechen müssen, nichts gegen ihr Glück zu tun.

Nicht daß ich fürchtete, dein Ricciardo könne ihr zum Gemahl nicht anstehen, fuhr er fort, als er dem verwunderten Blick seines Freundes begegnete. Aber das Kind ist noch nicht sechzehn Jahre alt und scheu wie ein Reh. Als vor sechs Wochen der Oheim des jungen Frescobaldi um ihre Hand für seinen Neffen anhielt, ließ sich das gute Kind so verzweifelt an, als sollte es in die Klauen eines Raubtiers ausgeliefert werden, und ich mußte ihr mit den heiligsten Schwüren geloben, sie noch nicht von mir zu stoßen in ein fremdes Haus.

Messer Baldassarre sah während dieser Worte seinen Freund mit Augen an, die immer größer und erstaunter wurden. Endlich ließ er beide Arme sinken, und als Messer Cione geendigt hatte, rief er im Tone höchsten Verdrusses: Hat man denn je gehört, daß ein Vater seine Tochter zu befragen hat, wenn er eine Verschwägerung mit einem edlen Geschlechte schließen will? Oder hast du vielleicht bei den Deutschen die absonderliche Sitte gesehen, daß die Kinder ihren Eltern gebieten?

Da begann Messer Cione heftig zu fluchen und verschwor sich hoch und teuer, daß er in seinem Hause Herr und Meister sei und daß er jederzeit über seine Tochter verfügen könne, wie es ihm beliebe. Aber Messer Baldassarre stachelte ihn durch spitzige Reden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

noch mehr auf, bis der alte Ritter auf seine Tochter schalt, als habe er sie schon auf offener Widersetzlichkeit gegen seine Befehle ertappt, und im höchsten Zorne endlich ausrief: Und wenn sich das Gänschen sperren und sträuben will, so sage ich: Marsch ins Kloster oder in des edlen Messer Ricciardo Haus! Hat man unsre Frauen vielleicht gefragt, ob sie uns wollten? Die meinige kam mir mit roten Augen ins Brautgemach, aber sie mußte sich fügen, weil es unsern Vätern so beliebte. Und nachher wurde sie dir so zahm wie ein Turteltäubchen, die anfangs nur mit gesträubten Federn umhergegangen war. Und die deinige wird dich gerade auch nicht mit Freuden genommen haben.

Der andere lächelte säuerlich und sagte: Mein Ricciardo ist rauh von Sitten und versteht sich nicht aufs Schöntun wie die geputzten, gesalbten Bübchen, die am Maienfeste den Ringelreihen mit den Schönen tanzen. Aber er hat das Herz am rechten Fleck und wird jederzeit für seinen Schwäher eintreten wie ein eigener Sohn; deshalb verlasse ich mich mehr auf dein väterliches Wort als auf seine Eroberungskünste.

Der alte Ritter schlug mit der Faust heftig auf den Tisch.

Und ich sage, er soll sie haben: Das ist abgemacht! schrie er mit weinschwerer Zunge. Schon zwei brave Jungen, die mir zu Schwiegersöhnen recht gewesen wären, habe ich mit langer Nase abziehen lassen, weil es dem gnädigen Fräulein so beliebte. Jetzt ist es Zeit, daß sie meinen Ernst kennenlernt. Die verdammten Weiber mit ihrem Geflenn! Aber sie soll mir nur wieder so kommen! Auf dem Sterbebett habe ich ihrer Mutter versprochen, sie glücklich zu machen, und jetzt will ich mein Wort halten, so wahr ich Cione degli Amieri heiße! Verlaß dich auf mich, du hast mein Versprechen.

Messer Cione stieg sporenklirrend die Stufen hinunter und schritt auf die Straße hinaus, wo die Knechte mit einem gesattelten Pferd seiner warteten. Denn obgleich er von der Loggia der Agolanti bis zu seinem Palast nur ein paar Schritte zurückzulegen

hatte, hielt er es doch unter seiner Würde, auf der Straße anders als zu Roß gesehen zu werden.

Während er heimritt, fühlte Messer Cione in der frischen Abendluft mit den Weindämpfen auch seinen Zorn verrauchen, und damit schwand zugleich die Stärke der Tyrannei, in die er sich hineingeredet hatte. Und nun beunruhigte ihn der Gedanke, ein Machtwort aussprechen zu müssen, das seinem geliebten Kind vielleicht einen Strom von Tränen entlocken und ihm selber jedenfalls das Nachtessen verderben würde. Einen Augenblick dachte er daran, die Mitteilung seines Entschlusses noch um einen Tag zu verschieben, aber er erwog, daß die Zeit seine Stimmung noch mehr mildern und daß er alsdann gar nicht imstande sein würde, seinen Vorsatz durchzuführen. Deshalb suchte er künstlich seinen schwindenden Zorn festzuhalten und seine Tochter als eine Undankbare anzusehen, die sich in so großer Jugend schon zweimal der väterlichen Gewalt widersetzt und seine liebsten Wünsche durchkreuzt habe. Daß er selber damals ihrer Weigerung von Herzen zugestimmt hatte und ganz zufrieden war, sein einziges Kind noch länger im Hause zu behalten, fiel ihm gar nicht mehr ein. Aber seine behagliche Natur, die gern allem Unangenehmen aus dem Wege ging, spielte ihm unbewußt einen Streich, und ohne daß er es merkte, war er plötzlich von seinem Wege abgebogen und ritt unter stillem Vorsichhinbrüten zum Verwundern seiner Knechte ganz langsam zum Tor hinaus und über die Arnobrücke.

Er erinnerte sich, wie Messer Baldassarre ihn gefragt hatte, ob vielleicht das Herz des Fräuleins von einem andern Bilde erfüllt sei, und wenn er sich ihre blühende Gestalt und ihr schwermütiges Lächeln vorstellte, so mußte er sich sagen, daß sie doch das Kind nicht mehr sei, als das sie ihm noch bis vor kurzem erschienen, und daß besonders seit ein paar Wochen eine große Änderung mit ihr vorgegangen war. Und woher schrieb sich diese Änderung? Erst nachträglich fiel ihm auf, daß sie seit dem letzten

Maienfeste nicht mehr mit den Hunden spielte, noch ihn auf die Jagd begleitet hatte, sondern immer nachdenklich und still am Fenster über ihrem Stickrahmen gesessen war. Aber wen hatte sie auf dem Maienfest gesehen? Nun, er wußte es ja — wen anders als Messer Ricciardo?

Hier stieg ihm ein dämmernder Lichtschein auf, von dem er noch nicht wußte, wohin er ihn führen würde. Er legte die Hand an die Stirne und spann so weiter, denn wenn es dem alten Ritter gelungen war, eine Gedankenspule zu erhaschen, so ruhte er nicht, bis er sie völlig abgewunden hatte, mochte es auch noch solange dauern. Und da stand es plötzlich sonnenhell vor seinem Geiste, daß die blonde Ginevra beim Maienfest auf dem Turnierplatz von Santa Croce zum erstenmal Messer Ricciardo im ritterlichen Schmuck aus der Nähe gesehen, daß ein Liebespfeil beider Herzen entzündet hatte, und daß das Mädchen ihre schüchterne Neigung nur durch den Abscheu gegen jedes andere Eheband zu äußern wagte. Freilich war Ricciardo der letzte, hinter dem er die Gabe gesucht hätte, ein Frauenherz im Sturm zu nehmen, — aber die Wege des kleinen Gottes sind ja immer dunkel für ein Vaterauge.

Wer konnte froher sein als Messer Cione? Er wandte sein Roß und trabte unter den fröhlichsten Gedanken der Stadt zu. Als er sich seinem Palast näherte, sah er einen schönen schlanken Jüngling in feines Tuch gekleidet um die Ecke schlüpfen, der bei seinem Anblick betroffen zur Seite trat und mit dem Ausdruck tiefster Ehrerbietung grüßend verharrte. Es war ein junger Mann aus dem Geschlechte der Rondinelli, einer angesehenen reichen Popolanenfamilie, die vor wenigen Jahren dem alten Adel in blutigem Straßenkampf siegreich gegenübergestanden. Messer Cione drehte brummend den Kopf zur Seite, denn diese Begegnung war ihm so widerlich, als sei ihm eine Katze über den Weg gesprungen, und er war fast geneigt, sie für eine üble Vorbedeutung zu halten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf der Treppe hüpfte ihm sein Töchterlein leichtfüßig entgegen. Bei diesem Anblick schwanden die Wolken von des Ritters Stirn, und es war ihm, als ob eine neue Sonne aufginge. Er lächelte sie freundlich an und rief ihr schon von weitem zu: Nun rate, mein gutes Kind, was ich dir heute mitbringe!

Gewiß habt Ihr mir bei dem fränkischen Händler den Knäuel Goldfaden gekauft, um den ich Euch neulich bat, sagte Ginevra und schmiegte sich an den Vater, der ihr den Arm schwer auf die Schulter legte und von ihr unterstützt die Stufen heraufkeuchte.

Ach, Firlefanz! sagte der Alte, du würdest ja mein ganzes Vermögen in deinen Teppich hineinsticken. Etwas viel Besseres bringe ich dir mit, setzte er schalkhaft geheimnisvoll hinzu, indem er in die Stube trat.

Da fühlte er aber, daß dies nicht die passende Form sei, der Tochter seine Mitteilung zu machen, und schrie sie barsch an: So hilf mir doch das Eisenwams ablegen. Bist du denn zu gar nichts zu gebrauchen?

Ginevra flog und brachte den Hausrock, in welchen sie den Vater hüllte, nachdem sie ihm behilflich gewesen, mit großer Mühe das enge Wams über den Kopf herauszuziehen und die schweren Sporen abzuschnallen. Dann legte sie Wams und Mütze sorgfältig in die große, reichverzierte Nußbaumlade, die unter dem Spiegel zwischen beiden Fenstern stand, das Prachtstück des ganzen Hausgeräts.

Messer Cione hatte sich unterdessen in den großen geschnitzten Lehnstuhl niedergelassen und dachte auf eine geziemende Anrede, die sich für die feierliche Eröffnung schicken sollte.

Du weißt, begann er nach einigem Räuspern, daß ich dir immer ein guter Vater gewesen bin. Ich habe es dir nie zum Vorwurf gemacht, daß du als Mädchen zur Welt gekommen bist, obgleich du dadurch meine liebsten Hoffnungen zerstört hast. Weder dich noch deine selige Mutter habe ich es entgelten lassen, was doch jeder andere an meiner Stelle getan hätte, sondern ich habe dich

lieb und wert gehalten, als wäre mir in dir ein männlicher Sprosse und Erbe meines Namens geboren worden. Oder kannst du es anders sagen?

Sie stand vor ihm mit herabhängenden Armen, den schönen Kopf mit den blonden Flechten vorgeneigt, die braunen Taubenaugen zu Boden geschlagen, und ihr Herz klopfte in banger Erwartung, was auf diesen Eingang folgen würde.

Nein, Vater, stammelte sie beklommen, Ihr seid immer gut gegen mich gewesen.

Das will ich meinen, und es ist mir lieb, daß du es anerkennst, sagte er und strich sich mit der Hand über die Brust herunter. — Und da ich immer gut gegen dich gewesen bin und auch deiner Mutter versprochen habe, für dein Glück zu sorgen, — da ihm aber keine schickliche Fortsetzung einfiel, brach er kurz ab und rief: Zum Teufel mit den langen Reden! Kurz und gut, der Sinn ist der, daß du jetzt einen Mann nimmst, denn ich will noch bei Lebzeiten Großvater werden.

Vater! rief sie erschrocken mit einer Gebärde flehender Abwehr.

Ach was, dummes Zeug! sagte er ärgerlich. Ich weiß, wenn deine Mutter noch lebte, so hätte sie dir die Mitteilung in einer anderen Form gemacht, aber es bliebe doch immer dasselbe. Einen Mann will ich dir geben, der gut und tapfer und angesehen ist und nach dem eine andere alle zehn Finger ausstrecken würde. Und wenn du erst seinen Namen hörst, —

Ich will ihn nicht wissen, ich will ihn nicht wissen. Hattet Ihr mir nicht versprochen, mich bei Euch zu behalten, bis ich noch ein paar Jahre älter wäre? Seid Ihr meiner überdrüssig? Habe ich etwas getan, daß Ihr mich von Euch stoßen wollt? fragte sie schmeichelnd.

Larifari! Das sind nur Ziereien, rief der Alte ärgerlich. Bei mir bleiben? Willst du eine alte Jungfer werden? Du bist fünfzehn Jahre alt. Ich könnte wetten, daß du dich schon lang nach der Ehe sehnst. Komm einmal her und gestehe, ob du nicht

nachts in deinem Kämmerlein im stillen nach deinem Trauten schmachtest.

Vater, was sagt Ihr da? stammelte sie verwirrt. Ich kenne ja gar keine jungen Männer.

So, du kennst keine jungen Männer? Was hat man mir denn da eine Stunde lang vorgefaselt — wollte sagen vorgeredet — von hoffnungsloser Liebesglut und solchen Dummheiten und von Nächten, die man unter deinem Fenster verseufzt? —

Von wem redet Ihr? sagte sie atemlos.

Messer Cione weidete sich an ihrer Bestürzung. Er sah sie zärtlich und zugleich neckisch an und sagte, indem er ihr das Kinn aufrichtete: Wie hieß denn der artige Herr, mit dem man beim Maienfest auf Santa Croce Bekanntschaft gemacht hat?

Vater! rief sie und stürzte ihm zu Füßen.

Dem Ritter wurde es naß in den Augen.

Siehst du, törichtes Kind, sagte er, warum hast du nicht gleich Vertrauen zu deinem Vater gehabt?

Oh, schluchzte sie, Ihr wißt alles, und Eure Güte ist so groß —

Sieh, Kind, so ist dein Vater, sagte er gerührt. Tag und Nacht denkt er nur daran, dich glücklich zu machen, und ruht nicht, bis er das Rechte gefunden hat. Ich bin dir Vater und Mutter zugleich gewesen und habe es dir nie nachgetragen, daß du mir schon in der Geburt die liebsten Wünsche durchkreuzt hast und daß durch deine Schuld in mir das alte Geschlecht der Amieri zu Grabe geht.

O Vater, ich habe sehr gesündigt, daß ich Eurer unendlichen Güte nicht vertraute. Mein Glück ist so groß, daß ich es noch nicht fassen kann. Sagt es noch einmal, daß Ihr mir ihn geben wollt, daß ich seine Frau werden soll —

Er richtete die selig Weinende auf, streichelte ihr Gesicht und sagte: Ja, ja, du sollst ihn haben, obgleich ich manches dagegen einwenden könnte, und auch, offen gesagt, gar nicht soviel Schönes an ihm sehen kann.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Also habt Ihr ihm verziehen und wollt ihn empfangen wie einen Sohn? Oh, auch Leonardo wird Euch lieben wie einen zweiten Vater, und wenn er Euer Mißfallen verdient hat, so wird er suchen, es tausendfach gutzumachen durch sein ganzes Leben.

Schon gut, schon gut, sagte der Alte, der nicht wußte, was er verziehen haben sollte. — Aber er heißt nicht Leonardo, sondern Ricciardo, fuhr er lächelnd fort. Du mußt dir diese Untugend abgewöhnen, die Namen zu verwechseln. Deine Mutter — Gott schenke ihr den ewigen Frieden — war gerade so. Nie konnte sie sich in den ersten Jahren unseres Ehestands überzeugen, daß ich Cione und nicht Lorenzo heiße.

Wenn Ihr es befehlt, sagte Ginevra, an seine Brust geschmiegt, so will ich ihn mein Leben lang Ricciardo nennen, obgleich ich Euch schwören kann, daß er in der heiligen Taufe den Namen Leonardo erhalten hat. Leonardo! Leonardo Rondinelli! Sagt selber, ob es einen wohlklingenderen Namen geben kann.

Bist du toll! schrie der Vater und fuhr auf. Ricciardo! Ricciardo Agolanti! Wie kommst du auf den Namen Rondinelli? Was hast du mit dem Gesindel zu schaffen? Sprich, rede, ich will's wissen!

Er packte die Bestürzte und schüttelte sie heftig, während sie entfärbt, keines Wortes mächtig, mit aufgerissenen Augen vor ihm stand.

Was hat der junge Rondinelli in meinem Haus verloren? Ich habe ihn eben wie einen Dieb um die Ecke schleichen sehen. Weh dir, wenn du dich mit dem Popolanenpack gemein machst! Räuber und Mordbrenner, die uns die Häuser über dem Kopf anzünden und ausplündern. Gesindel, das uns aussaugt und an unsern Gütern fett wird, während wir verarmen. Was hat der Bursch vor meiner Tür zu tun? Gilt sein Herumschleichen dir? Willst du gleich reden!

Aber der jähe Umschlag hatte das Mädchen völlig betäubt, und der Alte mußte dieselbe Frage noch oft wiederholen, und zwar

immer lauter und zorniger, bis Ginevra sich etwas gesammelt hatte und mit Würde antworten konnte: Vater, er hat seinen Fuß ja nicht über die Schwelle gesetzt. Nur auf der Straße ist er vorübergegangen, während ich am Fenster saß.

Also geäugelt hast du mit ihm? Ist es nicht eine Schande? Du, die Enkelin Messer Foglias, eines Ritters vom goldenen Sporn, und dazu die Braut eines Agolanti! Aber gib nur acht! Wenn dein Vater dich verzogen hat, dein Gatte wird dir die Grillen schon austreiben. Einen Rondinelli! Und was hast du mit ihm? Ist es beim Ansehen geblieben, oder —?

Wir lieben uns, Vater, sagte Ginevra fest, da Ihr es doch schon wißt, da Eure gütigen Worte mir mein Geheimnis entlockt haben. Wir lieben uns, und nie werde ich einwilligen, die Braut eines andern zu werden, — auch nicht Messer Ricciardos.

Messer Cione hob die Hand auf, um sie zu Boden zu schmettern, aber er begnügte sich, sie in eine Ecke zu schleudern, wo sie mit der Schulter hart an einen Pfosten aufstieß.

Er ging ihr mit geballter Faust nach. Wo hast du den Schurken kennen gelernt? Wie bist du zu dieser Bekanntschaft gekommen?

Ginevra sank auf die Knie.

Ihr sollt alles wissen, sagte sie, und Ihr werdet sehen, daß Eure Tochter nicht zu erröten braucht. Es war beim Turnier von Santa Croce am ersten Maientag. Oh, ich muß glauben, daß es der Wille des Schicksals war, denn Ihr selbst bestandet darauf, ich sollte unter Madonna Gianettas Schutz dem Waffenspiel beiwohnen, und Ihr schenktet mir das köstliche Seidengewebe zum Festgewand und befahlt mir, die Juwelen meiner Mutter anzulegen, und kein Schmuck schien Euch reich und kostbar genug für mich. Ihr selber aber verschmähtet es, uns zum Turnier zu führen, und schicktet uns zwei Frauen allein in Begleitung der Knechte auf den Festplatz.

Weil ich beim Schachbrett saß. Sollte ich mit den weißen Gänslein Ringelreihen tanzen oder in den Schranken eine Lanze

brechen wie ein junger Fant? brummte der Ritter grimmig. Aber fahre fort!

In den Schranken, wo der Glanz der blanken Waffen, das Flimmern der Edelsteine auf den buntgestickten Satteldecken, das Nicken der hohen Federbüsche das Auge verwirrte und blendete, und der Blick sich in dem Gewühl fremder Gesichter verlor, sah ich einen Ritter auf schwarzem Pferd, in dunklem Harnisch, der unverwandt zu unserer Tribüne heraufstarrte. Sein Äußeres war mißgestalt, doch könnte ich Euch weder seine Züge beschreiben noch seine Farben und Wappenspruch nennen, denn ich wagte ihn nicht zu betrachten, ich fühlte nur seinen Blick, der mich beharrlich mit einem gebieterischen, unaussprechlich qualvollen Bann umfing; es war mir, als ob die düstere Glut seines Auges mich verzehre. Meine Wangen brannten, ich wollte hinter dem bewimpelten Pfeiler der Tribüne Schutz suchen, da fiel mir ein weißes Tüchlein aus den Händen. Ich sah, wie der Ritter das Tuch mit der Degenspitze auffing, es an die Lippen und die Brust drückte und es dann auf seinem Helm befestigte.

Ich weiß, wer der Ritter war, murmelte Messer Cione.

Das Gewühl des Turniers verschlang den Ritter, ehe ihn Madonna Gianetta, der ich ein Zeichen machte, bemerken konnte. Aber mir ward bang und weh zumute, und ich wünschte mich weit weg vom Fest zu Euch nach Haus in die kühle Halle. Sobald das Kampfspiel zu Ende war, zog ich Madonna Gianetta fort, in der Menschenmenge verloren wir die Diener aus den Augen und mußten froh sein, uns aus dem Gedräng in eine stille Seitengasse zu retten. Da hörten wir hinter uns Sporengeklirr, und der Schatten eines Mannes fiel breit auf das Pflaster. Wir drängten uns fester zusammen und beschleunigten den Schritt, der Verfolger tat desgleichen. Endlich, als wir uns dem Platz der Signoria näherten, glaubten wir ihn verloren zu haben, aber an der Straßenecke stand er wie aus dem Boden gewachsen vor uns. Ich kann Euch schwören, daß ich an ihm vorüberging, ohne die

Augen aufzuheben, aber ich fühlte wieder den düsteren, verzehrenden Blick, der auf meinem Gesicht brannte. Er trat an meine Seite und sprach zu mir — Worte, die ich kaum verstand, die mir aber eine eiskalte Angst in die Glieder jagten. Wir eilten, so schnell wir konnten, aber der Unbekannte, obwohl sein Schritt hinkend und ungleich war, holte stärker aus und hielt sich immer an meiner Seite. Da blieb Madonna Gianetta stehen und fragte ihn, ob es eines Ritters würdig sei, zwei schutzlose Frauen zu erschrecken und zu verfolgen. Sie drohte, um Hilfe zu rufen, wenn er uns nicht verlasse, und da soeben der junge Herr Leonardo, der Madonna Gianettas Schwestersohn ist, vorüberkam und unsere Lage bemerkend schnell vom Pferde stieg und auf uns zutrat, entfernte sich der Ritter, welcher glauben mochte, daß Herr Leonardo mein Bruder sei, indem er mir noch zuflüsterte: Edles Fräulein, Euer Tuch behalte ich als Pfand, Ihr sollt es dereinst von mir auslösen an einem Tag, welcher der schönste meines Lebens sein wird. — Ich zitterte so stark, daß ich mich auf Herrn Leonardos Arm stützen mußte. Ach, wenn Ihr ihn da gesehen hättet, wie er in seinem gestickten Wams dem heiligen Georg, dem Lindwurmtöter, glich, wie zart und ritterlich er uns beide schutzlose Frauen geleitete, wenn Ihr gehört hättet, mit welcher Verehrung er von Euch sprach, den er die Blume der florentinischen Ritterschaft nannte, — dann, o dann, Vater, würdet Ihr Euch nicht verwundern, daß er das Herz Eurer Tochter so rasch gewonnen hat.

Messer Cione antwortete etwas besänftigt: Ich sehe schon, daß du in deiner Ganshaftigkeit glaubtest, der Ritter wolle dich fressen, und dieser Gelbschnabel habe eine große Tat verrichtet, daß er durch sein Hinzukommen eine Erklärung abschnitt, gegen die ich nichts einzuwenden habe, als daß sie nicht in Gegenwart des Vaters gemacht ward. Wenn alles wäre, wie es sollte, würde sich der Laffe wohl gehütet haben, einem Ritter wie diesem in den Weg zu treten. Denn wenn du wissen willst, wer der fremde Herr war, dessen Gegenwart einen solchen Bann auf dich ausübte, so

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

will ich es dir sagen: es war niemand anders als Messer Ricciardo, dein Verlobter; die Geschichte von dem Tuch kenne ich aus dem Munde Herrn Baldassarres, und du wirst das Pfand von ihm auslösen an dem Tage, den dein und sein Vater bestimmen werden. Stehe jetzt auf und schlage dir die Kindereien aus dem Kopf. Daß dein künftiger Gatte dir schon beim ersten Anblick solche Scheu eingeflößt hat, das bedeutet eine gute Ehe, denn er soll dein Herr sein, nicht dein Spielkamerad.

Doch ebenso leicht hätte er können die Wasser des Arno rückwärts fließen heißen, denn Ginevra erhob sich nicht vom Boden, sondern schleppte sich auf den Knien zu ihrem Vater, der sie mit Heftigkeit zurückstieß, und beschwor ihn, daß er sie lieber ins Kloster der heiligen Apollonia schicke, wo seine Schwester Äbtissin war, als sie an dem Manne, der ihr Herz und ihre Treue besitze, meineidig zu machen.

Da aber der Alte erfuhr, daß seine Tochter den jungen Leonardo seit jener ersten Begegnung zu öfteren Malen im Haus Madonna Gianettas wiedergesehen, daß diese würdige Matrone ihre Liebe beschützt und Zeugin ihres geheimen Verlöbnisses gewesen, da entbrannte sein zorniges Gemüt noch heftiger als zuvor; er überschüttete das Mädchen mit allen Scheltworten und Flüchen, welche die an schnöden Reden so reiche toskanische Mundart besitzt, fügte auch noch etwelche fremdländische Kraftwörter hinzu, die er in seiner Jugend bei den Deutschen gelernt hatte, und schwur hoch und teuer, wenn er Ginevra nicht als Gattin dem jungen Agolanti zugesagt hätte und seinen Schwur um der Ehre willen halten müßte, so würde er sie auf der Stelle hier in Stücke hauen. Ob sie denn nicht wisse, daß von all den frechen Emporkömmlingen, deren Anblick ihm täglich die Seele vergifte, keiner ihm so schweres Leid angetan, wie die Familie der Rondinelli, die ihm seine Mauern verbrannt und seine Türme niedergerissen und gegen die er niemals vor Gott und Menschen Recht gefunden habe. Aber er solle nur einmal einem von ihnen an einem Ort be-

gegnen, wo der Arm der Signoria nicht hinreiche, sei es im Himmel oder in der Hölle, so wolle er so reiches Maß der Vergeltung üben, daß der liebe Gott selber am Tage des Gerichts die zerschlagenen Gebeine des Sünders nicht mehr erkennen solle.
Und als ob die gräßlichen Reden einer schlagenden Beweisführung bedürften, schleppte er das Mädchen am Arm auf den Söller, wo er ihr die verstümmelten, rauchgeschwärzten Mauern des Hinterpalastes zeigte, die wie eine stumme Anklage zum Himmel starrten.
Sieh, das haben sie getan, die Herren Rondinelli und Medici und wie das Krämervolk heißt. Es ist deine eigene Mitgift und Erbschaft, die da in Rauch und Flammen aufgegangen ist, es war ein Wunder, daß du selber mit dem Leben davonkamst, und du darfst Gott danken, daß ein so edler Herr wie Messer Ricciardo dich zur Frau begehrt, Bettlerin, die du bist!
Und nachdem er sie noch einigemal derb geschüttelt und figlia d'un cane genannt hatte, ohne zu bedenken, daß er mit diesen Worten mehr sich selbst als sein Kind beschimpfte, ging er mit schweren Schritten zur Tür hinaus und ließ die unglückliche Ginevra allein, indem er die Fäuste gegen den Himmel ballte, als wollte er die Vorsehung selbst zur Verantwortung ziehen, und ausrief: O Gott, wie konntest du zulassen, daß mein Blut sich so verirrte!
Die Wut des Ritters entsprang nicht allein aus der Verachtung des alten kriegerischen Adels gegen den im Handel reich gewordenen Bürgerstand, noch aus der in stürmischen Zeitläuften erlittenen persönlichen Schädigung, sondern sie war eine Folge der langen Unterdrückung und endlichen völligen Rechtlosigkeit, in der die Träger der ältesten und erlauchtesten Namen von den siegreichen Zünften gehalten wurden.
In Florenz war nämlich seit einem Jahrhundert die herkömmliche Weltordnung auf den Kopf gestellt und sollte es auch bleiben, solange die Herrlichkeit der alten Republik dauerte. Den Adligen

oder ‚Granden' war in heißen Kämpfen allmählich jeder Anteil am Regiment aus der Hand gewunden worden, selbst eine Vertretung war ihnen versagt, und Gesetze von abenteuerlicher Strenge wurden aufgestellt, um diese neue Ordnung zu sichern. Unter keinerlei Umständen konnte ein Adliger ein Amt von nur einiger Bedeutung bekleiden, selbst den Palast der Regierung zu betreten war ihm verwehrt. Nur in seltenen Fällen erlangte ein ‚Grande' durch außerordentliche Verdienste das Recht, den Adel abzulegen, seine Wappen zu verlöschen und in den Bürgerstand aufgenommen zu werden, doch selbst dann blieb er von den Staatsämtern ausgeschlossen. Derjenige Adlige, welcher einen Popolanen durch Worte oder Werke zu beleidigen oder gar sich tätlich an ihm zu vergreifen gewagt, durfte der härtesten Strafe gewärtig sein, von schwerer Geldbuße, Abhauen einer Hand, Einziehung der Güter, bis zur Verkürzung um die Länge eines Kopfs. Und damit ja kein Vergehen des Adels ungesühnt bleibe, waren an vielen öffentlichen Orten Büchsen aufgestellt, welche dazu dienten, geheime Anzeigen gegen die ‚Großen' aufzunehmen.

Mit der Zeit ward die Versetzung in den Adelsstand sogar zu einem Akt der Strafe, denn wenn ein Popolane bei irgendeinem Anlaß Partei für einen ‚Großen' genommen oder nur eine ihm durch einen solchen zugefügte Beleidigung nicht zur Anzeige gebracht oder sich sonst in irgendeiner Weise mißliebig gemacht hatte, konnten er und seine ganze Nachkommenschaft zu Granden erklärt werden, wodurch die Familie auf ewige Zeiten der bürgerlichen Rechte verlustig ging.

Diesen unwürdigen Zustand vermochten die edlen Sprößlinge der alten Ghibellinenhäupter nicht ruhig zu ertragen, und sie hatten mehr als einmal versucht, in blutigen Straßenkämpfen und Aufläufen die verlorene Herrschaft wieder an sich zu reißen.

Vor wenigen Jahren war es zum letztenmal zum Zusammenstoß gekommen, in den sich Messer Cione trotz seiner vorgerückten Jahre und Körperfülle frisch und freudig wie ein Jüngling ge-

stürzt hatte. Die Parteien, in Familien und Sippen, Gefreunden und Anhang geordnet, standen sich in den Straßen, auf den Plätzen, wo nur Raum zum Handgemenge war, gegenüber, aber durch unerschöpflichen Zufluß aus den ärmeren Vierteln schwollen die Reihen des Volkes und wuchsen zu einem Strom, der die ermatteten, durch keine Hilfe mehr verstärkten Gegner wie schlechtgestützte Dämme niederriß.

Und während an den Arnobrücken längst niemand mehr standhielt als das eiserne Geschlecht der Bardi, das den Ponte Vecchio durch schwere Ketten gesperrt hielt und ihn von seinen Türmen herunter verteidigte, löste sich von dem Hauptheer der Streitenden eine kleine Schar Popolanen ab und zog, geführt von den Rondinelli, nach dem Mercato, wo sich ein Häuflein Adliger unter dem Befehl Messer Ciones um das kleine Kirchlein des heiligen Andreas her befestigt hatte und von seinen Palästen und himmelhohen Türmen herunter dem Andrang des Volks wie aus einer Burg Widerstand leistete. Auch dort fanden sie die engen Straßen durch schwere Eisenketten von Turm zu Turm gesperrt, und an der vordersten dieser Barrikaden stand, umgeben von einer auserlesenen Schar junger Edelleute, Messer Cione, gerüstet bis an die Zähne, daß er einem Berg von Eisen glich und mit seiner Person allein schon den Paß sperrte. Er hatte die Beine gespreizt, sein Gesicht war blutrot aufgelaufen, das Schwert stemmte er vor sich auf den Boden, indem er sich mit beiden Händen darauf stützte, blickte wild um sich und begleitete jeden Schuß oder Wurf, der aus den Reihen der Seinigen kam, mit einem fürchterlichen Fluch, wie um seine Wucht zu verstärken. Es blieb eine Zeitlang bei bloßen Drohungen und gefahrlosen Würfen, erst als die Rondinelli, welche den ganzen Streit angezettelt und auch an den Brücken als die vordersten gekämpft hatten, auf dem Platz erschienen, kam es zum Blutvergießen; von den gezackten Mauern herab wurden sie durch Geschosse dicht wie Hagelkörner begrüßt, und hoch oben aus der Luft, von den schwebenden Brücken her-

unter, welche die Häuser befreundeter Familien verbanden, flogen Steinblöcke, die den Getroffenen auf immer zu einem friedlichen Mann gemacht hätten.

Aber ehe ein Opfer fiel, war der ungleiche Kampf entschieden. Ein paar Jünglinge aus dem Geschlecht der Rondinelli, welche ihres jugendlichen Alters wegen von den Vätern in die hintersten Schlachtreihen gestellt worden waren, schleppten, um nicht müßig zu bleiben, eine große Leiter herbei, die sie unter den Steinwürfen der Belagerten und dem Beifallsgeschrei der Menge an die Mauern legten, und der sechzehnjährige Leonardo war es, der zum Jubel der Seinigen den ersten Feuerbrand in den Palast der Amieri schleuderte.

Zwei Schritte vom Fenster stand mit vorgebeugtem Leib, Furcht und Neugier in den Mienen, die liebliche, noch nicht dem Kindesalter entwachsene Ginevra, die dem Verbot des Vaters entgegen aus den versteckteſten Räumen des Palastes heraufgeschlichen war, um dem Kampfe zuzusehen.

Als nun Leonardos Gestalt so jählings am Fenster erschien und einen Augenblick zwischen Leben und Sterben an der Brüstung hing, schrie das Kind vor Überraschung laut auf und starrte regungslos den schönen kecken Knaben an, aber in der nächsten Sekunde schoß, von seiner Hand geschleudert, ein Feuerstrahl an ihr vorüber, der zischend auf den weichen wollenen Fußteppich niederfuhr. Zugleich begegneten sich die Blicke der beiden, er streckte noch erschrocken den Arm aus, wie um die schon entsandte mörderische Fackel zurückzuhalten, aber gleichzeitig prasselte es von den oberen Stockwerken herab mit Steinen auf den jugendlichen Angreifer, der unter diesem Hagel das Gleichgewicht verlor. Ginevra hatte alles vergessen, die feindliche Tat des Knaben und die eigene Gefahr, sie flog ans Fenster und konnte noch eben sehen, wie der Schwankende eine Sprosse der Leiter faßte, die er zwar im Falle mit sich riß, die aber doch die Gewalt des Sturzes milderte, so daß seine Gefährten die Leiter ergreifen und den Jüng-

ling in den Armen auffangen konnten. Doch während er in Herzensangst nach Hilfe rief und sich aus den umklammernden Armen der Freunde loszuringen suchte, um aufs neue die Leiter anzulegen, diesmal nicht als Feind, sondern als Retter, streckte ihn ein neuer Steinwurf bewußtlos zn Boden.

Für Messer Cione aber war es ein großes Glück, daß gleichzeitig auf dem linken Arnoufer die Häuser der Bardi an allen Ecken rauchten, und die Beutegier des Pöbels eine reiche und köstliche Ernte fand, denn sein eigener Palast blieb von der Plünderung verschont, da ihm nur angesehene, begüterte Bürger gegenüberstanden, die mit der zugefügten Schädigung zufrieden vom Brandplatz abzogen, nachdem sie die Turmwand niedergerissen hatten. Einige waren sogar beim Löschen behilflich, denn das florentinische Volk war von je ebenso bereit zum Lieben wie zum Hassen, und wenn die Rache gesättigt war, schlug sie leicht in Mitgefühl um.

Ginevra war halb erstickt und ohnmächtig von einem Diener durch den bedeckten Gang in ein Nachbarhaus getragen worden, wo sie Madonna Gianetta liebreich aufnahm und pflegte. Aber von der Erscheinung des Jünglings am Fenster, für den eine ganz leise Stimme in ihrem Herzen um Verzeihung flehte, sprach sie nie ein Wort, und Messer Cione, der den Namen des eigentlichen Brandstifters nicht erfahren hatte, teilte darum seinen Groll zwischen dem ganzen Geschlechte der Rondinelli.

Als Ginevra später den Knaben in männlicher Gestalt wiedersah, erkannten sie sich auf den ersten Blick, und beiden war es, als hätte sich von jener Brandfackel ein Funke in ihre Herzen verirrt, der lange Jahre da geschlafen und der nun auf einmal vorbrechen müsse als ein heiliges Feuer, um all den alten Hader in seiner reinigenden Glut zu verzehren.

Auch jetzt, nachdem der Vater im Zorn von ihr gegangen war, gab sie die Hoffnung nicht auf, sein Herz zu erweichen. Aber der alte Ritter, der wohl wußte, daß seine ganze Stärke in seinem

Zorn lag und daß er nicht sicher war, einen zweiten Sturm siegreich zu bestehen, ließ ihr noch desselben Abends durch die Dienerin sagen, sie solle sein Angesicht nicht wieder sehen, bis sie komme, ihm ihre Unterwerfung anzukündigen. Indessen habe sie allein auf ihrem Zimmer zu bleiben und mit niemand zu verkehren, damit sie in sich gehen und ihren Trotz bereuen könne.

So saß sie nun die langen Tage in ihrem Turmzimmerchen, dessen Fenster auf den von drei Seiten eingeschlossenen Hofraum gingen, stickte an ihrem Teppich, und in jeden Stich verwob sie einen Gedanken an Leonardo. Und bald wünschte sie, daß er einen Fürsprecher zu ihrem Vater schicken möge, bald zitterte sie vor dem Ausgang eines solchen Versuchs. Wenn es Abend wurde, lauschte sie mit klopfendem Herzen nach der Straße hinunter, wo sie seinen Schritt aus allen andern herauszuhören glaubte, und stellte sich seine Gestalt vor, die jetzt wohl spähend über die Piazza schlich. Sie drückte die Brust gegen die kahle Wand, welche ohne Fenster wie eine Klostermauer nach dieser Seite ging, und gab dem fühllosen Stein all die Küsse, die sie bisher dem Geliebten verweigert hatte. Des Nachts, wenn die Fensterscheiben im Wind erklirrten, zitterte sie, daß Leonardo es noch einmal wagen könnte, die Leiter an ihr väterliches Haus zu legen, und harrte mit gespanntem Ohr und jagenden Pulsen schlaflos bis zum Morgen.

Messer Cione horchte wohl zuweilen auf dem Gang, und wenn sich lange nichts regte, ward er ängstlich und schickte die Dienerin mit irgendeinem Vorwand in die Stube, ob das Kind sich in der Einsamkeit kein Leids angetan habe, aber sobald er ihre Stimme wieder vernahm, erwachte sein Groll aufs neue, und er ging von dannen mit dem festen Vorsatz, sich nimmermehr von seinem gegebenen Wort abbringen zu lassen.

Diese Dienerin, Laurella mit Namen, ein häßliches, aber aufgewecktes Geschöpf, hatte sich während Ginevras Haft in das Vertrauen der jungen Herrin eingedrängt und wäre wohl zu

einem geheimen Botengang willig gewesen, hätte nicht Messer Ciones Argwohn auch ihr die Flügel beschnitten, daß sie das Haus ohne seine besondere Ermächtigung nicht verlassen durfte. So blieb nur die Hoffnung auf Madonna Gianetta, die bisher die Schutzpatronin der beiden Liebenden gewesen, aber die edle Dame, die sonst auf Messer Cione das Sprichwort anzuwenden pflegte, daß Hunde, welche bellen, nicht beißen, war durch des alten Ritters Drohungen so eingeschüchtert worden, daß sie die Stadt in aller Stille verlassen und sich auf ein Landgut zurückgezogen hatte. Bald folgte noch schlimmere Mär, denn auf mancherlei Umwegen kam es Laurella zu Ohren, der alte Rondinelli sei gesonnen, seinen Sohn in Handelsgeschäften nach Frankreich zu verschicken, und was diese Sendung bedeuten sollte, wußte Ginevra nur allzuwohl; hatte sie doch aus Leonardos eigenem Munde gehört, daß es seines Vaters Lieblingsgedanke sei, ihn mit der Tochter eines reichen Handelsfreundes in Lyon zu vermählen. Und um das Maß voll zu machen, teilte ihr Laurella gleichzeitig mit, daß der Notar den Kontrakt ihrer Heirat mit Ricciardo schon aufgesetzt habe und daß das Kränzlein von goldenen Blättern, das nach florentinischem Brauch ihr Haupt bei der Zeremonie schmücken sollte, für den folgenden Morgen bereit liege.

Nein, bei Gott, rief Ginevra außer sich, dies Kränzlein wird mich niemals schmücken, es sei denn, daß Leonardo mich zum Altar führe, oder sie setzten es mir als Leiche aufs Haupt. Denn wisse, eher stürz' ich mich von diesem Turm zerschellt aufs Pflaster, als daß ich dem Manne folge, vor dem mein Inneres schaudert.

Sie zog Laurella in die entlegenste Ecke des Gemachs, und nachdem sie ihr den Schwur der Treue und Verschwiegenheit abgenommen, holte sie ein zusammengefaltetes Blatt aus dem Busen und sagte mit gedämpfter Stimme: Nimm diesen Brief und verwahr' ihn wohl. Ich habe ihn heute nacht geschrieben, aber ich wollte ihn nicht absenden, ehe es zum Äußersten gekommen wäre, denn nur aus höchster Not werfe ich die Sitte und Be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

scheidenheit von mir, die einem Mädchen geziemen. Aus den Erzählungen unserer Dichter weiß ich, wie bedrängte Liebende sich Hilfe schaffen, und manche Heldin, die im Liede gepriesen wird, hat Schlimmeres getan als ich, um den Weg zu ihrem Liebsten zu finden. So höre den Rat, den mir der Himmel eingibt: Wenn Leonardo treu ist, — und ach, ich würde eher am Licht der Sonne zweifeln als an ihm — so soll er heute nacht um die zweite Stunde nach Sonnenuntergang in der Kirche des heiligen Andreas auf mich warten. Mein Vater kann mir diesen Gang nicht weigern, wenn ich ihn bitte, mich die Nacht vor meiner Vermählung am Grabe der Mutter beten zu lassen. Ich werde ihm Unterwerfung heucheln, ihn beschwatzen und mit dir zur Stelle sein. Dort, wenn kein Priestermund uns den Segen sprechen kann, soll Leonardo bei der Nische, die die Gebeine meiner Mutter birgt, mich zu seinem Weibe nehmen. Im Angesicht Gottes und dieser Toten tauschen wir die Ringe, und du sollst Zeugin sein. Alsdann folge ich ihm, wohin er mich führen will. Und wenn die Seinigen mich zurückstoßen, gehen wir in ein anderes Land, und meine Heimat soll da sein, wo unsere Liebe ein Asyl findet.

Madonna, Ihr habt hohen Mut, sagte das Mädchen bedächtig. Aber denkt Ihr auch an die Gefahren, die Ihr heraufbeschwört, Eures Vaters Zorn und die Gesetze dieser Stadt? Wird Herr Leonardo so Großes wagen?

O Laurella, was redest du? rief das Mädchen. Leonardo ist kein Ritter, aber zehn Ritter erreichen Leonardos Kühnheit und Treue nicht. Und wenn uns das Schlimmste geschieht, wenn die Verfolger uns ereilen, so sterben wir doch Herz an Herzen als Mann und Weib und sind eine Stunde glücklich gewesen.

Ihr sprecht vom Sterben, und ich soll dazu die Hand bieten! schluchzte Laurella und umfaßte sanft den Leib der jungen Gebieterin. Ach Madonna, was soll aus mir werden, wenn Ihr untergeht?

O Laurella, sterben um Liebe heißt ewig leben, rief das Mädchen mehr und mehr hingerissen. Wenn du mich liebst, so sei stark mit

mir und denke nur daran, diesen Brief in Leonardos Hände zu besorgen. Um die Stunde, wo er von seines Vaters Bank nach Hause geht, stellst du dich am Fenster auf und wartest, bis ein Jüngling mit goldbraunem Stirnhaar vorüberkommt, der wie ein Palmbaum über alle andern emporragt. Licht strahlt von seinen Augen, und sein Gang ist Majestät, er gleicht dem heiligen Georg, der den Drachen schlug; du müßtest ihn aus Tausenden erkennen, wenn du ihn nie gesehen hast! Schon von weitem späht er am Haus herauf, du zeigst ihm den Brief, den du mit einem Stein beschwert im Busen trägst, und wenn er dich verstanden hat, läßt du ihn verstohlen zu seinen Füßen fallen. Er wird ihn aufheben und das elende Papier mit seinen Küssen bedecken, denn so hab' ich's in den alten Historien gelesen —

Herrin, ich gehorche, unterbrach Laurella die Schwärmende, aber vergeßt in Eurem Glück ein armes Mädchen nicht.

Meine Dankbarkeit soll keine Grenzen kennen, ich will dich nie verlassen, und meine schwesterliche Liebe soll dich für alles entschädigen. — Aber halt, sagtest du mir nicht einmal, daß ein Knecht der Agolanti dich gerne sieht? Du Gute, bist einem Werkzeug meiner Feinde zugetan und willst mir dennoch dienen. Sieh, deinen Beppo kann ich dir freilich nicht geben, wenn ich das Weib eines Rondinelli bin, aber was du sonst fordern kannst, will ich für dich tun, und du sollst mit uns beiden das Brot des Exils teilen, das uns süßer schmecken wird als der Hochzeitskuchen, den Ricciardos Mutter backt.

Das Mädchen, das wohl eine andere Belohnung erwartet haben mochte, verzog den Mund, als wollte es sagen, daß ihrer Herrin Geschmack nicht der ihrige sei, und entfernte sich zögernd mit dem Briefe.

Als sie nach Verlauf einiger Stunden wieder in dem Turmzimmerchen erschien, nickte sie bedeutungsvoll mit dem Kopf und sagte leise mit niedergeschlagenen Augen: Es ist geschehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mit einem Jubelruf lag Ginevra an ihrem Hals, dann richtete sie sich auf und sagte: Und nun zu meinem Vater, jetzt fühle ich die Kraft, ihm mit einer Lüge unter die Augen zu treten, — er hat es selbst gewollt! —

Die blasse, schmale Mondsichel neigte sich schon zum Niedergang, als ein Jüngling, tief in den Mantel gewickelt, mit dessen Zipfel er auch das Gesicht verhüllte, durch die im Dunkel liegenden Straßen schlich, indem er sich an den Häusern hindrückte und den Laternenschein mied, den ihm da oder dort ein heimwärts wandelnder ehrsamer Bürger über den Weg warf, und mancher, der ihm so begegnete, blickte ihm nach und dachte im stillen: Ein Glücklicher, der zur Liebsten eilt.

Der Jüngling ging mit schnellen Schritten und drückte von Zeit zu Zeit die Hand auf die Brust, wo ein Stück Papier knitterte, um sich zu versichern, daß er nicht im Traum wandle. Er kannte jede Zeile dieses Briefes auswendig und flüsterte sich selbst im Gehen mit verzücktem Lächeln die Liebesworte vor, die das arme Blättchen ihm zugetragen hatte.

Trotz dem Fieber, das ihm in den Adern brannte, hatte er seine Anstalten planvoll und umsichtig getroffen: außerhalb der Stadtmauer scharrten schon zwei gesattelte Renner den Boden, einige verwegene Freunde, die er seit vielen Tagen zu einem Gewaltstreich gerüstet hielt, waren auf der Landstraße aufgestellt, um im Notfall die Fliehenden zu decken; ein verborgenes Gehöft in der Campagna, wo ein früherer Diener seines Hauses Pächter war, sollte den Liebenden zuerst Obdach gewähren. Dort wollte er in aller Stille ihren Bund von der Kirche segnen lassen und dann sein junges Weib dem Schutz der nahe wohnenden Frau Gianetta übergeben, denn er wußte, daß die edle Matrone trotz ihrer Furchtsamkeit der angetrauten Gattin ihres Neffen eine Zuflucht nicht versagen würde. Er selber hoffte unterdes in Florenz die beiden zürnenden Väter zu versöhnen, denn er zählte auf den alten Spruch, der da rät, zu geschehenen Dingen das Beste zu reden.

Er dachte nicht daran, daß diese rasche Tat seiner Vaterstadt vielleicht neue Ströme Blutes kosten konnte, er dachte nur an ein Paar weicher roter Lippen, die er noch nie geküßt hatte und von denen er nun die Blumen des Paradieses pflücken sollte, er sah die einzelnen Züge des geliebten Gesichtes in greifbarer Deutlichkeit vor sich, ohne sie vereinigen zu können, und das ganze Bild schwankte in unbestimmten Umrissen vor ihm her, wie um seine erregte Phantasie zu necken und vor der lodernden Sehnsucht ins Wesenlose zu verschweben. Er beschleunigte den Gang und bemerkte nicht, daß ihm rasche, leise Schritte durch die hallenden Straßen wie ein Echo der eigenen Schritte folgten. Eben fielen zwei dumpfe Schläge von Santa Reparata und verkündeten die zweite Stunde nach Sonnenuntergang. Der Jüngling wollte die Strecke abkürzen, die ihn von seinem Glück trennte, und verließ die belebteren Stadtteile, um nach einer verödeten Piazzetta einzubiegen. Das Geräusch hinter ihm verstummte, aber kaum war er bis zu einer finsteren Ecke gelangt, als er aus nächster Nähe Waffengeklirr und Hilferufe vernahm, er sah im Dunkeln einen Knäuel Menschen zusammengeballt, eine Stimme rief: Herr! Herr! Zu Hilfe! Sie morden mich! und es schien, als seien zwei bewaffnete Übeltäter über einen einzelnen wehrlosen Mann hergefallen. Dem Jüngling wallte das rasche Blut: ohne sich zu besinnen, flog er zur Stelle und deckte den zu Boden Gestürzten, auf den die andern mit Messern und Knütteln eindrangen, mit seinem Degen, indem er rief: Haltet Frieden, Freunde! Aber eh' er es dachte, empfing er einen schweren Hieb auf den Kopf, und zugleich traf ihn von unten gezielt ein Stich in den Leib, daß er taumelte und über den Liegenden hin zu Boden stürzte, wo sein Blut dunkel auf das Pflaster rann. Nebel umhüllte sein Bewußtsein, aber es kam ihm vor, als beuge ein Kopf sich zu ihm nieder und als flüstere eine höhnische Stimme: Merkt Euch, Herrr Leonardo, wer zur Hochzeit geht, muß sich nicht in fremde Händel mischen. Und zugleich fuhr ihm ein zweites Messer in die Brust. —

Ein stechender Schmerz brachte ihn endlich wieder zur Besinnung, er fand sich im Dunkeln allein auf dem Pflaster liegend und wußte nicht mehr, was mit ihm geschehen war. Aber er wußte, daß im Kirchlein von Sant' Andrea die eine auf ihn wartete, die ihm teurer war als das Leben. Er raffte sich auf, um zu ihr zu eilen, doch schon nach wenigen Schritten mußte er sich wankend an ein Haus lehnen und das warme Naß wegwischen, das ihm über die Augen troff. Er befühlte sich am ganzen Körper, und es war ihm, als sei er in einen Brunnen verwandelt, der aus allen Röhren rinnt. Doch tastete er sich im Finstern mit zitternden Händen an den Mauern der Häuser vorwärts, und ein Wunder war es, daß er die Richtung nicht verfehlte. Die Kirche von Sant' Andrea stand noch klar vor seinen verwirrten Sinnen: dorthin mußte er, und sollte der Weg Jahre dauern. Mehr als einmal stürzte er zu Boden und erhob sich immer wieder, er fühlte, wie mit dem rinnenden Blut seine Lebensgeister hinschwanden, er dachte nur noch die Kirche zu erreichen, dort sein Haupt in Ginevras Schoß zu legen und in ihren Armen zu verbluten.

Wenige Schritte vor dem Portal strauchelte er und stürzte noch einmal, jetzt fehlte ihm die Kraft sich zu erheben, sein Hirn vermochte nicht mehr zu denken, aber sein Ziel gab er auch jetzt nicht auf, und wie man zuweilen ein schon getötetes Tier sich noch vom Platze bewegen sieht, krochen die kraftlosen Glieder noch am Boden hin bis zu den Stufen der Kirche, die das Mädchen mit ihrer Dienerin schon seit lange verlassen hatte.

In der Frühe des folgenden Morgens war dem schaulustigen Volk von Florenz ein aufregender Anblick beschieden: zwei Sbirren hoben vom Portal der Andreaskirche eine leblose, vor Kälte halb erstarrte Männnergestalt aus einer großen Blutlache auf, und die herbeigeeilten Nachbarn erkannten in dem Ohnmächtigen, dessen Körper von Wunden bedeckt war, des alten Rondinelli einzigen Sohn. Man wußte nicht, wer die Tat getan,

noch wann sie geschehen war, denn niemand hatte in der Nacht Waffenlärm oder Hilferuf vernommen, und was die Neugierigen am meisten beschäftigte, war eine starke Blutspur, die von dem Kirchlein weg durch mehrere Gassen auf eine kleine Piazza führte; warum der Verwundete sich den weiten Weg bis zur Andreaskirche geschleppt hatte, gab den guten Florentinern viel zu denken, sollte ihnen aber auf ewig ein Geheimnis bleiben.

Sie legten ihn auf eine Bahre und trugen ihn so vor seines Vaters Haus, eine Menge Volkes drängte sich nach und wenig fehlte, so wären die beiden Liebenden auf dem traurigen Weg einander begegnet. Denn gleichzeitig setzte sich ein seltsamer Zug von dem Kloster der heiligen Apollonia nach dem Mercato in Bewegung: zwei Knechte der Amieri trugen eine verschlossene Sänfte, zu deren Seite Messer Cione degli Amieri und sein Schwiegersohn waffenklirrend einherritten, daß es aussah, als würde ein gefährlicher Staatsgefangener, nicht ein gebrochenes, fieberndes, halb bewußtloses Mädchen des Weges geführt.

Als Messer Cione hoch zu Roß mit seinem Schwiegersohn vor der Pforte des Klosters erschienen war, um seine Tochter zurückzufordern — denn durch Laurella wußte er schon, daß das Fräulein sich nach dem verfehlten Stelldichein unter den Schutz ihrer Tante geflüchtet —, da hatte die Abtissin sich wohl gehütet, den Zorn des Bruders zu reizen, und das unglückliche Mädchen war, von zwei Klosterfrauen mehr geschleppt als gestützt, ihren Verfolgern ausgeliefert worden.

Als sie im fahlen Morgenlicht an der Seite Messer Ciones die hagere Gestalt ihres Verlobten erblickte, richtete sie sich hoch auf, eine rasche Glut stieg in ihr bleiches Gesicht, um dort als einzelner roter Fleck zurückzubleiben, ihre erloschenen Augen blitzten auf, und sie sagte langsam mit lauter Stimme: Messer Ricciardo, da Ihr mein Herr sein sollt, so bin ich Euch wohl ein Bekenntnis schuldig. Wißt, daß ich diese Nacht dem väterlichen Dach entflohen bin, um in die Arme eines andern zu eilen — dieser

andere hat mich verschmäht. — Ist ein so edler Herr wie Ihr nicht zu stolz, die verlassene Geliebte eines Rondinelli zum Weib zu begehren?

Vater und Bräutigam wichen vor ihr zurück, als sie ihnen so mit verwandelten Mienen wie ein Gespenst entgegenschritt, aber nur kurz dauerte der Bann, denn Ginevra hatte ihre Kräfte überschätzt, die Knie begannen ihr zu zittern, es wurde dunkel vor ihren Augen, und aufschluchzend sank sie in die Arme der herzugeeilten Laurella.

Von den Ereignissen dieses Tages behielt sie ihr Leben lang nur eine dämmernde Erinnerung, sie ließ es betäubt und willenlos geschehen, daß sich fremde Hände mit ihr zu schaffen machten, daß sie in köstliche seidene Gewänder gehüllt und ein Kränzlein von goldenen Blättern in ihre schöngescheitelten Haare gesetzt wurde, aber sie selbst regte keinen Finger, und als die Mädchen ihr zuletzt einen Spiegel vorhielten, damit sie sich in ihrer ganzen Schönheit sehen könne, wandte sie stumm die Augen ab. Doch leistete sie auch keinen Widerstand mehr, es konnte scheinen, als bewegten sich ihre Glieder nur noch mechanisch und als sei die Seele schon entflohen.

Endlich fand sie sich halb gezerrt und halb geschoben an der Seite ihres Verlobten vor dem Altar; nur wie durch einen Nebel hindurch sah sie die Gestalt ihres Vaters, Messer Baldassarres und einer ehrwürdigen Matrone, die ihr freundlich zulächelte, aber als der Priester nach florentinischem Brauch ein großes reichgesticktes Tuch über das Brautpaar ausbreitete und ihre Hand in die Messer Ricciardos legte, um sie in Ewigkeit zusammenzugeben, da verließ sie das Bewußtsein, und während die Glocken läuteten und von dem Turm der Andreaskirche die Banner der beiden vereinigten Familien lustig flatterten, wurde die ohnmächtige Braut in das Haus ihres Vaters zurückgetragen.

Wochenlang lag Ginevra zwischen Leben und Sterben; ein bösartiges Fieber fraß an ihrem zarten Körper, dem überdies die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

herbeigerufenen Ärzte durch abenteuerliche Pillen und Mixturen zusetzten. Oft rief sie in ängstlichen Phantasien Leonardos Namen aus, wenn aber auf einen Augenblick der Schleier des Wahns zerriß, so sah sie stets ein ehrwürdiges Angesicht voll göttlicher Milde, das nur durch einen leisen Kummer wie gedämpft schien, über ihr Kissen gebeugt, und eine kühle Hand legte sich liebkosend auf ihre heißen Schläfen, bis sie die Augen aufs neue zu unruhigem Schlummer schloß.

Messer Cione bekämpfte mannhaft seine Sorgen, indem er sie mit Fluten edlen Chiantiweins wegzuschwemmen suchte, denn er war kein gefühlloser Vater; aber mit Zweifeln über die Richtigkeit seiner Handlungsweise gab er sich nicht ab. Jeden Morgen und jeden Abend kam er in das Krankenzimmer, um nach Ginevras Befinden zu fragen, doch die edle Wärterin suchte ihn immer so schnell wie möglich zu entfernen, damit er nicht durch seine geräuschvollen Tritte und seine dröhnende Stimme den wohltätigen Schlummer der Kranken verscheuche. Oft hörte er bis in die Halle, wo er allein beim Becher saß, das schwere Stöhnen seines Kindes, dann stemmte er die Arme auf, legte den Kopf in beide Hände, daß die Ohren verdeckt wurden, und blickte tiefer ins Glas.

Endlich siegte des Mädchens Jugend über die Krankheit und die Kunst der Ärzte, und als sie aus tiefem wohltätigem Schlaf erwachend zum erstenmal mit hellen Augen um sich sah, hafteten ihre Blicke wiederum auf der Gestalt der freundlichen Wärterin an ihrer Seite, die nicht mit den Wahngebilden des Fiebers verschwunden war; ein edles Frauengesicht, von Alter und Sorgen gefurcht, aber von zwei tiefen seelenvollen Augen mild wie eine Mondlandschaft erleuchtet, lächelte sie unter einem weißen Schleiertuch voll Liebe an.

Ginevra, der mit den Fieberträumen auch die letzten Ereignisse vor ihrer Erkrankung völlig aus dem Gedächtnis geschwunden waren, ließ sich die Pflege der edlen Frau dankbar gefallen, ohne zu

forschen, wer sie sei, es dämmerte ihr nur, als hätte sie diese Gestalt schon früher einmal in einem schweren Augenblick gesehen, aber was damals geschehen war, wußte sie nicht und wollte es auch nicht wissen, denn sie vermied es unwillkürlich, nach ihrem Namen zu fragen, und da sie hörte, daß das Gesinde die edle Greisin Madonna Alessandra nannte, so redete auch Ginevra sie mit diesem Namen an, und nur in Augenblicken dankbarer Aufwallung nannte sie sie Mutter, ohne zu wissen, daß sie ein Recht dazu hatte.

Solang Ginevras Abschließung dauerte, blieben die beiden Frauen unzertrennlich. Madonna Alessandra leistete der Genesenden alle jene kleinen Dienste, die man am liebsten aus mütterlichen Händen empfängt, sie leitete sie, als ihr das Aufstehen gestattet wurde, an ihrem eigenen Arm auf den Söller, um gemeinsam der frischen Luft zu genießen, und führte sie, wenn sie müde war, wieder in ihr Bett zurück. Und wie sie sich im Gehen auf den Arm der hohen Frau stützte, so ward Ginevra ganz unmerklich daran gewöhnt, sich auch in ihrem Fühlen und Denken von der edlen Pflegerin leiten zu lassen, wozu ihre langen Zwiegespräche häufige Veranlassung boten.

Wer sich aber mit dem langsamen Gang der Dinge durchaus nicht zufrieden gab, das war Messer Ricciardo. Die vielen Hindernisse, die sich seiner Werbung in den Weg gestellt, hatten seine Leidenschaft für Ginevra noch mehr entflammt, und er brannte vor Ungeduld, das schöne Geschöpf, das nun bereits sein angetrautes Weib war, auch wirklich heimzuführen. Er stand oft stundenlang unter dem Palast der Amieri, um die Heißbegehrte wenigstens von fern zu sehen, wenn sie auf den Söller steige, und häufig machte er seiner Mutter Vorwürfe, daß sie ihm nicht behilflich sei, rascher an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, wogegen ihm Madonna Alessandra mild entgegenhielt, daß sie Ginevra, die ihre Vermählung ganz vergessen zu haben schien, langsam auf ihr Schicksal vorbereiten müsse.

466

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber dem Sohne ward die Zeit zu lang, und mit Zustimmung Messer Ciones, der auch nicht viel auf lange Umschweife und zartes Zuwarten hielt, trat er eines Tages, als Madonna Alessandra sich eben entfernt hatte, unerwartet in das Zimmer seiner jungen Gemahlin.

Bei seinem plötzlichen Erscheinen gab Ginevra keinen Laut des Schreckens von sich, sie drückte nur beide Hände auf die Brust und starrte ihn mit weit offenen Augen an, als suche sie halbverwischte Eindrücke in ihrem Gedächtnis zusammen, da er aber mit schmeichelnden Worten näher trat und ihr die zusammengepreßten Hände von der Brust ziehen wollte, stieß sie einen tiefen Seufzer aus, ihr Gesicht entfärbte sich, und sie brach ohnmächtig zusammen.

Ricciardo mußte sich erschrocken und ingrimmig zurückziehen, während die rasch herbeigerufene Frau Alessandra sich um das Mädchen bemühte.

Aber sobald ihr die Besinnung zurückkehrte, zerfloß Ginevra in Tränen und wies auch Alessandras Pflege von sich, indem sie sagte: Ja, nun erinnere ich mich: Ihr standet an meiner Seite, aber bei Euch war einer, dessen Anblick mir das Herz versteinert. — Der Priester legte meine Hand in die seinige — ein Tuch fiel über mich schwer und schwerer, bis es ein Bahrtuch ward und mich erstickte. — Wie ein böser Traum hat mich das Bild verfolgt, aber nun weiß ich, — Ihr seid seine Mutter.

Diesmal verhüllte ihr keine wohltätige Betäubung das Bewußtsein ihrer Lage, sie wälzte sich in Tränen auf ihrem Bette und flehte tausendmal den Tod um Erlösung an, dann erhob sie sich, schwach wie sie war, vom Lager, kniete vor der Matrone nieder und sagte flehend: Mutter, ist denn keine Rettung mehr für mich?

Alessandra weinte mit ihr, sie zog sie in ihren Armen in die Höhe und liebkoste sie, wie man ein Kind beschwichtigt.

Hätt' ich es doch zu hindern vermocht! sagte sie. Aber was bleibt dir übrig? Er ist nun einmal dein Gatte.

Sieh, fuhr sie fort, wir leben in grausamen Zeiten, wo das Frauenschicksal ein Märtyrertum ist, denn die Kämpfe der Männer haben Zustände geschaffen, die wir wie eine göttliche Weltordnung hinnehmen müssen. Vielleicht werden einst für unsere späten Enkelinnen bessere Zeiten kommen — wir können nur beten und uns beugen. — Hat man euch jungen Mädchen denn nie von den alten Geschichten dieser Stadt, von dem Bürgerkrieg mit all seinem Elend und Greuel erzählt?

Ginevra nickte, und leise Röte stieg in ihr Gesicht, denn sie dachte an Leonardo und den Brand ihres Palastes, aber die Matrone achtete nicht darauf, ihre Gedanken flogen weiter zurück.

So müßt ihr auch wissen, was das Los eurer Mütter und Großmütter gewesen ist. Und du konntest glauben, du armes Kind, du allein werdest eine Ausnahme machen, du allein werdest Rosen pflücken und auf Blumenteppichen wandeln, wo für alle anderen nur Dornen gewachsen sind?

Ginevra stand mit gesenkten Augen, denn die Greisin hatte in ernstem Tone wie noch nie zu ihr gesprochen.

Madonna Alessandra streichelte ihr die Wangen und zog sie zu sich auf den gepolsterten Sitz nieder.

Du sollst heute die Geschichte meines Lebens hören, sagte sie, wie ich sie jeder meiner Töchter am Hochzeitstag erzählte, damit sie daraus die Ergebung in einen höheren Willen lernen sollten. Man trägt ja leichter seine eigenen Schmerzen, wenn man die Härte eines fremden Geschickes erfahren hat, und du bist nun ganz und gar meine eigene liebe Tochter geworden.

Ich stamme aus dem Hause der Bardi, einem der ersten und ältesten in Florenz, wie du wissen wirst. Die Sonne des reinsten Glücks strahlte über meiner Jugend, denn vom Himmel war mir die seltene Gnade zuteil geworden, daß die Neigung meines Herzens mit der Wahl meiner Eltern zusammentraf. Der Gegenstand meiner heimlichen Liebe wurde mir von den beiderseitigen Familien zum Gatten bestimmt. Mein ganzes Leben hindurch,

unter den härtesten Prüfungen, die mir das Schicksal auferlegte, stand die Erinnerung an jene goldene Zeit wie ein tröstlicher Stern über meinem Haupte, und wohl nie hat eine Braut mit seligeren Gefühlen den Ring aus der Hand des Bräutigams entgegengenommen. Aber die Ehe begann unter trüben Vorzeichen.

Ein begüterter Popolane, dessen Bewerbungen um meine Hand von meinem Vater zurückgewiesen worden waren, hatte eine falsche Anzeige gegen meinen Gatten vorgebracht und es einzurichten gewußt, daß der unglückliche Piero mitten aus den Vermählungsfeierlichkeiten heraus, noch ehe er mich in sein eigenes Haus abgeholt hatte, vor die Signoria gestellt und von da ohne Urteil noch Verhör ins Gefängnis abgeführt wurde, wo er zwanzig lange Monate schmachtete.

Ich ward von dem Gipfel des Glücks plötzlich in die Nacht der tiefsten Verzweiflung hinabgestürzt. Tagelang stand ich vor dem Gefängnis und starrte die düstern, fensterlosen Mauern an, die mein Liebstes verschlossen. Noch hatte ich ihn nicht ein einziges Mal ans Herz gedrückt, und doch war er mein, mein Gatte, dem jedes Haar von meinem Haupte gehören sollte. Und ich wußte nicht, ob er aus den Kerkermauern je wieder an das Tageslicht zurückkehren würde, denn schon mancher war hinter jener schwarzen Eisentür auf immer verschwunden. Alle Schritte, etwas von dem Gang des Prozesses und dem Schicksal des Gefangenen zu erfahren, waren vergeblich. Man begann mich als eine Witwe zu betrachten, neue Freier stellten sich ein, die den geschlossenen Bund für ungültig erklärten, da ich ja das Haus meines Gatten noch nicht betreten hatte, aber ich wies sie mit Entrüstung zurück. Auch jener Popolane wiederholte seine Bewerbungen, indem er durchblicken ließ, daß meine Antwort auf das Los des Gefangenen von Einfluß sein könnte, und noch jetzt danke ich es meinem Vater, daß er den Versucher mit Schimpf aus dem Hause trieb, ohne mich den Seelenqualen einer solchen Entscheidung auszusetzen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Endlich, nach fast zwei Jahren wurde Piero in Freiheit gesetzt, ohne je eine Erklärung über die Ursache seiner Gefangenschaft zu erhalten. Die Anzeige hatte sich als falsch erwiesen, aber von einer Bestrafung des Schuldigen war nie die Rede. Doch sollten wir auch jetzt keines ungetrübten Glücks genießen, denn Pieros Gesundheit hatte unter der langen Haft und den vielen Entbehrungen und Mißhandlungen schwer gelitten.

Ein Jahr nach unserer endlichen Vereinigung ward uns zur Erfüllung unserer heißesten Wünsche ein Knäblein beschert, und wir glaubten darin ein Zeichen zu sehen, daß der Grimm des Schicksals nun versöhnt sei. Aber dieser Sonnenstrahl war nur der Vorbote neuer entsetzlicher Stürme.

Ein paar Wochen nach der Geburt unseres Sohnes ward mein Vater unter der Anklage des Hochverrats verhaftet. Seit der ungerechten Gefangennahme Pieros hatte ihm der Groll über die Unterdrückung des Adels keine Ruhe mehr gelassen, und er war — ohne unser Wissen, das kann ich bei Christi Blut beteuern — einer Verschwörung beigetreten, die den Umsturz des Staates bezweckte. Das Komplott wurde entdeckt. Wie Feuer flog die Nachricht von Haus zu Haus, ganz Florenz geriet in Bewegung, alle Handwerker stellten ihre Arbeit ein, die Glocken wurden geläutet, die Läden geschlossen, und in den Straßen wogte es Kopf an Kopf, als feire Florenz ein Freudenfest. Die Zünfte traten unter Waffen und sperrten mit wehenden Fahnen den Zugang zu meinem väterlichen Palast.

Ich stand in einem Nachbarhause am Fenster, meinen säugenden Pierino auf dem Arm, und wartete mit Zittern auf das Gericht, das über uns hereinbrach. Noch meine ich den dröhnenden Schritt der Hellebardierer zu hören, der näher und näher die Straße heraufkam. Mit teuflischer Zerstörungswut und unter dem Beifallsgeschrei der Menge warfen sich die Maurer und Zimmerleute, mit eisernen Werkzeugen bewaffnet, auf unser Haus, ich vergoß heiße Tränen, als ich die liebe Heimstätte meiner Kindheit Stein um

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stein krachend in Schutt und Trümmer stürzen sah. Ach, es waren nur Steine, um die ich weinte, ich ahnte nicht, daß zu gleicher Stunde im Gefängnishof auch das teure Haupt meines Vaters fiel.

Die Greisin lehnte sich erschöpft an die Wand zurück und schloß die Augen. Ginevra drückte sich schaudernd an sie und hielt ihre beiden Hände fest.

Es war nur der Anfang meines Elends, fuhr sie fort. Doch ich will dein weiches Herz nicht mit all den schauderhaften Einzelheiten des Prozesses, in den wir alle verwickelt wurden, zerfleischen. Das Ende war, daß die Güter meines Vaters sowie die der anderen Verurteilten eingezogen wurden und die Familien der Verschworenen, darunter ich mit allen meinen Brüdern, in die Verbannung wandertern. Mein Gatte ging wie durch ein Wunder frei aus, denn seine Kränklichkeit ward für einen Beweis seiner Unschuld aufgenommen, während falsche Zeugen meine Mitwissenschaft beschworen. Doch konnte ich mich nie des Verdachts erwehren, daß die, welche mein Unglück wollten, nur diesen Weg gewählt hatten, um mich durch die Trennung noch schmerzlicher zu treffen, denn meines Gatten inständige Bitte, mich ins Exil begleiten zu dürfen, wurde von den Mächtigen abschlägig beschieden. — Bologna ward uns als Aufenthaltsort angewiesen, ich nahm mein säugendes Kind auf die Arme, und Piero durfte mich bis zum Tor begleiten. Unter dem Bogen der Porta San Gallo hielt er mich zum letztenmal im Arm, ich war so erstarrt vor Jammer, daß ich seinen Abschiedskuß nicht erwidern konnte, meine Brüder machten mich aus seinen Armen los und hoben mich wie eine leblose Statue aufs Pferd. Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Madonna Alessandra schwieg aufs neue, und ihr Geist schien sich ganz in die alten Erinnerungen zu versenken. Erst nach einer Weile nahm sie den Faden ihrer Erzählung wieder auf.

In Bologna lebten wir ungefähr vier Jahre. Wir waren nicht gänzlich mittellos, denn mein Vater hatte, ehe er den verhängnis-

vollen Schritt tat, Sorge getragen, einen Teil seiner Habe bei auswärtigen Banken zu sichern. Obwohl es florentinischen Bürgern bei schwerer Strafe untersagt ist, mit Verbannten die mindesten Beziehungen zu unterhalten, hatten Piero und ich doch Mittel gefunden, um in stetem schriftlichem Verkehr zu bleiben. Alle seine Briefe strömten über von Sehnsucht und dem Wunsch, mich in Bologna aufzusuchen, aber ich wußte ihn durch dringende Vorstellungen zu beschwichtigen, denn ich fürchtete nichts so sehr, als daß er durch eine Übertretung der Gesetze neue Gefahren auf sein Haupt herabbeschwöre; waren wir doch von Spionen umringt. Oh, daß ich so verblendet war, sein Kommen zu hintertreiben! Aber wessen Seele von soviel Schicksalsschlägen zermalmt ist, der wird feige und wagt das Glücksspiel nicht mehr, in dem alles gegen alles gesetzt werden muß.

Um diese Zeit kam ein wandernder Gelehrter aus Oberitalien durch Bologna, der — ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde — in unserem Hause beherbergt ward. Mit Nicht-Florentinern stand uns der Verkehr jederzeit frei. Dieser Mann brachte als Allerneuestes einige Gesänge der ‚Göttlichen Komödie' mit. Ich werde nie vergessen, wie er uns die unsterblichen Verse las, in denen der Dichter vom bittern Brote des Exils und dem sauren Ersteigen fremder Treppen spricht, — und wie wir Verbannten uns plötzlich alle laut schluchzend in die Arme fielen und man eine Zeitlang nichts mehr hörte als unser Weinen und den Namen der vielgeliebten, stiefmütterlichen Heimat.

Von da an fand ich keine Ruhe mehr, die Dichterworte hatten meinen zurückgepreßten Schmerzen gleichsam einen Körper gegeben, und nun standen sie vor mir riesengroß, unüberwindlich. Jede Nacht sah ich im Traum die Kuppel des Täufers vor mir aufsteigen und wollte die geliebte Gestalt meines Piero in die Arme drücken, der mir immer wie ein Schemen entschlüpfte. Oh, diese Träume sollten mir eine Mahnung sein, wie eitel unser irdisches Hoffen und Mühen ist. Nur mein kleiner vierjähriger

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Pierino, der zum reizendsten Kinde heranwuchs, vermochte meinen Kummer etwas zu zerstreuen, aber stets fuhr es mir wie ein Dolch ins Herz, wenn er im Unverstand irgendeinen fremden Herrn, der ihm schöntat, Vater nannte.

Als der fremde Gelehrte abreiste, ließ er mir zum Andenken die Blätter zurück, auf denen die unvergeßlichen Worte geschrieben sind. Ich bewahre sie noch jetzt auf zur Erinnerung an jene trüben Zeiten — trüb, aber sonnig im Vergleich zu dem, was folgen sollte.

Da, gerade als mein Heimweh aufs höchste gestiegen war, blieben Pieros Briefe aus. Wochen und Monate vergingen, ohne daß ich Nachricht erhielt. Ich schlich nur noch wie ein Schatten umher, und hätten meine Brüder mich nicht aufs schärfste bewacht, ich glaube, ich wäre zu Fuß auf und davon gegangen.

Doch eines Tages — ich meine, es sei gestern gewesen — hielt mir ein Mann in Lumpen, dessen Gesicht mir bekannt schien, auf der Straße die Hand entgegen. Ich wollte im Vorübergehen eine Münze hineinlegen, da knitterte ein Papier zwischen meinen Fingern. Mein Beichtvater schrieb mir, daß Piero schwer krank sei und unfähig, die Feder zu halten, er bitte um einen letzten Abschiedsgruß von meiner Hand und um ein Löckchen unseres Kindes, das ihn unter die Erde begleiten solle.

Als ich dieses Schreiben erhielt, hatte all mein Schwanken und Fürchten augenblicklich ein Ende, und der Entschluß zu gehen und meines Gatten letzten Seufzer zu empfangen, — sollte es auch das Leben kosten — stand fest. Meinen Brüdern, die ihre Gewalt über mich brauchen wollten, um mich zurückzuhalten, antwortete ich kühn: Wenn ihr Männer das Recht habt, euren Kopf feilzutragen für eine Chimäre von Staatsverfassung, die nicht länger dauert als von Weihnachten bis Ostern, wie sollte da einem Weibe nicht gestattet sein, für ihre Pflicht und Liebe dasselbe zu wagen?

Meinen süßen kleinen Pierino übergab ich meinem ältesten Bruder und dessen Frau, und der sinkende Abend sah mich unterwegs

nach Florenz, nachdem ich schon die Nachricht von meiner Ankunft durch einen vertrauten Diener vorausgesandt hatte, der die Unterstützung ergebener Freunde für mich werben sollte, um mir in die Stadt zu helfen.

Aber ach, das Glück, das mir niemals lächelte, versagte auch bei diesem Unternehmen seinen Beistand. Mein Bote, der ein gutes Wams trug und ein edles Roß ritt, um schneller vorwärts zu kommen, wurde auf Florentiner Markung von bewaffneten Dieben angefallen und ausgeraubt. Als sie statt Geldes meinen Brief bei ihm fanden, beschlossen sie, aus diesem Funde Nutzen zu ziehen und den hohen Preis, der auf Entdeckung staatsgefährlicher Umtriebe — denn so nennt man den Verkehr mit den Verbannten — gesetzt ist, zu verdienen.

Ich erreichte Florenz am andern Morgen und stahl mich mit einem Knecht, der mir gefolgt war, verkleidet durch den Torweg, durch denselben, auf dem ich vor vier Jahren von Piero Abschied genommen hatte im herzbeklemmenden Vorgefühl, es könnte der letzte sein. — Laß mich schweigen von der entsetzlichen Aufnahme, die mir bereitet war! Kannst du dir den äußersten Schimpf vorstellen, der je einer Frau widerfahren ist? Kannst du dir denken, daß man Matronen aus edlem Hause wie die Landstreicherinnen auffängt und sie entblößt unter dem Hohngelächter und den Kotwürfen der Menge durch die Straßen von Florenz peitschen läßt! An diesem schrecklichen Tage haben selbst die Engel Gottes ihr Haupt verhüllt!

Im Gefängnis fand ich meine Besinnung wieder: aber mein Gott, in welcher Gemeinschaft! Mit schlechten Dirnen, streunenden Weibern, die man täglich von der Straße auflas, mit Diebinnen und Kupplerinnen wurde die Tochter des stolzen Alessandro de' Bardi zusammengeworfen, denn sie hatten, um mich desto tiefer zu demütigen, meine Übertretung als Landstreicherei bezeichnet. Zuerst erstarb jedes andere Gefühl in mir, nur der tödliche Haß gegen das übermütige, frevlerische, von Gott

verfluchte Krämergeschlecht tobte in meiner Seele. Aber Monde um Monde vergingen, ohne daß ich eine Änderung erfuhr, ohne ein Zeichen von der Außenwelt, allein, der schmachvollsten Gesellschaft preisgegeben, die quälende Angst um meinen Gatten und um mein verlassenes Kind im Herzen. Meine Mitgefangenen wechselten, denn die einen starben weg, die anderen wurden freigegeben, nur für mich schlug die Stunde der Erlösung nicht.

Da fiel endlich in meine verfinsterte Seele ein Strahl der Gnade, ich überdachte all das entsetzliche Leid, das seit Anbeginn auf Erden gewaltet hat, und wie keiner verlangen darf, vor seinen Mitgeschöpfen bevorzugt zu sein.

Ich warf meine Augen umher und sah meine Mitgefangenen leiden, nun verachtete ich sie nicht mehr, sondern richtete sie auf und suchte sie zu trösten, und ich fand noch inmitten der tiefsten Verderbnis Spuren der Menschlichkeit. Auch rief ich mir zurück, was ich von den alten Geschichten dieser Stadt gehört hatte, und ich erkannte, daß die Vergehen von beiden Seiten gleich gewesen vor dem Herrn, und daß jede Partei ihre Stärke gemißbraucht habe. Da beugte ich meine Seele, nicht vor den Menschen, aber vor Gott.

Doch der Herr hatte mir das Herz nur gereinigt, um mich auf neue, noch härtere Prüfungen vorzubereiten. Während ich im Gefängnis schmachtete, war in Florenz die Verfassung umgestürzt worden, die Granden behielten wieder einmal auf kurze Zeit die Oberhand, und die Verbannten wurden zurückgerufen.

Meine Brüder suchten mich monatelang vergeblich, denn in der allgemeinen Unordnung waren die Listen der Gefangenen vernichtet worden, und sie begannen mich schon für tot zu betrachten, als sie mich eines Tages im Grund meines schmutzigen Kerkers entdeckten. Ich sah die Sonne nur wieder, um sie zu hassen. Am selben Tag, wo ich schmachvoll durch die Gassen von Florenz gezerrt worden war, hatte mein teurer Gatte, ohne zu ahnen, wie nah ich ihm sei, in den Armen meines Beichtvaters die Seele

ausgehaucht, und sein letzter Seufzer war mein Name gewesen. Einige Monate später war mein holdseliger kleiner Pierino, mein Liebling, das Kind meiner Liebe, einer in Bologna ausgebrochenen Kinderkrankheit erlegen. Ich erfuhr das alles und lebte noch.

Ich wollte die Welt nicht mehr sehen, in der mir so viel Leides geschehen war, und verschloß mich und meine Schmerzen in ein Kloster. Ich widmete mich der Erziehung verwaister Kinder, in denen ich meinen verlorenen Liebling wiedersah, ich ging in das Spital, um Schwerkranke zu pflegen, und wenn ich, von Nachtwachen und Anstrengungen zu Tode erschöpft, am Bett eines Sterbenden saß, so schmolz der Stachel, daß ich meinem Gatten nicht die letzten Dienste erwiesen hatte, aus der brennenden Wunde. In dieser aufreibenden Tätigkeit fand ich allmählich den Frieden meiner Seele wieder.

Fünf Jahre blieb ich im Kloster, aber mein sehnlicher Wunsch, den Schleier ganz zu nehmen, scheiterte an dem hartnäckigen Widerstand meiner Brüder. Die Ursache dieser Weigerung sollte ich bald genug erfahren. Eines Tages teilte mir der älteste, der nach des Vaters Tode das Haupt der Familie geworden war, mit, daß er dem edlen Messer Baldassarre aus dem Haus der Agolanti meine Hand versprochen habe. Vergebens waren meine Bitten und Tränen, von allen Seiten bestürmte man mich, der Wohlfahrt meiner Familie und der Sache des Adels dieses Opfer zu bringen. Selbst mein Beichtvater und die Äbtissin, die bisher meinen Entschluß, im Kloster zu bleiben, gebilligt hatten, ermahnten mich zur Unterwerfung. So beugte ich noch einmal das Haupt und ward Messer Baldassarres Weib. Aber du darfst glauben, daß ich mehr Tränen weinte, da ich das Kloster verließ als am Tage, wo ich es zum erstenmal betreten hatte. An Messer Baldassarre fand ich einen guten und aufmerksamen, wenn auch keinen zärtlichen Gatten. Er war mehrere Jahre jünger als ich, und in meinen Scheitel mischten sich schon Silberfäden, obgleich ich noch keine dreißig Jahre zählte. Dazu war mein Mut und

meine Freudigkeit gebrochen, lieben konnte er die Gattin nicht, die statt des süßen zärtlichen Getändels nur die stumpfe Ruhe der Pflichterfüllung mit in die Ehe brachte. Aber auch wenn er mich geliebt hätte, so wäre doch kein irdisches Glück mehr in mein Herz gedrungen.

Hätte mir der Himmel wenigstens nur Söhne beschert, aber in jeder meiner Töchter mußte ich das letzte, gezwungene Opfer meines Lebens sich wiederholen sehen, und ich hatte nicht immer den Trost, sie in das Haus einer zweiten liebenden Mutter ziehen zu lassen.

Du siehst, fuhr die Matrone fort, als Ginevra noch immer schweigend den Kopf gesenkt hielt, dir ist nichts geschehen, was nicht in der Welt, in der wir leben, natürlich und alltäglich wäre. Denke an das Los der Unzähligen, die der Bürgerzwist heimat- und elternlos von Haus und Hof getrieben hat. In Zeiten so voll Not und Jammer dem Himmel ein Herzensglück abtrotzen zu wollen, wäre sträfliche Vermessenheit.

Ginevra antwortete nicht, aber in ihrem Herzen war eine tiefe Wandlung vor sich gegangen. Wo ihr die anderen nur trockenen Gehorsam und blinde Unterwerfung gepredigt, da hatte Alessandra sie erschüttert und überzeugt. Sie fing an, ihres Vaters unbeugsamen Starrsinn zu begreifen: war doch das enge Zusammenhalten der Unterdrückten einzige Waffe; sie sah zwischen sich und Leonardo einen mit Blut gefüllten Abgrund und sagte sich mit Schmerz doch ohne Bitterkeit, daß wohl auch er vor diesem Abgrund zurückgebebt habe.

Wo so viele Opfer gefallen sind, dachte sie, zählt eines mehr oder minder nicht mit, und als sie sich vom Sitz erhob, hatte sie der Matrone in die Hand gelobt, ihr Herz zu überwinden und ihrem Sohn eine gute Gattin zu werden.

Wenige Tage nach diesem Gespräch holte Messer Ricciardo seine junge Gemahlin mit allem Pomp, der zwei so erlauchten Familien gebührte, in das Haus seiner Eltern ab, Madonna Alessandra

empfing sie auf der Treppe des Palastes und führte sie selbst ins Brautgemach.

*

Schon ein Jahr hatte Ginevra an der Seite Messer Ricciardos so hingelebt und das ihr bereitete Schicksal mit Geduld getragen, aber ihr Herz schwieg bei den Liebkosungen ihres Gatten, der kindliche Frohsinn war in den schweren Prüfungen ihres jungen Lebens von ihr abgefallen, ihre Seele erlahmte vor der Aufgabe, einen Mann zu fesseln, aus dessen Herzen kein Strahl in das ihrige fiel. Ein Schleier von Schwermut lagerte sich über ihr Gemüt, der immer drückender wurde und sie mit Bleigewichten zu Boden zog, sie kam sich vor wie ein Vögelchen, das in der Gefangenschaft nicht singen kann.

Nach Leonardo fragte sie nie, und als einst in ihrer Gegenwart zwei redselige Gevatterinnen sich darüber aufhielten, daß der alte, reiche Rondinelli seinen Sohn nach Frankreich geschickt habe, sich dort eine Braut zu suchen, als ob keine Landsmännin gut genug für ihn wäre, wandte sie den Kopf hinweg, wie wenn sie diesen Namen nie gehört hätte.

Ricciardo, der sie anfangs mit Aufmerksamkeiten überhäufte, hätte ihr gern jeden Wunsch an den Augen abgelesen, aber Ginevra hatte keine Wünsche mehr. Er schenkte ihr Schmuck, den sie mit freundlichem Lächeln entgegennahm und dann gleichgültig beiseite legte, er suchte auf den Rat seiner Mutter köstliche Knäuel von bunter Seide und Goldfaden für sie aus, damit sie eine neue Stickerei anfange, denn den Teppich, in welchen sie ihren kurzen Liebestraum verwoben, hatte sie nicht mit in Ricciardos Haus gebracht, sondern der Kirche gestiftet. Aber nichts vermochte die Krankheit des Gemüts von ihr zu nehmen, die ihr langsam die Rosen von den Wangen fraß.

Ricciardo beobachtete diese Veränderung mit Argwohn und steigendem Mißmut, eine finstere Eifersucht keimte in seinem Herzen empor, die zwar durch Ginevras eingezogenes Leben und die Ent-

fernung des einstigen Nebenbuhlers keine feste Gestalt gewinnen konnte, ihn aber mit ewig bohrendem Stachel peinigte. Und was zuerst sein Stolz gewesen war, das Aufsehen, das ihre Schönheit erregte, wenn sie an seiner Seite durch die Straßen ging, wurde für ihn zu einer Quelle bittersten Leidens; es war ihm, als würde durch jeden bewundernden Blick, der ihr folgte, sein Eigentumsrecht geschmälert, immer seltener erlaubte er ihr, das Haus zu verlassen, und am Ende gestattete er ihr kaum noch den Gang in die Kirche an der Seite seiner Mutter.

Und Ginevra ließ teilnahmslos das Böse wie das Gute über sich ergehen, sie nahm die Ausbrüche seines Unmuts mit derselben stillen Miene entgegen wie die Aufwallungen seiner Zärtlichkeit. Keine Klage entfuhr ihr über die strenge Klausur, in der er sie hielt, noch über die Vernachlässigung, die mehr und mehr an die Stelle der früheren Liebe trat. Es schien vielmehr, als sei ihr die Einsamkeit, in der sie lebte, und die Kälte ihres Gatten willkommen, sie saß den ganzen Tag blaß und still in ihren Gemächern, arbeitete an kunstvollen Stickereien, deren Gegenstand sie der heiligen Geschichte entnahm, und wenn ihr zufällig eine der schönen Mären in die Hände fiel, die sie sonst so gern gelesen hatte, — wie die Liebe Ginevras und Lanzelots vom See oder eine andere Fabel jener Zeit von Minne und todverachtender Treue, so stieß sie das Buch beiseite und sagte herb: Die Dichter lügen.

Wären die heißen Wünsche der beiden Familien, die auf einen Erben hofften, in Erfüllung gegangen, so hätte Ginevra vielleicht neuen Lebensmut gefaßt, und die Bande zwischen den beiden Gatten wäre inniger geworden. So aber war kaum ein Jahr verflossen, als Messer Ricciardo seiner stillen bleichen Gemahlin überdrüssig ward, das Haus zu meiden anfing und sich wieder dem alten ausschweifenden Leben seiner Junggesellenzeit ergab. Messer Baldassarre, der sich in seinen Hoffnungen getäuscht sah, behandelte sie mit verletzender Kälte, und hätte sie wahrscheinlich

seine Verstimmung noch mehr entgelten lassen, wäre nicht ihr Vater dazwischen gestanden.

Messer Cione kam häufig, seine Tochter zu sehen, und sagte zuweilen fröhlich, indem er sie in die Wange kneipte: Nun, habe ich nicht deiner Mutter Wort gehalten und dich glücklich gemacht? — worauf Ginevra jedesmal mit trübem Lächeln und mit einem Ja antwortete.

Doch mit einem Male änderte sich alles.

Gewohnheitsmäßig war sie eines Morgens mit Frau Alessandra zur Domkirche gegangen, um der Frühmesse beizuwohnen. Es war ein schneidend kalter Wintertag, die Sonne hatte noch keine Kraft, der Nordwind wirbelte sogar vereinzelte Schneeflocken daher, und der Gottesdienst hatte wenig Gläubige angezogen. Ginevra kniete, das Gesicht in die Hände vergraben, auf ihrem Schemel; das eintönige Gemurmel der Priester und der schwere Weihrauchduft in den weiten, noch morgendlich dämmernden Räumen lullten sie in süße Betäubung, sie begann mit geschlossenen Augen vor sich hinzuträumen. Es war ihr, als sei sie noch die Ginevra von ehedem, das liebende Mädchen, das vom Betschemel aus heimlich nach der Türe spähte, ob der Erwartete komme, und nicht zu sündigen fürchtete, wenn es die Gegenwart Gottes über der des Geliebten vergaß. An jener Säule, zunächst beim Chor, da pflegte er zu stehen und sein Auge nicht von dem ihrigen abzuwenden, ob er einen flüchtigen Blick erhasche oder ob sie ihm gar gestatte, am Ausgang ein paar heimlich geflüsterte Worte zu tauschen.

Wie magnetisch angezogen wandte sie auch jetzt den Kopf nach jener Seite. Täuschten sie ihre Augen oder war es ein Traum? Da stand Leonardo in derselben Stellung, in der er vormals zu stehen pflegte, den Kopf mit dem goldbraunen Haar an die Säule gelehnt, den Blick fest und innig auf ihr Gesicht geheftet. Sie wagte sich nicht zu regen, sie hielt den Atem an um das wonnevolle Traumbild nicht zu verscheuchen und sog mit sehnsüchtigen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weitgeöffneten Augen den langentbehrten Anblick ein. Doch ein leiser Seufzer an ihrer Seite riß sie aus der Verzückung, sie sah Frau Alessandra neben sich und stürzte aus allen ihren Himmeln. Die graue freudlose Wirklichkeit umfing sie wieder beim ersten Gedanken an den, dem sie ihre Treue gelobt hatte. Noch einmal hob sie scheu die Augen — doch was war das? Das Traumbild war nicht entschwunden — da stand es noch immer — es regte sich — es legte beide Hände auf die Brust — er war es selbst — Leonardo war zurückgekehrt!

Ihr Herz fing so laut zu klopfen an, daß sie glaubte, das Gehämmer müsse die betende Gemeinde in der Andacht stören. Ein Erdbeben erschütterte den Boden unter ihr, vor ihren Augen begann es zu kreisen. Jetzt erhob sich Madonna Alessandra, Ginevra folgte unbewußt, sie wollte im Gehen den Schleier über das Gesicht ziehen, aus dem jeder Blutstropfen gewichen war, aber ihre Hand sank kraftlos herunter. Die Matrone legte liebevoll den Arm um sie, und durch die aufbrechende Versammlung wurden die beiden Frauen dem Ausgang zugeschoben.

Am Weihkessel wollte sich Ginevra die Finger netzen, aber ihre zitternde Hand griff ins Leere. Da berührten zwei Fingerspitzen die ihrigen, sie meinte, ein Funke sei auf sie übergesprungen, doch war es nur ein Tropfen Weihwasser, der an ihren Fingern zitterte. Leonardo hatte sich durch das Gedränge Bahn gebrochen und mit einer tiefen Verneigung dem jungen Weibe einen Tropfen Wasser aus dem Marmorbecken gereicht.

Ginevra wußte nicht, wie sie aus der Kirche gekommen war und den Heimweg gefunden hatte, es schien ihr, als habe ein Sturmwind sie hingetragen, während die Welt um sie her schwankte und bebte. Zu Hause fiel sie aufs neue in starre Verzückung, sie sah lange auf ihre Finger herab, deren Spitzen brannten, und fragte sich betäubt, ob denn ein Tropfen Weihwasser Feuer zu entzünden vermöge. Und von einem plötzlichen Taumel ergriffen, führte sie

die Fingerspitzen an den Mund und drückte heftige, inbrünstige Küsse darauf.

Langsam kam sie wieder zur Besinnung, Entsetzen faßte sie über ihren Zustand, sie flüchtete sich in die Kapelle, wo sie lange vor dem Bild der Jungfrau auf den Knien lag, aber sie konnte nicht beten, denn statt sich emporzuschwingen, irrte ihr Geist hilflos auf den Wogen der aufgewirbelten Erinnerungen. Doch mit den Bildern der Vergangenheit erwachte auch die verletzte Würde wieder, sie dachte mit tiefer Empörung an die Stunde, wo sie vergeblich ihren Stolz weggeworfen hatte, um sich an die Brust Leonardos zu flüchten; jedes Wort, das sie damals geschrieben, stand wieder vor ihrem Geiste und trieb ihr die Röte der Scham auf die Wangen. Aber nicht lange hielt diese Stimmung an, bald erhob sich in ihrem eigenen Herzen ein Anwalt, der zuerst nur heimlich und schüchtern, dann immer lauter und dringlicher zugunsten des einst so Heißgeliebten sprach. Konnte sie denn wissen, welches Verhängnis sie in jener unseligen Nacht voneinander ferngehalten hatte? Und indem sie an tausend Vermutungen herumgrübelte, verstrickte sie sich tiefer und tiefer in die Bande der Leidenschaft.

Sie floh die Nähe der Anverwandten, denn sie glaubte, jeder müsse ihr das Geheimnis aus der Seele herauslesen. War es Frühling geworden, oder wie ging es zu, daß das ganze Dasein ihr verwandelt schien, daß die Bäume, die Wolken, die Pflastersteine sie mit beseelten Augen anblickten, daß die Natur, die bisher wie stumm und tot gewesen, plötzlich aus ihrem Zauberschlaf erwachte, und ihr, wo sie ging und stand, Leonardos Namen zuflüsterte? Ach, und wie ging es zu, daß, so oft sie von weitem eine große, schlanke Gestalt mit braunen Haaren sah, ihr Herzschlag stockte?

Gerne hätte sie gewußt, ob er wirklich, wie sie vermuten mußte, eine Gattin aus der Fremde mitgebracht habe und wer sie sei, allein sie wagte seinen Namen nicht mehr auszusprechen. Dagegen flehte sie den Himmel an, ihn sein Glück in einer neuen Liebe

finden zu lassen, aber es steht zu glauben, daß ihr Gebet nicht zum Thron des Ewigen emporstieg, denn ihr Herz sprach wider Willen anders als der Mund.

Noch andere Dinge geschahen, die ihr zu denken gaben: eine ihrer Jugendgespielinnen hatte einem Popolanen vor dem Altar die Hand gereicht, und kein Blitz war herabgefahren, den unnatürlichen Bund zu trennen, vielmehr hatten die Häupter der Stadt dem jungen Paare allen erdenklichen Vorschub geleistet, denn sie sahen es gerne, wenn die alten Adelsfamilien sich im Volke auflösten.

Laurella, die unterdessen den Knecht Messer Baldassarres zum Mann genommen hatte und nach wie vor Ginevra bediente, sah ihre Herrin oft listig von der Seite an, und eines Tages, als Ginevra an dem hohen Fenster des Gemaches stand und ihre Vögel fütterte, fragte sie lauernd: Wißt Ihr schon, Madonna, daß der junge Herr Leonardo aus Frankreich zurückgekehrt und daß er noch ledig ist und oft des Abends hier am Hause vorüberkommt?

Ginevra zitterte von Kopf zu Fuß und verschüttete das Wasser, das sie eben in den Bauer stellen wollte, aber sie gebot der vorlauten Dienerin mit Heftigkeit, zu schweigen.

Laurella hatte in der Ehe das Glück nicht gefunden, das sie sich von dem Zusammenleben mit ihrem Beppo versprochen. Ihr Mann war ein wüster, roher Gesell und viel zu sehr an Messer Ricciardos Beispiel gewöhnt, um einen guten Ehemann abzugeben. Er verachtete sie um ihrer Häßlichkeit willen und war ihr von der ersten Stunde an untreu gewesen. Auf ihre eifersüchtigen Klagen lachte er sie aus und sagte: Willst du es besser haben als deine Herrin? — oder er schlug und mißhandelte sie. Dagegen lud er ihr alle Last und Mühsal auf, die von Rechts wegen auf seinen Teil gefallen wäre, ließ sie arbeiten und schleppen wie ein Zugtier, daß die bisher nur an zarten Frauendienst Gewohnte oft kein Glied mehr zu rühren vermochte. Da entfuhren ihr nun

häufig Klagen und bittere Verwünschungen, und eines Tages, als Beppo sie so geschlagen hatte, daß sie das Bett hüten mußte, sagte sie zu Ginevra, die gekommen war sie zu trösten: Wenn ich nur reden wollte, ich könnte Dinge aufdecken, die den Schurken um den Kopf brächten und auch Euch die Freiheit wiedergäben.
Ginevra aber, eingedenk der Lehren Alessandras, verbot ihr solche gefährliche Reden und ermahnte sie aufs strengste, nie ein Wort gegen ihren Gatten zu sprechen.
Mit dem Nahen des Frühlings rückte ein längst gefürchtetes, entsetzliches Schrecknis unaufhaltsam auf die schöne Stadt heran.
Die Pest, die seit mehreren Jahren im Morgenland wütete, war durch Handelsschiffe nach Italien verschleppt worden, und man hatte schon im Winter gesehen, daß sie auf ihrem Lauf von Süden her Florenz bedrohte. Die Signoria hatte bereits seit lange Vorsichtsmaßregeln getroffen, indem sie die schmutzigsten Viertel säubern ließ, und die Priester riefen von der Kanzel herab Ach und Wehe über die sündige, verderbte Stadt.
Und eines Tages, als die herrliche Frühlingssonne über Florenz schien und in den Gärten die Mandelbäume ausschlugen und die ersten Veilchen blühten, kam Ricciardo ungewöhnlich bleich an den Familientisch und sagte mit finsterem Gesicht: Sie ist da!
Messer Baldassarre ward von einem solchen Zittern ergriffen, daß er sich gleich zu Bett bringen ließ und daß Frau Alessandra die ganze Nacht bei ihm wachen mußte. Des andern Tages, da sich inzwischen keine weiteren Zeichen von Erkrankung eingestellt hatten, konnte er zwar wieder aufstehen und zu Tische kommen, aber er befand sich fortwährend im Zustand der größten Aufregung und verlangte, daß man die Tore des Palastes schließen und sich mit Mundvorrat auf viele Monate gegen die Pest wie gegen ein Belagerungsheer verschanzen solle.
Da dieser Vorschlag aber nicht durchzuführen war, wurde nach wenigen Tagen der Verkehr mit der Außenwelt wiederhergestellt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zur großen Erleichterung Messer Ricciardos, der zu dieser Klausur sehr sauer gesehen hatte.

Aber von jedem Ausgang brachte er eine Schreckensbotschaft nach Hause, die Zahl der Kranken wuchs von Tag zu Tag, obgleich man das möglichste tat, um das Übel zu verheimlichen, und die Toten nur in der Nacht beerdigen ließ. Bangigkeit lag auf allen Gemütern, mit Schreck sah man die nächsten Freunde den Fuß über die Schwelle setzen, denn jeder, der von außen kam, konnte ja in seinen Kleidern, seinen Haaren, im Hauch seines Mundes den Keim des Verderbens bringen. Am erschrockensten waren die Männer, die nicht wußten, wie sich des unbekannten Feindes erwehren, während die Frauen, zu Geduld und Unterwerfung erzogen, dem Übel mit größerer Fassung entgegensahen und häufig ihren verzagten Gatten Mut und Trost einsprachen.

Mit Frau Alessandra war eine plötzliche Veränderung vorgegangen, sie trug den Kopf höher auf dem nicht mehr wie sonst gebeugten Nacken, ihre Augen glänzten in jugendlichem Feuer, und sie pflegte, ganz gegen ihre Gewohnheit, viele Stunden des Tages außer dem Hause zu verweilen, ohne daß sie Messer Baldassarre von ihrem langen Ausbleiben Rechenschaft gab. Kam sie dann heim, so verschloß sie sich eilig in ihr Zimmer, das niemand mehr betreten durfte, und aus dem sich ein Duft von Weihrauch über das ganze Haus verbreitete. Herr Baldassarre glaubte, daß sie ihre Zeit in der Messe zubringe, und obschon er sonst nicht zu den Glaubensstarken gehörte, war er doch in Tagen der Not froh, an seiner frommen Gemahlin eine Schutzwehr gegen alles Böse zu besitzen.

Nur Ginevra blieb teilnahmslos gegen den Jammer, der sie auf Schritt und Tritt umgab; die schreckliche Gefahr, in der sie alle schwebten, hatte in ihrem Gemüt den glühenden Wunsch entzündet, falls sie sterben sollte, den Geliebten vorher noch einmal wiederzusehen, und oft befiel sie eine wahnsinnige Furcht, daß das Schicksal ihn oder sie ereilen könnte, ehe ihnen diese letzte Freude

vergönnt war, denn es deuchte ihr, als müsse sie die Sehnsucht nach ihm aus dem Grabe treiben. Doch dachte sie nicht daran, selber ein Wiedersehen herbeizuführen, sondern wandte sich stündlich zu Gott mit dem heißen Gebet, daß er, wenn ihr Verlangen keine Sünde sei vor ihm, in seiner unerschöpflichen Gnade die Mittel finde, sie zu erhören.

Es hieße Wasser ins Meer tragen oder Eulen nach Athen, wenn wir noch ein Wort hinzufügen wollten über jene schreckliche Pestilenz, die Messer Giovanni Boccaccios unsterbliche, ewig junge Feder so meisterlich beschrieben hat.

Allmählich gewöhnte man sich auch an das Unerträgliche, und jeder suchte sich in die Zeitläufte zu schicken, wie es eben seine Gemütsart mit sich brachte, der eine lachend, der andere weinend, der dritte in stumpfer Ergebung.

Doch sollte das Verhängnis nicht über Florenz hinziehen, ohne von der Familie Agolanti ein teures Opfer zu fordern. Madonna Alessandra ward eines Tages, als sie von einem ihrer geheimnisvollen Ausgänge nach Hause kam, von schwerem Fieber ergriffen, und die Angehörigen hatten nicht so bald die Miene des herzugerufenen Doktors und seine Vorkehrungen gesehen, als sie sich schreckensbleich ein Wörtlein ins Ohr flüsterten, und eins ums andere schlich sich aus dem Gemach, um es nicht wieder zu betreten. Nur Ginevra saß am Bette der Sterbenden und sah mit jammernder Seele das teure Leben hinschwinden; sie bettete die Kranke, reichte ihr die Arzneien und verband mit töchterlicher Sorgfalt die wunden Stellen ihres armen gequälten Körpers. Niemand stand ihr bei in der Pflege, ihren Gatten bekam sie nicht mehr zu Gesicht, und das Essen wie aller andere Bedarf ward ihr von unsichtbaren Händen vor die Türe des Krankenzimmers gestellt. Ginevra dachte nicht an Ansteckung, sie dachte nur, daß diese alte todkranke Frau das einzige Wesen sei, das ihr in diesem Hause innig nahegestanden, und vermochte kaum in den Falten ihres Gewandes ihr Schluchzen zu ersticken. Die schwere Kranken-

pflege war ihrem Gemüt eine Wohltat, da sie unter den Anstrengungen und Nachtwachen vor der Qual der Leidenschaft Ruhe fand, und es schien ihr, als müßte sie durch die Hingebung an die Mutter gutmachen, was sie heimlich am Sohne verbrach. Zuweilen, in den lichten Momenten, wenn die Sterbende den tiefen Kummer der jungen Frau erkannte, flüsterte sie ihr Trostesworte zu, die schon wie Verheißungen aus einer anderen Welt herübertönten. Die übrige Zeit aber war sie in selige Gefilde entrückt, und ihr Geist pflog wonnevolle Zwiegespräche mit den vorangegangenen Lieben. Und als der sechste Abend hereinbrach, trat ein stiller Engel in das Gemach, der küßte die Kranke auf die brennenden Augenlider, daß sie niedersanken zum ewigen Frieden.

Kaum hatte Ginevra der Toten die letzte Ehre erwiesen, als sie an ein anderes Krankenlager gerufen wurde.

Laurella lag vom selben Übel ergriffen zwischen Tod und Leben und jammerte schon seit Stunden unaufhörlich, daß ihre Seele nicht hinscheiden könne, bevor sie ihre Herrin gesehen. Ginevra leistete erschöpft, wie sie war, dem Ruf Folge und wurde in einen elenden, moderigen Kellerraum geführt, wohin Beppo die Bedauernswerte gleich bei den ersten Anzeichen der Krankheit verbannt hatte. Aber sobald Ginevras Augen in der Dunkelheit zu unterscheiden vermochten, wandte sie sich entsetzt von dem Anblick der eiternden Wunden hinweg, die Hals und Körper der Sterbenden bedeckten und von keiner teilnehmenden Hand verbunden worden waren.

Die Kranke, so sehnlich sie zuvor nach Ginevras Anblick begehrt hatte, beachtete ihr Eintreten gar nicht, sondern wälzte sich nur immer hin und her und stöhnte um ein Glas Wasser. Erst als ihr verzehrender Durst gestillt war, schien sie die Herrin zu erkennen und begann hastig mit sich überstürzenden Worten: Ehe es zu spät wird, sollt Ihr alles hören — Ihr wart das einzige Wesen, das mich mit Güte behandelt hat, — aber ich liebte Euch nicht, denn Ihr wart schön, und zwei Männer stritten sich, Euch

zu besitzen — ich, ich wurde verachtet — mit Gold und schweren Diensten, ach, mit dem Heil meiner Seele mußte ich den Ring bezahlen, den mir Beppo vor dem Altare gab! Noch vorgestern, als ich schon das Fieber spürte, hat er mich geschlagen wie einen Hund, und es mir ins Gesicht gesagt, daß er nur warte, bis ich zur Hölle gefahren sei, um die Giovanna zu heiraten, die elende Dirne, die sich nicht scheut, den Mann einer anderen in ihre Netze zu ziehen. Und nun sitzen sie an meinem Bett den lieben langen Tag, verspotten mich und tun einander schön vor meinen Augen. — Seht Ihr, wie sie sich in den Armen halten und auf mich deuten? — Die Hochzeit sei vor der Türe, sagen sie — aber wartet nur, Laurella wird euch den Hochzeitssegen sprechen!

Sie schüttelte die geballten Hände nach einer leeren Ecke des elenden Gelasses, auf die ihre Augen unverwandt geheftet waren. Ginevra rief sie bei ihrem Namen an, um sie zur Besinnung zu bringen und an die letzten Dinge zu mahnen, aber die Sterbende achtete nicht auf sie, sondern fuhr fort, als spräche sie mit sich selbst: Wenn ich nur schreiben könnte, ich hätte sie längst alle um den Kopf gebracht, meinen Beppo mit seinem sauberen Herrn! Warum haben sie mich mit Füßen getreten, als ob es meine Schuld wäre, daß Ihr ihnen den Erben schuldig geblieben seid! Und Beppo, der keine Ruhe gab, bis ich ihm Euer Stelldichein verraten hatte, alles nur aus Liebe für mich, wie er sagte, damit Herr Baldassarre uns die Heirat gestatte, — und wie er mir dann gram ward, als die Mitgift ausblieb und wir sahen, daß alle Versprechungen nur Lug und Trug waren, —.

Hier stieß sie einen tiefen Seufzer aus und schloß ermattet die Augen.

Ginevra, die zwar den Sinn ihrer Worte nicht recht gefaßt hatte, aber schon in einer Welt von Ahnungen schwebte, war nahe zu ihr getreten und rief ängstlich: Gute Laurella, ich verstehe dich ja nicht! Was war es mit dem Stelldichein?

Und als jene stumm blieb, rüttelte sie sie bei den Schultern und rief fort und fort: Laurella, Laurella, stirb mir nicht, ehe ich alles weiß! Laurella — nur noch ein Wort, ich sehe jetzt alles: Leonardo war treu, und ihr habt mich betrogen.

Die Kranke ermunterte sich endlich wieder, nickte ungeduldig zu Ginevras immer wiederholten Fragen und, indem sie die fieberglänzenden Augen auf ihre junge Herrin heftete, stieß sie mühsam hervor: Laßt mich — ich habe Wichtigeres — in der Nacht vor Eurer Vermählung — Ihr wißt noch, wie wir im Kirchlein von Sant' Andrea warteten, daß Herr Leonardo komme und Euch zum Weibe nehme, — aber er kam nicht — er konnte ja nicht kommen — denn er lag zu dieser Stunde mit gespaltenem Kopf und zwei Messerstichen im Leib auf dem Straßenpflaster —

Ginevra warf sich mit gellendem Aufschrei auf die Knie und preßte ihren Kopf krampfhaft zwischen beiden Händen, um nichts zu sehen, noch zu hören, als schwebte das Leben ihres Geliebten noch in diesem Augenblick an einem Haar.

Er hat nur halbe Arbeit gemacht, mein teurer Beppo, röchelte die Kranke, oh, hätte ich nur noch einen Tag zu leben, er sollte Euch diese Nacht und mir alle meine Leiden bezahlen!

Ginevra richtete sich in die Höhe, ihre Zähne schlugen aneinander, als sie die Sterbende mit tonloser Stimme fragte: Hat Messer Cione von diesem Anschlag gewußt?

Die Kranke schüttelte den Kopf, aber ihr Geist, der eine Zeitlang klar geblieben war, begann sich aufs neue zu umnachten, sie führte lange, unzusammenhängende Reden von einer Schrift, die Ginevra aufsetzen und in die geheime Büchse im Regierungspalast legen solle, um der Signoria Anzeige von dem Verbrechen zu erstatten und sie beide gleichzeitig von ihren Tyrannen zu erlösen. Ihre ganz vom Fieber umsponnene Phantasie weilte mit Vorliebe auf der Vorstellung von den Martern, denen ihr treuloser Beppo bei einer peinlichen Untersuchung entgegenging, und von der gestörten Hochzeit mit der verhaßten Rivalin. Ihr Reden wurde immer un-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

deutlicher, und zuletzt wiederholte sie nur fort und fort das letzte Wort, das sie gesprochen hatte, ohne einen Sinn damit zu verknüpfen, bis ihre Stimme murmelnd erlosch und sie ihren gequälten Geist aufgab.

Ginevra lehnte mit gebrochenen Knien an der Wand und wartete, das Gesicht in die Hände verborgen, auf das Ende des qualvollen Kampfes.

Erst als der Engel des Friedens gekommen war, vor dem Gerechte und Ungerechte gleich sind, stieg sie, an allen Gliedern zitternd, aus der feuchten Höhle hervor. Die furchtbare Erschütterung hatte ihre letzte Kraft untergraben, und Schwindel umfing sie, während sie sich an dem modrigen Gemäuer zum Tageslicht hinauftastete, da sie ihr letztes Stündlein nahen fühlte.

Mit Grausen empfand sie den Fittich des Todes, der an ihr vorüberstreifte, eisige Kälte rieselte durch ihr Gebein, aber dem armen Herzen, das schon schwächer und schwächer schlug, war noch eine letzte hohe Freude zuteil geworden: Leonardo war ihr treu gewesen, Leonardo liebte sie vielleicht noch jetzt. Ihre Seele hatte schon keinen Raum mehr zur Empörung über die feige Tat der Agolanti, so ganz war sie erfüllt von der heiligen Befriedigung, daß Leonardo von jeder Unehre gereinigt war.

In der Hauskapelle sank sie auf die Knie, und ein heißer, wortloser Dank stieg zum Himmel empor, denn schon vermochte sie den Mund nicht mehr zu bewegen. Es war ihr Glaube, daß ein enteilender Geist durch gespannten Willen an den Geist eines abwesenden Freundes zu rühren vermöge, darum raffte sie jetzt die Kräfte ihrer Seele zu einem letzten, mächtigen Aufschwung zusammen, um sie im Aushauchen dem Geliebten zuzusenden.

Mit erlöschendem Bewußtsein schleppte sie sich in ihr Schlafgemach, wo die Dienerinnen sie bald darauf entseelt auf dem Bette ausgestreckt fanden.

Nachdem man sie vergeblich mit Wasser besprengt und ihr mit starkriechenden Essenzen die Stirne gerieben hatte, kamen die be-

stürzten Hausgenossen endlich zu dem Schluß, daß jeder Lebensfunke erloschen und daß Ginevra bei ihrem Samariterwerk einem blitzartigen Pestanfall erlegen sei. Solche Fälle hatten sich jüngst in der Stadt verschiedene ereignet, denn die Seuche, die an Ausbreitung zu verlieren begann, schien ihre Wut darum nur verdoppelt zu haben und würgte jetzt bisweilen wie ein Tiger ihre Beute im Sprung.

Messer Baldassarre, den dies jähe Ende mit Entsetzen erfüllte, gab Befehl, die Tote sogleich wegzutragen, dem widersprach jedoch Ricciardo, der in Tränen zerfloß, denn eigentlich hatte er nie aufgehört, Ginevra zu lieben, und er verlangte, sein Weib mit allem Pomp, der in ruhigen Zeiten bei solchem Anlaß entfaltet wurde, zu bestatten.

Auch Messer Cione, der gerade nüchtern war, weinte heftig bei ihrer Bahre, faßte sich jedoch bald wieder und sagte: Sie ist jetzt ein schöner Engel und wird es ihrer Mutter sagen, daß ich mein Versprechen gehalten und sie glücklich gemacht habe.

Am Abend kamen die Träger mit Fackeln und führten Ginevra in ihrem Hochzeitsschmuck hinweg nach der Domkirche, wo sie tags zuvor auch Madonna Alessandra beigesetzt hatten.

Als sich das Trauergeleite mit Priestern und fackeltragenden Dienern in Bewegung setzte, näherte sich eine schwarzgekleidete Gestalt in gebrochener Haltung, und die Knechte der Agolanti konnten es nicht hindern, daß der junge Rondinelli im Trauergewand sich ihrem Zuge anschloß.

Je weiter sie schritten, desto mehr schwoll ihr Geleite, aus allen Straßenecken kamen ihnen Särge entgegen, die eilig ohne Schmuck und Lichter dahingeführt wurden, und deren Träger sich dem prunkvollen Gefolge einreihten, um ein wenig von der Ehre dieses stattlichen Leichenbegängnisses mitzugenießen, daß es aussah, als feire der Tod einen großen Triumphzug, oder als dränge sich halb Florenz hinter der blonden Ginevra her zu Grabe.

* auch so eine Inkonsequenz: wo auf S. 201 humorig eingeflochten wird, verfällt jetzt der Verdammnis

Allmählich verlöschten die Lichter, die am Hauptaltar bei Ginevras Bahre brannten, die Schar der Leidtragenden lichtete sich mehr und mehr, bis endlich nur noch eine einzige dunkle Gestalt im Chor der Kirche kniete. Die Knechte der Agolanti warfen beim Abziehen mißtrauische Blicke auf diesen einsamen Beter, der weder wanken noch weichen wollte, bis endlich der Sakristan zu ihm trat und hörbar mit den Schlüsseln rasselte. Aber ein paar Worte, die der andere ihm zuflüsterte, und ein Goldstück, das in seiner Hand blinkte, bewogen ihn, sich mit einem tiefen Bückling ganz geräuschlos zurückzuziehen. Nach ein paar Schritten jedoch kehrte er wieder um und sagte dem großmütigen Geber: Verzeiht meine Warnung, Herr Leonardo, tretet nicht zu nahe an die Särge, denn diese Leichen strömen einen tödlichen Pesthauch aus.

Als aber der Angeredete ungeduldig mit der Hand winkte, entfernte er sich rasch durch eine Seitenpforte, die er leicht angelehnt ließ, nachdem er das Hauptportal der Kirche sorgfältig verschlossen hatte.

Als er verschwunden war, trat der stille Beter auf Ginevras Bahre zu, bei der nur noch wenige Kerzen brannten. Sein jugendliches Haupt war gebeugt, und er schwankte im Gehen wie ein Trunkener. Er zog das schwarze Bahrtuch herunter, hob ohne Mühe den Deckel vom Sarg und kniete neben der Toten nieder, der er mit durstigen, sehnsuchtsvollen Blicken in das bleiche Gesicht starrte.

Ginevra! flüsterte er leise und wiederholte dann laut, daß es schauerlich von den kahlen Kirchenwänden zurückhallte: Ginevra!

Einen leichten Schauer überwindend bog er sich nieder und drückte einen langen, feierlichen Kuß auf ihre blutleeren Lippen. Dabei faßte er ihre gefalteten Hände, die er gewaltsam löste, und zog ihr den Vermählungsring vom Finger.

Siehst du, sagte er schmeichelnd, als ob er mit einer Lebenden spräche, ich bin doch gekommen und lasse dich nicht mehr allein.

A× 1050

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Berge und Täler dachten sie zwischen uns zu schieben, dein armes Herz haben sie gebrochen und konnten es doch nicht hindern, daß wir jetzt vereint sind. Wie schön du noch bist! Auch die gräßliche Würgerin hat dich nicht zu zerstören gewagt. Mit sanfter Hand hat sie dir die Augen zugedrückt und mir deinen Reiz bewahrt. Und süß ist der Todestrank, den ich von deinen Lippen trinke.

Und aufs neue sog er lange, gierige, inbrünstige Küsse von dem kalten Mund der Toten, Küsse, die ihn berauschten, denn er stammelte wie ein Trunkener: O Pest, kein Balsam des Orients ist lieblicher als du! Süßer Duft meiner bleichen Blume! Töte schnell, laß mich an ihrem Busen sterben!

Und überwältigt legte er den Kopf auf ihre Brust, indem er mit beiden Armen die Leiche umschlang. Da kam es ihm vor, als ob ihr Herz ganz leise klopfte. Er hielt den Atem an, um besser zu lauschen, aber seine Erregung war so groß, daß er sein eigenes Herz bis in den Hals schlagen hörte. Angstvoll griff er nach ihrem Pulse. Der stand still. Er riß das Kleid auf und legte die Hand auf ihr Herz. Nichts, es war nur die Täuschung gewesen, die jeder erlebt, der sich über einen Toten beugt.

Als ihm der flüchtige Hoffnungsstrahl erlosch, an dem er schon mit allen Fäden seiner Seele gehangen hatte, warf sich Leonardo schluchzend auf die Knie und brach in wilden Jammer aus, als sei ihm Ginevra erst jetzt gestorben.

Grausamer, Unerbittlicher! schrie er, die geballten Hände gegen den Himmel erhoben. Kannst du sie nicht auf eine Stunde mir zurückgeben, und darfst sie doch behalten, fort und fort behalten, in alle Ewigkeit? Oh! du nennst dich den Allgütigen und bist unbarmherziger als selbst der Mensch. Auch mein Todfeind hat mir doch ihren Anblick nicht ganz verwehrt, als er sie noch in seinem Bann hielt, ich durfte noch die Luft atmen, die ihr süßer Hauch durchtränkt hatte, oft trug mir noch der Abendwind einen Ton ihrer Stimme zu. Nur bei dir, bei dir ist keine Gnade. Und auch du, Ginevra, wandte er sich vorwurfsvoll an die Leiche, starr,

kalt, fühllos schläfst du fort bei meinem Jammer. Oh, wenn ich so an deiner Stelle daläge, und du träteſt nun zu mir und sprächest auch nur flüsternd meinen Namen, ich würde die Fesseln des Todes brechen, mein Wille würde zur Lebenswärme, mit der ich diese Glieder durchströmen wollte, um dich zu umfangen. Und stände ich schon dort oben vor dem Throne des Höchsten und hörte deine Stimme mich rufen, ich würde ihm meinen Anteil an Seligkeit vor die Füße werfen und würde sagen: Laß mich zurück zu ihr! — Oh, Ginevra, wo bist du jetzt? In welchem Himmelsglanz schwelgt dein Auge, daß du keinen Blick mehr hast für deinen unglückseligen Leonardo?

Er kehrte sich ab von der leblosen Hülle und erhob die Arme zum Himmel, wie um die entflohene Seele zu sich herunterzuziehen. Sinnlose Worte stammelnd, die Arme schüttelnd und Ginevras Namen rufend verließ er endlich die Kirche und taumelte ziellos, bewußtlos in die verödeten Straßen hinaus, wo die Frühlingsnacht in den betäubenden Düften blühender Orangen schwelgte wie zum Hohn auf das arme, blutende Menschenherz.

*

Frische Nachtluft strömte zu der weit offenen Kirchtüre herein, strich über den geöffneten Sarg und spielte mit Ginevras losgegangenen Haaren. Da lösten sich die Fesseln der Starrsucht, die sie eisern wie der Tod selbst umklammert hatten, schwaches Leben begann in der ausgestreckten Gestalt zu pulsieren, ihr Busen hob und senkte sich, und ein leiser Seufzer kam von ihren Lippen.

Noch eine kurze Weile, und sie schlug die Augen auf, die dumpfe Schwere, die auf ihr gelastet, war gewichen, sie sah sich in einem weiten, leeren Raum, in dem ein paar verglühende Kerzen flakkerten.

Sie hatte ein dunkles Bewußtsein, daß sie gestorben war, und doch vermochte sie zu fühlen und zu denken. Sie versuchte sich zu bewegen, und es gelang. Dann richtete sie sich auf den Ell-

bogen gestützt empor und suchte mit weit geöffneten Augen die Dunkelheit zu durchdringen. Sie erkannte die Särge, die am Boden gereiht standen, um am nächsten Morgen in die Erde versenkt zu werden, und es schien ihr, als umfange sie ein riesiges Grabgewölb. Ihre erste Bewegung war, sich in sich selbst zusammenzuschmiegen und das Gesicht zu verstecken wie ein Kind, das sich im Dunkeln fürchtet, aber nun stieß sie an die Wände ihres Sarges und sah über sich den zurückgeschobenen Deckel.

Von namenlosem Grauen erfaßt, erhob sie sich und stieg an allen Gliedern zitternd aus ihrer engen Ruhestätte hervor.

Lange Schatten, durch das schwankende Licht hervorgerufen, wankten an den Kirchenwänden hin und huschten an ihr vorüber. Sie fühlte, wie sich die Haare auf ihrem Kopf aufrichteten, und wußte nicht, wohin sich wenden: in der grausenvollen Einsamkeit fürchtete sie sich vor sich selbst. Jeden Augenblick, dachte sie, müßten sich auch die anderen Särge auftun, die Leichen heraussteigen, sie mit kalten Armen umfassen und in einem wahnsinnigen Reigen mit ihr durch die öden Kirchenräume wirbeln.

In sinnloser Angst stürzte sie vorwärts, aber der Weg, den sie wählte, war zu ihrem Heil, denn ohne es zu wissen, hielt sie sich an die frische Luftströmung, die ihr entgegenwehte. Mit wankenden Knien und Gliedern, in denen noch die Starre des Todes lag, eilte sie der kleinen Pforte zu, die Leonardo offen gelassen hatte, und trat auf den einsamen Domplatz heraus.

Der volle Mond stand am Himmel und beleuchtete fast taghell die Piazza und die umstehenden Gebäude. Ginevra raffte sich auf, und mit einer Schnelligkeit, als säße ihr ein ganzes Gespensterheer im Nacken, flog sie dem nächsten Gäßchen zu, das sich vor ihr auftat. Auf der raschen Flucht durch die stillen Straßen vermehrte sich noch ihre Furcht und trieb sie zu immer rasenderem Lauf; wer ihr begegnet wäre, hätte sie leicht für den Geist jener vom wilden Jäger verfolgten Jungfrau halten können, deren

jammervolle Geschichte Meister Boccaccio in seinem Decamerone berichtet.

Aber niemand begegnete ihr, Straßen und Plätze waren ausgestorben, die Häuser lagen im Dunkeln, nur an einer Ecke balgten sich knurrend zwei Hunde um einen Zeuglappen, das letzte Überbleibsel von den Kleidungsstücken eines Pestkranken, das von den Angehörigen auf die Straße geworfen worden war. Hoch über Florenz thronte der Tod und spannte über die ganze verstummte Stadt seine breiten schwarzen Flügel aus.

Ohne sich umzusehen, rannte Ginevra nahe an den Häusern hin und wagte nicht eher still zu halten, als bis sie mit lautpochendem Herzen vor der Tür ihres Gatten stand.

Auf ihr Klopfen regte sich lange nichts, endlich ging ein Fenster im oberen Stockwerk auf, und ein Kopf erschien vorsichtig, um mit einem lauten Aufschrei wieder zu verschwinden.

Aufs neue faßte Ginevra den Klopfer und begann mit der Kraft der Verzweiflung ihre Tür zu bearbeiten wie einen Amboß, sie wollte auch rufen, aber die Zunge klebte ihr am Gaumen, daß sie keinen Laut hervorbrachte.

Obwohl sich niemand blicken ließ, wurde es doch innen lebendig, ein Diener rannte mit Licht in der Hand von Zimmer zu Zimmer, weckte die Schläfer und erzählte mit leichenblassem Gesicht und stockender Stimme, daß vor der Haustüre der Geist der toten Madonna Ginevra stehe und Einlaß begehre.

Die ersten, die diese Botschaft vernahmen, meinten, der Pförtner habe sich beim Leichenschmaus übernommen. Der aber horchte mit aufgehobenem Finger in solcher Herzensangst nach der Straße hinunter, daß auch die anderen still wurden und das Klopfen an der Haustüre vernahmen.

Von Zimmer zu Zimmer flog die Kunde und trieb die ganze Familie aus den Betten. Alle drängten sich Gebete sprechend und Kreuze schlagend zusammen, wie eine Schafherde im Gewitter, und niemand wagte mehr ans Fenster zu treten und nach der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Straße hinabzublicken, wo Madonna Ginevra in dem weißen Sterbegewand und dem goldenen Kränzlein, mit dem man sie vor wenigen Stunden in den Sarg gebettet, stehen sollte.

Zuletzt erschien auch Messer Baldassarre im langen Nachtkleid, ein Kruzifix in der einen und ein Licht in der anderen Hand. Mit leichenblassem Gesicht und schlotternden Knien stellte er sich an die Spitze der Seinigen, und hinter ihm her zog die ganze Familie in Prozession zitternd und betend nach der Hauskapelle, wo Herr Ricciardo gelobte, hundert Messen für den Frieden der armen Seele lesen zu lassen, und erst als auf der Straße alles still geworden war, suchten die verstörten Hausgenossen ihre Betten wieder auf.

Um dieselbe Stunde wurde der alte Pförtner in dem Palast der Amieri durch lautes Pochen aus dem Schlafe geweckt. Er öffnete langsam das kleine Seitentor, woher der Lärm kam, aber als er die junge Herrin, die er vor wenigen Stunden selbst zu Grabe geleitet hatte, im weißen Leichengewand, mit aufgehobenen Händen und einem Gesicht, in dem alle Grauen des Todes lagen, draußen stehen sah, meinte er ein Blendwerk der Hölle vor sich zu haben, denn nimmermehr konnte er glauben, daß die Seele seiner frommen, tugendhaften Gebieterin dem dunkeln Sarg entstiegen sei und spukhaft auf der alten Stätte wie ein verdammter Geist umherschweife.

Mit einem Ruf des Schreckens warf er die Türe ins Schloß, rief seine Frau und erzählte ihr, was er gesehen hatte. Beide kamen überein, den Herrn zu wecken und ihm von dem entsetzlichen Gesicht Mitteilung zu machen.

Bebend stiegen die zwei alten Leute in Messer Cliones Schlafgemach hinauf, aber der alte Ritter hatte seinen Schmerz tief im Grunde des Bechers begraben und wäre jetzt durch die Posaune des jüngsten Gerichts nicht zu erwecken gewesen. Vergebens war alles Anrufen und Schütteln, Herr Cione stieß nur unartikulierte, grunzende Laute aus und ließ den Kopf, den man ihm mit Ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

walt in die Höhe gerichtet hatte, schwer in die Kissen zurückfallen.

Und als die Alte, um bis zu seinem Bewußtsein durchzudringen, ihm den Namen seiner Tochter in die Ohren schrie, lallte er: Ja, ja, sie ist ein Engel geworden — laßt mich in Frieden! — und führte mit dem mühsam aufgehobenen Arm einen so kräftigen Schlag nach der Stelle, woher der Eingriff in seine Ruhe geschah, daß es die beiden Alten geraten fanden, sich zurückzuziehen, von ferneren fruchtlosen Versuchen abzustehen und die Verantwortung für den ganzen Vorfall selbst zu tragen.

Sie flüchteten sich in ihr Bett und sprachen noch viele Vaterunser für die Ruhe der armen Seele, bis sie endlich selbst entschliefen.

Nachdem Leonardo in seiner Betäubung lange, ohne zu wissen, was er tat, noch wo er sich befand, in der nächtlichen Stadt umhergeirrt war, den Tod erwartend, den er glaubte von Ginevras Lippen getrunken zu haben, bog er endlich, von einem inneren Triebe geleitet, in die Straße ein, wo sein elterliches Haus stand. Da sah er eine weiße Gestalt regungslos auf der Türstufe sitzen, ein goldenes Kränzlein in den Haaren, die Flechten aufgelöst über den Schultern und das Gesicht im Mondschein geisterbleich.

Der starke Mann stand vor Schreck gelähmt, kaltes, körperliches Entsetzen rieselte durch seine Glieder und sträubte ihm die Haare auf dem Kopf.

Ist das der Wahnsinn? fragte er sich, an die Stirne greifend. Ist das Bild aus meinem eigenen Geiste herausgetreten und hat die Gestalt des Lebens angenommen, daß ich ihm auf allen Schritten begegnen muß?

Als Ginevra die Männergestalt sah, die zuerst vor ihrem Anblick zurückgeprallt war und nun in der grellen Mondbeleuchtung mit weit aufgerissenen Augen zaudernd vor ihr stehenblieb, erhob sie sich wie schuldbewußt und wich mit ausgestreckten Händen scheu zurück.

O bleibe, bleibe, entflieh mir nicht! rief der junge Mann, indem er sich aus dem Bann des Grausens loszuringen strebte und entschlossen herantrat, denn er glaubte seine letzte Stunde gekommen. — Und wenn du ein Blendwerk der Hölle wärst, ich fürchte mich nicht vor dir, da du so teure Züge trägst.

Ich bin ja tot, sagte sie zögernd mit gesenktem Kopf, als gestehe sie ein Verbrechen ein, und drängte sich dabei immer weiter nach der Mauer zurück. — Alle haben sich vor mir gefürchtet, setzte sie mit halberloschener Stimme hinzu, die klang, als sei ihr die Gewohnheit des Sprechens schon fremd geworden — sie wollten mich nirgends einlassen, aber ich tue niemand ein Leides und will gleich wieder gehen.

Ginevra! rief er, und sie horchte hoch auf bei diesem Ton, aber noch immer war ihr Blick fremd und irr.

Nein, kein Trugbild, fuhr er mit schauerndem Entzücken fort, dies ist meine Ginevra selbst — du kommst, weil ich dich rief — im Sarg hab' ich mich dir zum zweiten Male verlobt, und dein bin ich mit Leib und Seele. O fürchte nicht, daß mir dein Anblick schrecklich sei! Wohin du gehst, will ich dich begleiten und wo du seist, will ich bei dir sein.

Da brach das Licht der Liebe durch die Umdüsterung ihres Geistes, und sie sank willig in die Arme, die sich ihr entgegenstreckten.

O Leonardo! sagte sie, und die Worte brachen gewaltsam wie ein Schluchzen aus ihrer Brust. — Laß mich nur einmal den Kopf an deine Schulter legen — solange, lange habe ich mich danach gesehnt — ich mußte dich noch einmal sehen, ich bin ja nur aufgestanden, um dir zu sagen — ach, fühle wie kalt ich bin. — Alle haben sich gefürchtet.

Ihre stammelnde Rede ward unterbrochen durch heftige Küsse, die ihr den Mund verschlossen.

Ich fürchte mich nicht, rief der Jüngling außer sich — wenn dein Hauch Verwesung ist und dein Kuß Verdammnis, was sind Tod

und Hölle, wenn ich bei dir bin? — Sieh, wie der feige Tyrann besiegt und winselnd um die Ecke schleicht! Fasse mich an — halte fest an mir, daß er dich nicht noch einmal hinwegführe.

Er hob sie in den Armen auf und eilte mit der teuren, marmorkalten Last nach dem Hause, dessen Tür er durch einen Fußtritt sprengte, als ob ein Verfolger hinter ihnen wäre.

In einem Zimmer zu ebener Erde ließ er sie auf ein Ruhebett niedergleiten und warf sich daneben auf die Knie, sie von neuem umschlungen haltend. Ginevra schmiegte sich schauernd an ihn und sog gierig Lebenswärme von seinen Lippen, während ihre kalten Hände wie halberstarrte Vögelein an seiner warmen Brust eine Zuflucht suchten. Sie wollte reden, aber die Stimme gehorchte nicht, und nur ein heftiges, krampfartiges Schluchzen machte ihrer Erschütterung Luft.

Der Jüngling ließ ihr keine Zeit, zur Besinnung zu kommen; überwältigt von der schauerlichen Süße dieses Zusammenseins preßte er die vermeintliche Tote an seine klopfende Brust und stammelte unter heftigen Liebkosungen: weine nicht, Ginevra, ich bin ja dein — du sollst nicht mehr allein in deinem kalten Bette schlafen! Ist es Sünde, daß ich diesen Mund küsse, auf den der Tod sein Siegel gedrückt hat, daß ich in diese starre Brust meine Lebensflamme ausströmen lasse? — Mag sie erlöschen, wenn sie dich nicht mehr wärmen kann. Oh Ginevra, dieser Augenblick wiegt mir die ganze Ewigkeit auf, die ich verscherze. Und wenn ich ihn mit Strafen der Hölle zahlen muß, der Preis soll mir nicht zu teuer sein für soviel Glück.

Am Ende stammelte er nur noch unzusammenhängende, leidenschaftliche Worte, auf die Ginevra durch Tränen, Seufzer und Küsse antwortete. Das irdische Dasein zerfloß zu Nebel vor ihren entzückten Sinnen, sie wußten nicht mehr, ob sie dem Tode oder dem Leben angehörten, sie wußten nur, daß sie Selige waren. Und endlich lösten sich Ginevras Arme vom Hals ihres Geliebten, ihr Kopf sank ermattet an seiner Brust herunter, und sie entschlief.

Leonardo bewegte noch zuweilen die Lippen, um ihren Namen zu flüstern, während der Schlummer auch seine Lider streifte und sein Haupt herniederzog, daß es auf dem ihren ruhte. Und die reine, florentinische Sternennacht wachte mit ihren glänzenden Augen über der Liebe, die die grausenvolle Schranke zwischen den Lebendigen und den Toten übersprungen hatte.

Erst die Morgensonne scheuchte aus Leonardos vom Schlummer gestärkten Sinnen die schauerlich süßen Nachtgebilde, und er erkannte, daß er keine Leiche im Arm hielt, sondern blühendes junges Leben, das an seiner Brust erwarmt war und nun mit gleichem Pulsschlag ruhig lächelnd atmete. Er bettete die Schläferin sanft auf dem Lager, das er mit Tränen der Freude und frommer Rührung benetzte. Er brauchte sich nicht zu fragen, wie alles gekommen sei; von selber drängte sich die Erkenntnis in seine Seele, daß er es gewesen, der ohne sein Wissen Ginevra von dem gräßlichen Los des Lebendigbegrabenwerdens gerettet hatte.

Den Rest des Hergangs erfuhr er aus ihrem eigenen Munde, als sie nach langem, erquickendem Schlummer sich allmählich mit freudigem Staunen in der Wirklichkeit zurechtfand.

Sind wir im Paradiese? waren ihre ersten Worte, als sie die Augen aufschlug und gleich aufs neue ihre Arme um Leonardos Hals verschränkte. Doch gern ließ sie sich nun überzeugen, daß warmes, lebendiges Blut in ihren Adern rann, und daß ihre Wonnen noch der Erde angehörten.

Sie saß auf dem Ruhebett Hand in Hand mit ihrem wiedergefundenen Freund, und kein Gedanke, jemals in die alten Fesseln zurückzukehren, kam in ihre Seele. An das Jahr ihrer Ehe dachte sie wie an einen schweren Traum, den ein seliger Morgen verblassen läßt, und wenn Leonardo die Arme um sie schlingend sagte: du bist jetzt meine Gefangene, weißt du das? Ich gebe dich nie, nie wieder frei, so nickte sie nur, als verstünde sich das von selbst.

Über die Ereignisse, durch die sie vor einem Jahre getrennt worden waren, hatten sich die Liebenden sehr bald verständigt.

Leonardo erzählte von seiner schweren Verwundung in jener Nacht, wo ihm das Schicksal den Kelch vom Munde gerissen, den er schon an die Lippen zu setzen glaubte. Erst nach seiner Genesung, die er vor allem Gianettas sorgsamer Pflege dankte, hatte er erfahren, daß Ginevra schon seit Wochen vermählt war. Ginevra vermählt und er in ihren Augen ein Treuloser, ein Feigling, nicht wert, daß sie Ruf und Freiheit, vielleicht das Leben gewagt hatte, um die Seinige zu werden! Wir schweigen von des Jünglings Wut und Verzweiflung, von all den sinnlosen Plänen, die er schmiedete, um zu ihr durchzudringen, ihre Bande zu zerreißen und sie mit sich fortzuführen oder zu ihren Füßen sein Leben auszuhauchen. Der alte Rondinelli, der mit heimlicher Sorge das scheue, wilde Wesen des Sohnes sah, beschloß, diesem Treiben ein Ende zu machen und selbst mit Leonardo nach Livorno zu reisen, um ihn dort nach Frankreich einzuschiffen. Der Jüngling gehorchte und riß sich mit blutendem Herzen los; doch auch in diese Wunde goß die weise Gianetta einen kühlenden Balsam, indem sie ihm zusagte, ihn in seiner Abwesenheit vor Ginevra von der Schmach des Abfalls zu reinigen. Freilich fand es die kluge Matrone dann nach reiflicher Überlegung für Ginevras Ruhe und den Frieden aller geratener, ihr Versprechen zu vergessen und die Vergangenheit schlafen zu lassen. Noch bei der Abfahrt, als schon der Wind die Segel blähte, rief ihm sein Vater nach, er solle sich nicht unterstehen, ohne Braut zurückzukehren, und gleich bei seiner Ankunft in Lyon sah er das schöne Mädchen, das ihm bestimmt war und dessen stille Augen ihn erwartet zu haben schienen. Aber all ihre sittsame Anmut vermochte nichts über das Herz, das noch ganz von Ginevras glänzenderem Bilde erfüllt war, er besorgte still die aufgetragenen Geschäfte und blieb ein wortkarger Gast in dem Haus, das ihn so freundlich aufgenommen hatte. Eine nagende Sehnsucht, die er zur Beschönigung vor sich selbst Heimweh nannte, die aber nichts anderes war als das unüberwindliche Verlangen, Ginevra wiederzusehen oder doch von ihr

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu hören, trieb ihn Tag und Nacht umher und ließ ihn in der Fremde keine Stunde froh werden, bis seines Vaters plötzlicher Tod ihn nach Florenz zurückrief. Er sah sie wieder, und ihre tiefe Bewegung bei seinem Anblick sagte ihm, was sein Herz längst geahnt hatte, daß er nicht vergessen war. Und obwohl er sich den Schwur getan hatte, ihren Frieden nicht zu stören, trieb es ihn doch unwiderstehlich in ihre Nähe, und er konnte es nicht lassen, ihr Haus zu umschwärmen, ob er vielleicht von weitem nur ihren Schattenriß oder den Saum ihres Gewandes erblicke.

Und so hatte er endlich den Tag zuvor von den Nachbarn die Schreckenskunde vernommen, daß Ginevra der Seuche erlegen sei.

Ginevra hatte ihrerseits nicht viel hinzuzufügen und zu erklären, da Leonardo nur allzu bereit war, sie von jeder Schuld freizusprechen. Das schwere Geheimnis, durch das sie die ganze Familie der Agolanti ins Verderben stürzen konnte, behielt sie tief in ihrer Brust, indem sie Leonardo sein Leben lang über die Urheber jenes nächtlichen Überfalls im Dunkeln ließ. Sie erklärte nur, daß sie sich durch die Grausamkeit, mit der man sie bei lebendigem Leib zu Grabe getragen und ihr dann die Rückkehr in das eigene Haus verwehrt habe, jeder Pflicht gegen die Agolanti entbunden fühle und nun auch wirklich für sie tot sein und bleiben wolle.

Gegen Abend aber schwand Ginevras Freudigkeit mehr und mehr, sie versank in Nachdenken, und ihre Augen füllten sich häufig mit Tränen. Auf Befragen gestand sie, daß der Gedanke an den Kummer und die Einsamkeit ihres Vaters, wenn er fortfahren müßte, sie für tot zu betrauern, ihr Glück auf ewig trüben würde. Leonardo war zwar der Meinung, ihr Vater würde sich mit der Zeit schon zu trösten wissen, gab aber schließlich ihren Bitten nach und versprach, den alten Ritter ins Geheimnis zu ziehen, doch nicht ohne daß ihm Ginevra zuvor durch einen heiligen Schwur gelobt hatte, sich durch keine Bitten, Drohungen noch Vorspiegelungen jemals wieder von seiner Seite reißen zu lassen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein vertrauter Diener wurde mit der wunderbaren Botschaft zu Ginevras Vater geschickt. Des alten Mannes Staunen, Rührung und Freude kannten keine Grenzen. Er stieg sogleich zu Roß, um sein vom Tode erstandenes Kind wiederzusehen, und nahm nicht einmal Anstoß daran, daß er sie im Hause seines Todfeindes suchen mußte. Schon mehr als einmal hatte er im Laufe dieses Tags die Frage bei sich aufgeworfen, ob nicht ohne die erzwungene Heirat mit Ricciardo sein Kind noch am Leben wäre.
Aber während der alte Ritter schluchzend seine wiedergeschenkte Tochter in den Armen hielt und von Zeit zu Zeit sanftmütige Blicke auf den jungen Leonardo warf, der ihm mit einfachen, männlichen Worten das ganze herzbewegende Ereignis erzählte, herrschte Schreck und Bestürzung unter den Agolanti.
Frau Fama war nämlich nicht müßig gewesen, die Gespenstererscheinung der vergangenen Nacht machte durch die ganze Stadt die Runde, die Diener der Agolanti tauschten mit dem Pförtner vom Palast der Amieri ihre nächtlichen Abenteuer aus, endlich hatte ein Nachbar der Rondinelli die weiße Gestalt vor Leonardos Türe sitzen sehen und war Zeuge gewesen, wie der junge Mann sie ins Haus trug; kurz, was Messer Cione, der von der mitternächtlichen Erscheinung nichts wußte, so sehr überrascht hatte, war den Agolanti längst kein Geheimnis mehr.
Als sich Messer Baldassarre nach vielen Überlegungen entschloß, mit dem alten Ritter über die Begebenheit Rücksprache zu nehmen, erfuhr er zu seinem maßlosen Erstaunen, daß Messer Cione schon seit mehreren Stunden bei dem jungen Rondinelli verweile.
Er versuchte noch zu vermitteln und auszugleichen, aber all seine Söhne und Anverwandte, Ricciardo an der Spitze, schlugen Lärm und beklagten sich bei der Signoria über den Schimpf, der ihnen widerfahren, und daß Ricciardos Schwiegervater selbst die Hand im Spiel habe.
Die Signoren ordneten eine strenge Untersuchung an, da fand es sich, daß Ginevras Gruft schon geschlossen war, denn der Küster

hatte, um das Verschwinden der Leiche geheim zu halten, den leeren Sarg frühmorgens eingemauert. Auch stand Ginevras Name in aller Form auf der Liste der in der Domkirche bestatteten Toten.

Den Klagen der Agolanti trat Leonardo entgegen, indem er erzählte, wie Ginevra wider ihren Willen zu der Heirat mit Messer Ricciardo gezwungen worden sei, wie man die Scheintote mit unwürdiger Eile eingesargt und davongetragen und ihr in kalter Nacht unbarmherzig die Rückkehr in das Haus des Gatten verwehrt habe.

Messer Cione, auf dessen alten Groll die Gegenwart Leonardos einen erstaunlich sänftigenden Einfluß übte, und der nun von Entrüstung über das Gebaren der Agolanti überfloß, schlug sich ganz auf die Seite des liebenden Paares, und die wunderbare Geschichte machte einen tiefen Eindruck auf die Väter der Stadt.

Es saßen damals im Magistrat von Florenz erleuchtete Köpfe, die besonders, wenn es die Sache eines Popolanen gegen einen Granden galt, nicht leicht um einen guten Einfall verlegen waren. Sie faßten also den Beschluß, daß, sintemal durch den Tod jeder Ehebund gesetzlich aufgelöst werde, auf Grund der vorhandenen regelrechten Urkunden, welche Madonna Ginevras Ableben bezeugten, die Ehe mit Messer Ricciardo als erloschen zu betrachten sei, und daß in Ermangelung eines Gesetzes, welches das fernere Verhalten einer vom Tode Erstandenen bestimme, besagte Madonna Ginevra befugt und ermächtigt sei, nach Belieben und im Einverständnis mit ihrem Vater über ihre Hand zu verfügen.

Die Agolanti spieen Feuer und Flammen, da aber der Wahrspruch der Signoria nicht anzutasten war, und eine Gewalttat bei den herrschenden strengen Gesetzen als ein zu großes Wagnis erschien, mußten sie sich bequemen, die Schlappe einzustecken. Nach reiflichen Erwägungen entschlossen sie sich, den Grabstein, unter welchem der leere Sarg versenkt war, in der Familiengruft stehen zu lassen und die Tatsache von Madonna Ginevras frühem Ende

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vor Freund und Feind aufrecht zu halten. Dadurch gaben sie einerseits ihrem Familienstolz und ihrem Hasse Ausdruck und zeigten sich zugleich doch dem Spruch der Signoria gehorsam.
Die blonde Ginevra wurde gleich den andern Tag in aller Form Rechtens dem jungen Rondinelli angetraut, und der Priester vernahm diesmal ein lautes, freudiges Ja von ihren Lippen.
Messer Cione söhnte sich in der Folge ganz mit dem neuen Schwiegersohn aus, und da seine Freundschaft für Messer Baldassarre durch die letzten Ereignisse einen schweren Stoß erlitten hatte, brachte er von nun an seine Abende meist in der Gesellschaft des jungen Paares zu, das ihn durch den Anblick seines Glücks in der rosigsten Laune erhielt.
Und als er nach Jahresfrist einen kräftigen, kugelrunden, zappelnden Sprößling auf den Armen schwang, der ihm zu Ehren Cione getauft wurde, war seine Zufriedenheit vollkommen, und er vergaß ganz, daß er einst geschworen hatte, seine Tochter lieber tot als in den Armen eines Rondinelli zu sehen.
Seine Vergeßlichkeit ging mit der Zeit noch so weit, daß er, als ihm eines Tages zu Ohren gekommen war, Messer Ricciardo habe sein ganzes Erbe im Spiel vergeudet und noch seinen alten Vater in Schulden verwickelt, zu seiner Tochter sagte: Siehst du, ich habe es dir ja immer gesagt, daß der Mensch ein Taugenichts ist und nie für dich paßte!
Das alte stolze Geschlecht der Amieri sank mit Messer Cione in die Grube, aber von seinem herrlichen Palast sind noch Überreste vorhanden, die jedoch, wer weiß wie bald, der herrschenden Zerstörungswut zum Opfer fallen werden.[1] Nicht lange, so erlosch auch der söhnereiche, weitverzweigte Stamm der Agolanti. Aber von Leonardo und Ginevra sproßte ein Geschlecht, das jahrhundertelang eine Zierde seiner Vaterstadt war und dessen Name noch heute in einer der Hauptstraßen von Florenz erhalten ist.

[1] Ist unterdessen geschehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Noch lange nach den Ereignissen, die wir hier erzählt haben, zeigte man in Florenz das leere Grab der blonden Ginevra, und das Gäßchen, durch welches die Auferstandene in jener für sie so verhängnisvollen Nacht von der Domkirche nach dem Haus ihres ersten Gatten zurückgekehrt war, heißt bis auf heute die Via della Morte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Humanisten

Ganz Florenz war in Bewegung, als an einem lachenden Apriltag des Jahres 1482 Graf Eberhard von Württemberg, genannt der Bärtige, mit einer stattlichen Zahl von Räten, Edlen und Knechten seinen Einzug hielt.

Zwar war es den Florentinern nicht ungewohnt, fremde Gäste in ihren Mauern zu beherbergen, wurde ja der glänzende Hofhalt des Mediceers fast nie von Besuchern leer, und dieser Reiterzug erregte die Aufmerksamkeit des schaulustigen Völkchens nur deshalb so stark, weil man wußte, daß er weit von jenseits der Alpen aus einem kalten, finstern Barbarenland komme, dessen Lage und Beschaffenheit sich tief im Nebel der geographischen Begriffe verlor. Die Menge stand viele Reihen tief in den geschmückten Straßen, durch welche die Reiter kommen mußten, denn es war denselben ein mächtiger Ruf vorangegangen, daß sie Cyklopen von ungeheuerlichem Ansehen seien, mit langen, feuerroten Haaren und lodernden Augen, deren Blick man nicht ertragen könne. Von dem Führer aber ging die Rede, er habe einen Bart, der zu beiden Seiten über den Bug des Pferdes niederwalle und das Tier wie mit einem Mantel verhülle.

Jetzt erschien der Zug in einer engen, von hohen Palästen gebildeten Gasse, die sich in halber Länge zu einer dreieckigen Piazzetta erweiterte.

Vorüber zogen die wallenden städtischen Gonfalonen, die Bläser mit ihren langen, silbernen Trompeten, woran unter weißem Federbüschel das Wappen der Republik schwankte, und die lustigen Pfeifer mit der roten Lilie auf der Brust, doch als nun an der

Spitze der Reiter die kleine, hagere Gestalt des Grafen Eberhard in Sicht kam, dessen Bartwuchs zwar von stattlicher, doch nicht von unerhörter Länge war, da malte sich Enttäuschung auf den meisten Gesichtern.

Das ist der Anführer der Barbaren — er ist ja kleiner als der Magnifico! — Und wie einfach er sich trägt! hieß es im Volke, denn der erlauchte Lorenzo war mit den Herren vom Magistrat und vielen Edlen, alle reich in damaszierten Samt gekleidet und mit den Abzeichen ihrer Würde geschmückt, dem fürstlichen Gaste vor das Stadttor entgegengeritten und führte ihn jetzt auf einem großen Umweg nach seiner Wohnung.

Nun drängten sich die weiter hinten Stehenden auch vor. — Und nach Rom ziehen sie? Zum heiligen Vater? Sind sie denn Christen? murmelte es durcheinander. — Nein, die hätte ich mir viel merkwürdiger vorgestellt.

Das gleiche mochte das schöne Mädchen auf der rosenumrankten, mit Teppichen behängten Loggia denken, das zwischen zwei älteren Herren stand und den Zug aufmerksam musterte. Sie hatte dazu den allergünstigsten Standpunkt, da die langgestreckte Säulenhalle mit der schmalen Seite nach der Straße ging und mit der Längsseite die Piazzetta, auf welcher sich der Zug zu stauen begann, einfaßte.

Nun siehst du, Kind, sagte der betagtere von den beiden Herren, ein bartloser Mann mit regelmäßigen Zügen und dichten, noch schwarzen Augenbrauen, dem die Kapuze, welche zu seinem roten Lucco gehörte, vom Kopf geglitten war, daß das wallende Silberhaar frei floß — siehst du, daß es Menschen sind wie wir, ohne Hörner und Klauen.

Puh, was sie für Bärte haben, sagte das schöne Kind naserümpfend.

Unseren Schönheitsbegriffen entspricht das allerdings nicht, antwortete der Vater mit gelassener Würde. Er sprach langsam und bewegte sich so schön, daß sein Lucco bei jeder Wendung des

Körpers malerische Falten warf. — Aber es sind sehr brave Leute. Betrachte dir den jungen Mann da vorn im schwarzen Habit — das scheint mein Freund, der gelehrte Kapnion, zu sein, mit dem ich schon seit Jahren im Briefwechsel stehe, wenn ihn auch die Augen meines Leibes noch nie zuvor erblickt haben. Eine Leuchte der Wissenschaft und würde es wahrlich verdienen, die Sonne Virgils seine Amme zu nennen.

Er wird Euch wohl die Handschrift bringen, nach der Ihr so lange suchen ließt, Vater?

Wenn der kostbare Kodex noch vorhanden ist, so möchte er leichtlich einen andern Liebhaber gefunden haben, mischte sich der andere, ein hagerer Mann mit schmalem, vergilbtem Gesichte, ein, der den enthaarten Schädel durch ein flachanliegendes, schwarzseidenes Mützchen geschützt hielt.

Ich dürfte ihn darum nicht einmal schelten, Marcantonio, entgegnete der schöne Greis mit Sanftmut. Ist es doch ein Wettkampf, in dem alle Waffen gelten.

Die armen Leute! rief das Mädchen in jugendlichem Mitgefühl, es mag ihnen wohltun, sich an unserer freundlichen Sonne zu wärmen. Darum zogen sie auch immer so gern von ihren schneebedeckten Alpen zu uns herunter. Es muß kalt sein, sehr kalt in diesem Germanien.

Ja, es ist ein kaltes, unwirtliches Land, antwortete der Alte. Und wenn ich denke, wie viele unserer glorreichen Väter noch dort gefangen liegen und in ihren dunkeln Burgen und feuchten Klöstern der Befreiung entgegenschmachten! setzte er mit einem Seufzer hinzu.

Zum Verständnis unserer Leser sei es gesagt, daß der alte Herr mit diesen Vätern die römischen Autoren meinte, welche die Nacht des Mittelalters hindurch in sauberen Abschriften von den deutschen Mönchen erhalten und gehütet worden waren und jetzt, seit dem Wiederaufblühen der klassischen Studien, scharenweise in ihr Geburtsland zurückwanderten.

Aber während der Vater sich nach der Straße hinabbeugte und mit sehnsüchtigen Augen dem gelehrten Kapnion, vulgo Johann Reuchlin, folgte, hing der Blick des Töchterleins an einem jugendlichen Reiter, der hinter dem Zuge zurückgeblieben war, um sein ungestümes Pferd zu bändigen, das sich stellte und auf dem Pflaster der Piazzetta Funken schlug. Er regierte das heftige Tier nur mit der Linken, während er mit der freien rechten Hand einen starken Lorbeerzweig, den er unterwegs gepflückt hatte, über das Gesicht hielt, um sich vor der ungewohnten Sonne zu schützen, die blitzend auf seinem blanken Stahlgehenke und den Metallplatten seines ledernen Kollers spielte.

Als sein Auge das an eine Säule gelehnte, mit Rosenranken spielende Mädchen traf, senkte er langsam wie zum Gruße den Lorbeerzweig und ließ ein gebräuntes, angenehmes Gesicht, von blondem Kraushaar umrahmt, sehen. Da überkam das Mädchen der Mutwille, daß sie ein Rosenzweiglein brach und dem hübschen Barbaren zuwarf. Dieser erhob sich in den Bügeln, ließ den Lorbeer fallen und haschte geschickt das Röslein, worauf er sich dankend verneigte. Noch ein rascher Blick aus den blauen, leuchtenden Augen, und gleich darauf war der Reiter fast unter der Mähne des Rappen verschwunden, der unter seinem Schenkeldruck hoch aufstieg und ihn dann mit wenigen Sätzen dem Zuge nachtrug.

Gar nicht übel für einen Barbaren, lächelte der alte Herr, der sich eben umgewandt hatte, wohlwollend, was meinst du, Kind?

Das Mädchen schwieg, sie hätte um alles in der Welt nicht gestehen mögen, wie sehr ihr der Reiter gefallen hatte, aber während sie alle drei von der Loggia zurücktraten, legte sie sich im stillen die Gewissensfrage vor, ob es wohl möglich sei, einen Barbaren zu lieben.

Das Volk hatte sich schon verlaufen, denn alles drängte jubelnd und lärmend dem Zug zum Palaste des Medici nach, in dessen kühlem Hofraum zwischen antiken Marmorstatuen, plätschernden

Brunnen und lebendigem Grün der Imbiß für die fremden Gäste bereitet war.

Doch als nach einer Viertelstunde das schöne Mädchen noch einmal flüchtig auf der Loggia erschien, wie um auf dem Pflaster, das schon wieder seine Alltagsmiene trug, nach den Spuren des jungen Reiters zu suchen, da sah sie an der Straßenecke den ungestümen Rappen des Weges zurückkommen, von einem Reitknecht am Zügel geführt, und gewahrte nicht ohne geheimes Wohlgefallen, daß ein Diener des Medici den fremden Knecht nach der Herberge zu den ‚Drei Mohren' wies, die auf der Piazzetta ihrer Loggia schräg gegenüber lag.

Der Wirt trat heraus, half das Tier zum Stalle bringen und führte dann den fremden Knecht in seine Schenke zu ebener Erde.

Dort schob der Schwabe die Mütze zurück, trocknete seine schweißbedeckte Stirn und öffnete das Wams ein wenig, dann ließ er einen Blick über die anwesenden Gäste gleiten und setzte sich schwer auf die alte Holzbank vor eines der kleinen Marmortischchen. Der Wirt machte sich gleich an ihn heran.

Caldo, eh? begann er zutraulich.

Was, kalt! rief der Kriegsknecht entrüstet. Esel, sieht Er nicht, wie ich schwitze? Bring mir Wein!

Alsbald stand ein mächtiger, mit Stroh umbundener Fiasco vor ihm Er schenkte sich das rote Naß von Chianti ein und stürzte ein Glas auf einen Zug hinunter. Dann bestellte er in seiner Muttersprache zu essen, und auch dieser Befehl fand augenblicklich Folge. Er freute sich, daß ihm die Sprache so wenig Schwierigkeit bereite. Als er aber mit dem Essen fertig war und sich durch den Wein zur Geselligkeit angeregt, mit dem Wirt in ein längeres Gespräch einlassen wollte, da erkannte er zu seinem Verdruß, daß dieser der schwäbischen Laute nicht Meister war.

Doch winkte der gefällige Florentiner ihm verheißungsvoll zu und entfernte sich eilig, um in Bälde mit einem wunderlichen Menschengebilde zurückzukommen, lang und schwank wie ein Hasel-

rohr, aber so gebrechlich, daß man fürchten mußte, es zerknicke bei der ersten Berührung in der Mitte, wo es am schwächsten schien. Dünnes rotes Haar, mit Weiß gemischt, hing schlaff um ein fahles, bartloses Gesicht, eines jener Gesichter, die nie zur Mannheit ausreifen, sondern in die späteren Jahre eine welke Jugendlichkeit hinübernehmen. Jede seiner Bewegungen war unnatürlich, von den schmachtenden Wendungen des mageren Halses zu dem gezierten Gang, der im Tanzschritt ansetzte und den Boden unter den Füßen zu verschmähen schien. Nur ein paar blaue Augen, die ehrlich und wohlwollend aus fast unbewimperten Lidern hervorsahen, versöhnten ein wenig mit der dürftig-anspruchsvollen Erscheinung.

Dieses seltsame Wesen kam unter Verbeugungen heran und fragte den Schwaben in schlechtem Deutsch, was des Herrn Landsmanns Begehr sei, und es war possierlich anzusehen, wie sich beim Sprechen seine Ellbogen zu einer flügelschlagenden Bewegung erhoben und das Gewand wedelte, als wollte die ganze luftige Gestalt zum Himmel entflattern.

Der Kriegsknecht sah den Roten verdutzt an, denn er wußte nicht, was er aus ihm machen sollte, und fuhr mit der Hand nach der Mütze, besann sich aber auf halbem Wege anders und kratzte sich nur am Kopf.

Er sei kein Herr, stotterte er verlegen, sondern nur der Peter von Lorch, im Dienste des Edlen Veit von Rechberg-Stauffeneck, eines der besten Ritter im Schwabenland. Die Erwähnung seines Herrn stärkte sein Selbstgefühl, denn er gewann nun die Kühnheit, auch den Roten nach Stamm und Namen zu fragen, wobei er jedoch geflissentlich die unmittelbare Anrede vermied, um ihm weder zuviel noch zuwenig Ehre zu geben.

Er heiße Lucius Rufus, antwortete der andere mit seiner hohen und dünnen Stimme, die die ganze Erscheinung wunderbar vollendete, und sei Majordomus in dem schönen Palaste gegenüber. Auch er dürfe sich eines Gebieters rühmen, der hinter keinem

Mann der Erde zurückstehe, denn ganz Florenz kenne den edlen Herrn Bernardo Rucellai als Urbild aller Bürgertugend und als den wahren Vater der Weisheit.

So, entgegnete Peter mit breitem Lachen. Ich habe wohl zuweilen unseren Pfarrer sagen hören, Vorsicht sei die Mutter der Weisheit, aber daß der Herr Rutschel ihr Vater ist, war mir nicht bekannt.

Der Rote belächelte herablassend diesen Witz und setzte sich neben dem Landsmann nieder, während der Wirt eilig auch ihm ein Glas vollschenkte. Bald kamen noch andere von den schwäbischen Kriegsknechten nach, die ihre Pferde gleichfalls im Stall der ‚Drei Mohren' unterstellten und vom Wirt dienstbeflissen zu dem Paar am Marmortisch geführt wurden. Doch sie wußten sich schlecht in die Unterhaltung zu finden und sprachen in ihrer Verlegenheit um so mehr dem Weine zu, denn der Rote, dem es ein Vergnügen machte, seine barbarischen Landsleute zu verblüffen, flößte ihnen durch geschraubte, fremdländische Redensarten eine gewisse Scheu ein.

Soeben erzählte er, daß er aus Augsburg gebürtig sei — Augusta Vindelicorum — wie er erläuternd hinzusetzte, und wenn sein Stammbaum nicht verloren wäre, so ließe sich leichtlich nachweisen, daß er von einem gewissen Lucius Rufus abstamme, der Unterbefehlshaber im Heere des Kaisers Augustus gewesen und der die Stadt habe gründen helfen. Er selbst habe vormals den Beruf eines Haar- und Bartkünstlers in seiner Vaterstadt geübt und sei den Mitbürgern nur als der rote Lutz bekannt gewesen, denn die Nacht der Unwissenheit habe noch schwer auf ihm gelastet. Erst in Florenz habe er den Namen seines Ahnherrn wieder angenommen und sei ‚antik' geworden.

Was ist das? fragten alle wie aus einem Mund.

Der Rote leuchtete auf, denn er war jetzt ganz in seinem Fahrwasser, und er bemühte sich, seinen Zuhörern eine faßliche Erklärung des Wortes zu geben.

Das Antike, bedeutete er sie, sei die schöne Manier in Sprache und Gebärden, die von den Alten stamme und in Florenz zur Bildung und guten Sitte unentbehrlich sei. Dazu gehöre vor allem auch eine Hauseinrichtung im Stile der alten Römer, und nun beschrieb er den sprachlos dasitzenden Kriegsknechten die Gastmähler seines Herrn, wobei die Geladenen mit bekränztem Haupt sich nicht zu Tische setzten, sondern legten, während er nach dem Takt der Musik das Essen auftrage und das Fleisch zerschneide; denn so verlange es der römische Brauch. Ehe das Mahl beginne, sprenge sein Herr eine Schale vom besten Wein auf den Boden, als Weiheguß für die alten Götter, die in Marmor herumstünden, und spreche einen lateinischen Vers dazu, und das alles, wenn es mit der schönen Art gemacht sei, nenne man antik.

Die Knechte stießen sich heimlich mit den Ellbogen an, und Peter sagte sich bekreuzigend: Straf mich Gott! Das ist ja heidnisch; seid ihr denn keine Christen?

Lucius entgegnete mit nachsichtigem Lächeln: Freilich; aber die heilige Jungfrau und den Bambino in Ehren, diese Gebete an die alten Götter gehören zum Ganzen, zum Stil und zur Einrichtung, mit einem Wort zum Antiken, und selbst der heilige Vater hält es nicht anders.

Nun fuhr er in seiner Lebensgeschichte fort und erzählte, wie in seine Barbierstube häufig ein fahrender Schüler gekommen sei, der unter dem Seifenschaum lateinische Verse zu deklamieren pflegte, und wie er auf diese Weise ein schön Stück Latein und viele Verse aus einem Gedicht kennengelernt habe, das von den Irrfahrten des Trojerhelden Äneas handle. Da sei die Wanderlust so mächtig in ihm geworden, daß er sein Handwerk an den Nagel hängte und in Diensten eines Kaufmanns nach der Levante zog. Dort geriet er aber durch den Tod seines Herrn in großes Elend, so daß er wieder zu seinem früheren Handwerk greifen und viele Türkenbärte scheren mußte, bis ihm eines Tages ein

welscher Bart unter die Hände kam, der einem edlen Florentiner angehörte. Dieser erkannte aus der blumenreichen, von Zitaten wimmelnden Sprache seines Barbiers, daß solch ein Mann zu etwas Höherem geboren sei, und nahm ihn von der Baderstube weg in seine Dienste. Der Florentiner war nach dem Fall von Konstantinopel in die Levante gekommen, um in kleinasiatischen und griechischen Klöstern auf alte Handschriften zu fahnden, und da sich Lucius ebensowohl auf die türkische wie auf die fränkische Sprache verstand, mußte er bei diesen Unterhandlungen den Dolmetsch machen. Sein Herr richtete ihn mit der Zeit auf alte Klassiker ab wie einen Falken auf den Reiherfang.

Als sie nun schon einige hundert Bände gesammelt hatten und mit der kostbaren Fracht die Rückreise nach dem Abendland antreten wollten, litten sie im Ägäischen Meere Schiffbruch und mußten es ansehen, daß all die kostbaren Bücher, die ein ganzes Vermögen verschlungen hatten, in den Wellen versanken.

Bettelarm kehrte der Florentiner in seine Heimat zurück und starb da an gebrochenem Herzen, hatte aber zuvor noch den getreuen Lucius bei Bernardo Rucellai, seinem besten Freunde, untergebracht.

Dies alles berichtete der Rothaarige seinen Zechgenossen mit manchen Ausschmückungen und großem Schwulst, zuweilen seine Rede mit einem lateinischen Spruch durchflechtend. Auch machte er viel Rühmens von dem Ansehen und Reichtum seines Herrn und vor allem von den unermeßlichen Bücherschätzen, um deretwillen aus der ganzen Welt viel vornehme und gelehrte Männer im Hause Rucellai zusammenströmten, und er suchte dem stumpfsinnig dreinblickenden Peter den Wert solcher Sammlungen begreiflich zu machen.

Dem aber war der ungewohnte welsche Wein zu Kopf gestiegen, und die Ruhmredigkeit des Roten begann ihn zu verdrießen. Er schlug auf den Tisch und rief herausfordernd: Und *mein* Herr ist doch noch ein viel größerer Herr, das sag' *ich*. Der schlägt mit

der gepanzerten Faust einen Ochsen nieder, und den stärksten Ritter hebt er aus dem Sattel, als ob es ein Strohmann wäre. Acht Wölfe hat er einmal an einem Tag erlegt, und die Dienste, die er dem Haus Württemberg bei der Mühlhäuser Fehde geleistet, wird ihm der Graf gewiß zeitlebens nicht vergessen. Und was den Reichtum betrifft, so brauche ich nur die Burg Stauffeneck zu nennen, mit Dörfern, Wäldern und Äckern, und die Herrschaften im Oberland, gar nicht zu reden von den kleineren Höfen und Weilern zwischen Staufen und Rechberg, die ihm zinspflichtig sind. Es lebt kein besserer Ritter im ganzen römischen Reich, und wer's nicht glaubt, der hat mit mir zu tun.

Die anderen Kriegsknechte ließen ein beistimmendes Murmeln vernehmen.

Ich glaube es ja gern, ihr Herren, begütigte Lucius. Aber seht: Andere Völker, andere Sitten! wie der Lateiner sagt. Bei uns gilt der Mann mehr nach dem Kopf als nach der Faust, und eine schöne Bücherei hat größeren Wert, als Schlösser und Burgen. Da ist zum Beispiel Herr Marcantonio, der alte Ego meines Gebieters; nun, wer ihn sieht, der muß bekennen, daß die Göttin der Liebe nicht an seiner Wiege gestanden hat, und dennoch darf er um das schönste Mädchen von Florenz, um unsere Lucrezia, werben, und meine alten Augen werden es noch erleben, daß Hymens Fackel ihnen den Brautgesang tönt. Das kommt daher, daß er vor ein paar Jahren ein Buch geschrieben hat, ein lateinisches Buch — Lucius dämpfte seine Stimme zum Flüstern, als ob er sich in der Nähe des Allerheiligsten befände — seit den großen Alten sei nichts Schöneres geschrieben, sagt Seine Magnifizenz, der erlauchte Lorenzo, der nicht nur ein Kenner ist, sondern auch selber den Pelikan besteigt.

Er sah sich im Kreise nach Beifall um, fand aber nur gleichgültige Gesichter.

Bücher, sagte Peter wegwerfend, die wachsen bei uns wie Unkraut, aber wir fragen nichts darnach, denn das ist für die Klerisei,

nicht für Kriegsleute. Mein eigener Herr hat eine großmächtige Truhe voll von dem Zeug in seinem Keller stehen und hat sich in seinem Leben noch nicht nach ihr gebückt.

Der Rothaarige stieß einen Laut der Überraschung oder des Zweifels aus.

Ich weiß, was ich sage! rief Peter, sich erhitzend, ich habe sie selbst gesehen, denn ich bin einmal, es ist schon lange her, in unseren Burgkeller auf Schloß Stauffeneck heimlich eingestiegen. Ich hatte einen störrigen Hengst im Burghof getummelt, daß er und ich von Schweiß troffen, denn es war ein heißer Sommertag. Da bemerkte ich nicht weit von dem großen runden Turm ein Loch im Boden, durch das man in den Keller hinabsehen konnte, und der Quaderstein an dieser Stelle war losgebröckelt, denn es ist ein gar altes Gemäuer. Ich, nicht faul, hebe den Stein aus und drücke mich durch die Öffnung hinunter. Es war ein übler Weg, wie ihr euch denken könnt, und ich kam halb geschunden auf dem feuchten Boden an, aber ich hoffte einen tüchtigen Schluck zu tun, denn mir schien's, als sei hier der Weg zum großen Faß. Aber ich befand mich in einem engen Bretterverschlag und konnte nur durch die Latten nach den schönen Wein- und Mostfässern hinüberschielen. Durch einen engen Gang aber kam ich in ein anderes ausgemauertes Gelaß und stieß dort auf eine große eiserne Truhe. Da fiel mir ein, was ich einmal gehört hatte, daß in diesem Gewölbe der Klosterschatz von Sankt Blasien vergraben sei, und ich sah mich um, ob nicht auch in einer Ecke der Hund mit den feurigen Augen sitze, der die Truhe hüten soll. Aber da war nichts Lebendiges außer mir. Also, ich gehe hin nnd hebe den Deckel auf, und was glaubt ihr, daß ich drinnen fand? Vergoldete Altarleuchter und silberne Becher? — Ja, wisch' dir den Mund ab! Lauter verschimmeltes Schweinsleder mit Krakelfüßen darauf und mit farbigen Bildchen am Rand. Ich, wieder zugeklappt und nicht gemuckst von dem Fund, denn wer hätte auch etwas davon gehabt? Ja, wären es Silberstücke gewesen! Dort muß die Be-

scherung noch liegen, und es hat kein Hahn danach gekräht bis auf den heutigen Tag. Was das Ungeziefer übrig läßt, das frißt der Schimmel. Unser Junker weiß gar nichts davon, der Unrat stammt noch aus des Herren selig Zeit, der hatte es mit den Mönchen.

Hier aber ward Peter unterbrochen durch eine Stimme, scharf und schneidend wie ein Peitschenhieb, die seinen Namen rief. Er stolperte eilig die Treppe hinauf in das Zimmer seines jungen Herrn, der eben vom Gastmahl des Mediceers zurückkam, denn er wußte, daß es nicht rätlich war, den Gestrengen auch nur eine Minute warten zu lassen. Als er dessen Befehl entgegengenommen hatte und zu dem neuen Freund zurückkehren wollte, war dieser schon davongeeilt, um seinem Gebieter von dem merkwürdigen Bücherfund des neuen Gegenüber zu berichten.

Der junge Ritter stand am Fenster und blickte unruhig nach der säulengetragenen, ganz von kleinen schwefelgelben Schlingröschen umrankten Halle hinüber, wo ihm beim Eintritt jene flüchtige reizende Erscheinung aufgetaucht war. Er gedachte eines Auftrags, den ihm seine jugendliche Landesmutter auf die Reise mitgegeben hatte. Wenn ihr Herr Veit eine rechte Freude machen wolle, hatte sie gesagt, so möge er von Italien, wo es der schönen Mädchen viele gebe, die schönste, die er finde, nach Hause bringen als seine eheliche Wirtin, damit Frau Barbara auch in ihrem Residenzschloß zu Stuttgart die Laute der geliebten Muttersprache vernehme.

Veit, der in Gräfin Barbara das Muster der Frauen verehrte, hatte seit dem ersten Schritt auf italienischem Boden keinen anderen Gedanken mehr, als ein Weib zu finden, das der anmutigen Gebieterin gleiche. Aber je länger er suchte, desto schwieriger fand er die Wahl. Von einer stolzen Visconti, die ihm beim Einzug in Verona mit ihrem fürstlichen Brautgeleite wie die Königin von Saba begegnet war, bis herab zu der anmutigen Spinnerin in Holzschuhen, die es ihm auf den Apenninen angetan hatte, wollte

sein Herz gar nicht mehr zur Ruhe kommen, und er bekannte seinen Reisegefährten, daß er Muselmann werden und einen ganzen Harem nach Hause bringen müßte, um den Auftrag seiner Herrin richtig zu vollziehen.

Doch in Florenz ereilte ihn sein Geschick, denn seit ihm Bernardo Rucellais Tochter jenes Röslein zugeworfen hatte, war ihm alles weitere Schauen leid und widrig geworden, er hätte am liebsten die Augen schließen mögen, um dieses Bild durch keine anderen Bilder mehr verwischen zu lassen. Er fand, daß sie der Gräfin gleiche, nur war ihr Wuchs höher und schlanker, und ein Liebreiz ging von ihr aus, der in des Junkers Augen alles übertraf, was er bis jetzt gesehen hatte. Er brauchte sich nicht zu fragen, ob Lucrezia Rucellai auch wirklich die Schönste sei, denn sie war gleich bei dem ersten Blick für ihn die einzige geworden. Ihren Namen hatte er durch einen der Florentiner Herren, die den Zug geleiteten, erfahren, aber mehr wußte er nicht von ihr, und jetzt fühlte er sich zum ersten Male etwas verzagt, wenn er bedachte, daß die Besitzer dieses Kleinods doch wohl schwerlich auf einen wildfremden Landfahrer gewartet hatten, um es loszuschlagen.

Die kleine Entfernung von seinem Fenster zu ihrem Hause bedeutete also wohl eine unüberschreitbare Kluft, und dennoch lächelte der junge Mann leise vor sich hin, während seine Phantasie eine bunte Brücke in den Farben des Regenbogens hinüber baute.

Da ging drüben am Hause, das mit der Loggia verbunden war, die Türe auf, und heraus trat zu Veits froher Überraschung Johann Reuchlin, Graf Eberhards jugendlicher Geheimschreiber, geleitet von jenem schönen würdevollen Greis im Silberhaar, den Junker Veit neben dem Mädchen erblickt hatte, und er sah, daß die beiden sich auf der Schwelle herzlich wie alte Freunde verabschiedeten.

Veit sprang mit klirrenden Sporen ungestüm die Treppe hinab, um den Geheimschreiber an der Straßenecke zu stellen und über die Bewohner jenes Hauses zu befragen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da erfuhr er, daß der würdevolle alte Herr Bernardo Rucellai heiße, ein Stern des Humanismus sei, durch Familienbande dem Herrscherhaus verknüpft und zugleich naher Anverwandter jenes berühmten Marcantonio Rucellai, den die gelehrte Welt als den glänzendsten neulateinischen Autor verehre.

Leider mußte ich dem alten Herrn eine schmerzliche Enttäuschung bereiten, fuhr der Geheimschreiber fort. Er hatte gehofft, ich würde ihm eine einzig vorhandene Handschrift zur Stelle schaffen, einen uralten Cicero, auf den die Rucellai seit dreißig Jahren fahnden. Doch meine Bemühungen waren vergeblich, und nun schmerzt es mich, daß der alte Herr wohl im stillen denken mag, ich habe den kostbaren Kodex auf die Seite gebracht, denn leider, Junker, gibt es unter Gelehrten weder Treu noch Glauben, sobald ein alter Autor auf dem Spiele steht.

Der Junker hörte diesen Erklärungen nur mit halbem Ohre zu, denn ganz anderes lag ihm am Herzen, als der alte Herr mit seinen gelehrten Nöten.

Habt Ihr auch seine Familie kennengelernt, Herr Geheimschreiber? fragte er zögernd.

Herrn Marcantonios Bekanntschaft ist mir auf morgen versprochen, entgegnete Reuchlin nicht ohne eine kleine Bosheit, fuhr aber, als er die unbefriedigte Miene seines Reisegenossen sah, gleich gutmütig fort: Für Euch hat wohl der Autor der ‚Facetien' mindere Anziehungskraft als Herrn Bernardos schwarzäugiges Töchterlein. Nun, diese werdet Ihr morgen bei dem Lanzenrennen sehen, das Seine Magnifizenz zu Ehren unseres Herrn veranstaltet. Ich höre soeben, daß Fräulein Lucrezia den Sieger krönen soll. Wenn also Euer bewährter Ruhm Euch treu bleibt, so werdet Ihr meine Wenigkeit morgen nicht mehr zu beneiden brauchen. Und nun verzeiht, ich muß noch zu unserem Herrn, der mich hier schlecht entbehren kann. Gute Nacht, Herr Ritter, und mögen Euch die Sterne günstig sein.

Mit diesen Worten ging der Geheimschreiber eiligst von dannen.

*

— Das glänzende Kampfspiel war zu Ende, und Herr Bernardo hatte sein bewundertes Töchterlein zu Pferd durch die gaffende Menge nach Hause begleitet. Ihr reiches Festkleid lag schon wieder im Schrein, und Lucrezia war in die einfache Haustracht geschlüpft, die ihr nicht minder lieblich stand. Der Tag war nicht erschöpfend gewesen, denn die Sonne hatte sich wie aus Mitleid mit den eisenbeschwerten Reitern während des Turniers verborgen gehalten, dennoch brannten Lucrezias Wangen, und ihre Augen strahlten einen Glanz aus, vor dem sie im Spiegel selber erschrak. Eine Stimme lag ihr in den Ohren, die sie heute zum ersten Male gehört hatte, aber nie wieder vergessen zu können glaubte, deren Klang sie noch in der Einsamkeit wie mit körperlicher Gegenwart umschwebte.

Möchte es nicht das letztemal sein, daß meine Augen Euch erblicken! murmelte sie vor sich hin und suchte den fremdartigen Ton der Stimme nachzuahmen, die diese Worte gesprochen hatte. Sie mußte sich dabei ein bräunliches, wohlgeformtes Gesicht vorstellen, das unter dem hohen Helm mit Rehgeweih zuversichtlich zu ihr aufblickte. Sie hörte wieder das Stampfen und Wiehern der Pferde, sah das funkelnde Waffengewühl und den Staub der Arena und folgte unverwandt jenem Helme mit Rehgeweih, der blitzartig da und dort auftauchte, alle anderen Helmzeichen weit überragend. Es waren schlankere, schönere Gestalten auf dem Kampfplatz als dieser Fremdling und Halbbarbar, dessen herkulischer Kraft auch von den eigenen Landsleuten keiner ganz gewachsen war, aber die Menge schien den blonden Deutschen vor allen anderen zu bevorzugen, denn sie grüßte sein Erscheinen immer mit hellem Jubel. Lucrezia wußte selber nicht, warum ihre Augen suchend umherliefen, sobald das Rehgeweih verschwand, und wie es kam, daß sie keinem Gang mit rechter Aufmerksamkeit folgen konnte, an dem der Träger dieses Zeichens nicht beteiligt war. Wenn er als Sieger vor ihr erschien und seine Augen fest auf die ihrigen heftend leise sagte: Nicht zum letzten Male, Madonna!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

so wünschte sie ihn beklemmt und unruhig weit hinweg, sobald er sich aber vom Kampfplatz entfernte, hatte das ganze Schauspiel seinen Reiz verloren. Für die Artigkeiten ihrer Landsleute, die wie immer mit übertriebenen Huldigungen nicht kargten, hatte sie heute nur eine Regung der Ungeduld, weil ihr dadurch der Magnet ihrer Augen entzogen ward.

Als nun endlich der letzte Gang, das große und nicht gefahrlose Lanzenrennen begann und sie auch den Rechberger wieder in die Schranken reiten sah, siegesgewiß den Hals seines starken Tieres klopfend, da wartete sie mit solcher Unruhe auf die Entscheidung, als wäre sie selbst als letzter und höchster Kampfpreis gesetzt. Sie hatte keinen Sinn für all den Aufwand von Waffenkunst, der vor ihren Augen entfaltet wurde, sie nahm keinen Teil an der brennenden Frage, ob die Barbaren ihren Landsleuten an Stärke überlegen seien, und ob die Florentiner wiederum jene an Gewandtheit überträfen, es beschäftigte sie nicht einmal, daß der fremde Graf mit der dunklen Kleidung und dem ernsten Gesicht sich diesmal selbst mit einem der Florentiner Herren maß; sie verfolgte immer das Rehgeweih und den Schild mit den züngelnden Rechbergischen Löwen. Sie meinte noch in der Erinnerung die Gewalt der Stöße, das Splittern der Schäfte, das grausame Aufeinanderprallen der Pferde zu vernehmen und das ängstliche Klopfen ihres eigenen Herzens, bis der Herold als Sieger den blonden Deutschen mit dem unaussprechlichen Namen verkündete und die Bühne von dem Jauchzen, Stampfen und Tücherschwenken der Menge wankte. Ihre Blicke hatten sich umflort und ihre Hände gezittert, als sie ein Kränzlein lebendiger Rosen mit goldenen Blättern an der Lanzenspitze des Junkers befestigte, und es war ihr, als habe sie mit diesem Kränzlein das eigene Ich hinweggegeben. Er aber lächelte siegesfroh, blickte ihr mit den guten blauen Augen fest ins Gesicht und sagte mit seinem fremden Akzent: Madonna, ich hoffe, Euch wiederzusehen.

Ein Florentiner hätte sich schwungvoller und zierlicher ausgedrückt,

aber die stete Wiederholung der schlichten Worte, als ob der Sprecher nichts zu denken noch zu sagen vermöge als nur das eine, den Wunsch, sie wiederzusehen, hatte sie erschüttert und erschreckte sie zugleich mit der Ahnung, daß diese unwiderstehlich starken Arme nun auch sie ergreifen und nicht wieder freigeben würden. Doch während sie sich gegen diesen Zwang zu wehren suchte, freute sie sich selbst im stillen, daß heute abend der unaussprechliche Name des Fremdlings in aller Munde war, als ob sie selber an seinem Triumph einen Teil hätte.

Gleichzeitig ereignete sich der seltsame Fall, daß des Vaters Gedanken nicht minder lebhaft mit dem anziehenden Fremdling beschäftigt waren, als die der Tochter; freilich aus sehr verschiedenem Grund. Seit er die Nachricht von jenen vergrabenen Bücherschätzen auf Schloß Stauffeneck erhalten hatte, war in Bernardos Seele die fast abenteuerlich kühne Hoffnung aufgekeimt, daß der verschwundene Kodex vielleicht mit in jener Truhe liege. Es war zuerst nur eine Eingebung des roten Lutz gewesen, die der Gebieter selbst belächelte; aber in langer Nacht hatte er die Ortsnamen, die fest in seinem Gedächtnis hafteten, mit den Angaben über den letzten Verbleib der Handschrift verglichen, und zu seiner eigenen Überraschung stimmten sie merkwürdig. In seinen schlaflosen Grübeleien hatte er noch dem Zweifel Raum gegönnt, aber am Morgen, als die freudigen Lichtfluten durch das Fenster strömten, öffnete er sein Herz der frohen Überzeugung, daß es der Schatten des großen Römers selber sei, der aus dem Munde eines barbarischen Kriegsknechts um Erlösung flehe.

Herr Bernardo war vor allen Dingen Humanist, und die Leidenschaft für das klassische Altertum erstickte in ihm jede unmittelbare menschliche Empfindung. Darum konnte auch Lucrezia kein Herz zu ihrem Vater fassen, obwohl sie nie ein ungütiges Wort von ihm zu hören bekam, aber er schien ihr glatt und kühl wie ein Aal, und wenn er einmal zärtlich wurde, so hatte sie den Eindruck, als

sei es ihm nur um die wohltönenden Reden zu tun, die leicht und schöngeformt von seinen Lippen strömten.

In seinem Studierzimmer saßen an den Winterabenden die Mitglieder der Platonischen Akademie unter einer Marmorbüste Ciceros beisammen, der Herr Bernardos stärkster Heiliger war und dem er ein ewiges Lämpchen unterhielt, wie sein Freund Marsilio Ficino dem Platon. Jahraus, jahrein arbeiteten die besten Meister der Goldschmiedekunst an seinem berühmten, den antiken Mustern nachgebildeten Tafelgeschirr; er selbst trug im Hause statt des Florentiner Lucco eine römische Toga und bewegte sich mit dem Anstand, der diesem Gewande entsprach. Er redete niemals mit Heftigkeit, noch ließ er je eine Erregung des Gemütes blicken, so daß er zu jeder Stunde an jene römischen Senatoren gemahnte, die in ihren kurulischen Stühlen sitzend das Herannahen des Galliers erwarteten. Sein Sprechen war so gewählt, daß er nie einen Satz unvollendet ließ, und daß jede seiner abgerundeten Perioden für eine vollkommene Stilübung gelten konnte. Im Latein, das dazumal die höhere Umgangssprache war, legte er sich lieber den Zwang auf, seinen Gesprächsstoff zu beschränken, als ein Wort zu gebrauchen, das nicht durch die Autorität Ciceros gedeckt war. Und diesem Manne, der so hoch und sicher im Leben stand, dessen Söhne die ersten Ehrenposten des Staates bekleideten, fehlte nur eines zur Zufriedenheit, dieses eine aber fehlte ihm so sehr, daß es ihm fast die anderen Güter entwertete, nämlich jener uralte, ciceronianische Kodex, dessen Trugbild ihm soeben aufs neue zwischen den Händen zerronnen war.

Dieser Kodex hatte im Haus der Rucellai schon eine schicksalsschwere Rolle gespielt. Zuerst war es Donato Rucellai, Bernardos älterer Bruder, gewesen, der vor mehr als dreißig Jahren bei einem Besuch auf der Insel Reichenau den kostbaren Fund getan. Der damalige Abt befand sich häufig in Geldverlegenheiten und wäre gern bereit gewesen, das Buch zu verkaufen, aber er tat, als er das Entzücken des Entdeckers sah, eine so ungeheure Forderung,

daß der Italiener mit leeren Händen abziehen mußte, denn eine Abschrift zu nehmen wurde ihm nicht gestattet.
Doch sein Verzicht ließ Herrn Donato keine Ruhe. Er verkaufte ein Landgut, legte die Summe bei einem deutschen Bankhaus nieder und begab sich wieder auf die Fahrt. Unterdessen hatte aber das Manuskript den Besitzer gewechselt, da es pfandweise in ein württembergisches Kloster übergegangen war. Landfremd, der Sprache nur zur Not kundig, und im ärmlichsten Aufzug, um keinem Wegelagerer zur Beute zu fallen, verfolgte der weichliche Humanist unter schweren Mühen und Entbehrungen die Spuren seines Schatzes, die ihn bis tief in den Schwarzwald führten.
Dort stand unter endlosen finstern Tannenwäldern, die dem lichtgewohnten Sohne des Südens wie die Pfade der Unterwelt erschienen, das ehrwürdige Kloster Hirsau, dessen Name aber in italienischem Munde Irsava klang. In dieser Abtei war Donato zum letzten Male gesehen worden, denn ein anderer italienischer Handschriftensammler hatte ihn dort getroffen, als der Unermüdliche eben im Begriff stand, nach einem Klösterlein des heiligen Blasius im Osten des Landes, nicht gar weit von der alten Stauferfeste, aufzubrechen, wohin ein Hirsauer Bruder den kostbaren Kodex verschleppt haben sollte.
Dies war die letzte Kunde, die von Donato Rucellai nach Florenz drang, und der edle Gelehrte war nie in seine Heimat zurückgekehrt. Nachfragen wurden angestellt, aber sie brachten nur zutage, daß jenes Klösterlein, welches Donatos letztes Reiseziel gewesen, durch eine Feuersbrunst vom Boden verschwunden sei. Es war damals viel Krieg und Fehde in schwäbischen Landen, wobei man es mit Menschenleben nicht sehr genau nahm, und von dem Tiefbetrauerten wurde niemals wieder eine Spur gefunden.
Jahrelang war nun auch der Kodex verschollen, und die Familie der Rucellai hatte vor Ciceros irrem Geist Ruhe. Da kam vor nunmehr sieben Jahren ein reisender Kaufmann nach Florenz

und berichtete, im suevischen Lande habe man eine uralte Handschrift aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert entdeckt, welche allem Anschein nach der von den Rucellai gesuchte Cicero sei. Ein Kleriker sei sein jetziger Besitzer; derselbe verlange einen so hohen Preis für das einzig vorhandene Manuskript, daß er es im Lande nicht losschlagen könne, und daß er deshalb in Italien einen Käufer suche.

Wie der Keim einer Seuche, der jahrelang verschlossen gelegen, plötzlich wieder an die Luft treten und aufs neue die Ansteckung bewirken kann, so ging es hier. Das Gift der Bibliomanie kroch in Herrn Bernardos Adern und entzündete jetzt in ihm jenes fieberhafte Verlangen nach Ciceros liber jocularis, dem sein unglücklicher Bruder zum Opfer gefallen war. Sein Anverwandter, Marcantonio Rucellai, der damals noch ein unberühmtes Dasein führte, erbot sich, das Buch durch einen tüchtigen Agenten, den er für den Ankauf und das Kopieren alter Manuskripte in den alemannischen Landen geworben hatte, zur Stelle zu schaffen. Doch nach Jahresfrist kehrte der Agent mit dürftiger Ausbeute nach Florenz zurück, denn die Zeit der großen Bücherfunde war vorüber, und die Nachricht jenes Reisenden hatte sich, wie Marcantonio seinem Blutsfreund berichten mußte, einfach als Foppere erwiesen.

Aber der ciceronianische Kodex umspann den edlen Bernardo bereits mit einem dämonischen Zauber, und auch die ungesühnten Manen seines Bruders, dessen Gebeine vielleicht unbestattet auf fremder Erde lagen, drängten sich wieder klagend vor seinen Geist.

Auf Reuchlin stützten sich nunmehr seine Hoffnungen, aber ach, seit Donatos Verschwinden waren dreißig Jahre verflossen, und der weise Kapnion gehörte einer anderen Geschlechtsfolge an als die deutschen Gelehrten, die einst dem edlen Florentiner auf seiner Reise mit Rat und Tat beigestanden hatten. Wie sollte man nach so langer Zeit noch von einem verschollenen fremden Wanderer

und von einem längst niedergebrannten Klösterlein, dessen Lage ungewiß und dessen Name kein seltener war, Nachricht erlangen? Bernardo begriff es wohl, aber dennoch konnte seine Phantasie von dem liebgewordenen Gegenstand nicht mehr lassen, und erregt durch die wieder aufgerührten Erinnerungen, knüpfte er an die Prahlereien des alemannischen Knechtes alsobald den neuen Hoffnungsfaden an.

Die folgenschwere Mitteilung war ihm gestern erst nach Weggang seines Besuches gemacht worden, und so lag es ihm sehr am Herzen, den neuen Freund so rasch wie möglich ins Vertrauen zu ziehen und für die Förderung seiner Absichten zu gewinnen. Doch Reuchlin war während des Kampfspiels durch seine Dolmetscherpflichten so sehr in Anspruch genommen, daß er für die sehnsüchtigen Blicke Bernardos kein Verständnis hatte, und erst als die Herrschaften sich zum Aufbruch rüsteten, war es dem alten Herrn noch rasch gelungen, sich mit seinem Anliegen an den Geheimschreiber heranzudrängen.

Zu Hause trat er gleich an sein Fenster und starrte mit den brünstigen Augen eines Liebhabers nach den geschlossenen Läden gegenüber. Die niedergehende Sonne setzte den ganzen Himmel in Flammen, und Bernardo Rucellai erblickte eine selige Vision, schön wie der Ruhm und die Unsterblichkeit; die farbendurchglühten Abendwolken zeigten ihm in purpurnen, dunkelvioletten und goldenen Lettern die Schrift: M. T. Ciceronis liber jocularis nunc primum repertus et in lucem editus.

Aus seiner Verzückung schreckte ihn Hufschlag auf dem Pflaster, und das Herz begann ihm zu klopfen wie einem Mägdlein beim Herannahen des Geliebten. Es war aber nicht Junker Veit von Rechberg, der sein Pferd um die Ecke lenkte, sondern der erlauchte Lorenzo selbst, und in der munterſten Laune wie es schien, denn er winkte schon von weitem herauf mit einem feinen Lächeln, das ein schalkhaftes Geheimnis barg. Die ganze Dienerschaft steckte die Köpfe zusammen, als gleich darauf der alte Herr mit der

Miene würdig verhaltener Neugier seinen erhabenen Besucher, der nicht aufhörte zu lächeln, die Treppe herauf nach seinem Studierzimmer führte. Auch Lucrezia sah den Herrscher eintreten, der ihr Pate war, denn sie stand gleichfalls am Fenster und blickte in den brennenden Abendhimmel, aber für sie hatte das magische Farbenspiel eine andere Bedeutung als für ihren Vater: in den Umrissen der segelnden Goldwölkchen meinte sie ein blondes, germanisches Haupt zu erkennen. Ahnung sagte ihr, daß etwas Außergewöhnliches im Anzug war, und etwas, das sie selbst betraf. Sie wollte sich zur Ruhe zwingen und zur gewohnten Beschäftigung, aber keine Arbeit glückte, sie war unfähig selbst zu der geringsten Verrichtung und mußte sich, von Zimmer zu Zimmer irrend, dem qualvollen Zustand dieser rastlosen Muße ergeben.

Endlich brach Lorenzo auf, und der Vater geleitete ihn bis vor die Schwelle des Hauses. In sein Arbeitszimmer zurückgekehrt, schloß sich Bernardo ein und schritt lange gegen seine Gewohnheit aufgeregt hin und her. Nach geraumer Zeit kam er endlich heraus, ging in den Büchersaal, und Lucrezia sah von der halboffenen Türe aus, wie er in der Dämmerung ein in karmesinrotes Leder gebundenes Buch vom Schranke nahm. Er schlug auf gut Glück auf und trat dann an das Fenster, um bei dem schwindenden Tageslicht die Stelle zu entziffern, die sein Finger bezeichnete. Jetzt wußte Lucrezia, daß der Vater eine schwere Entscheidung seinem Virgil anheimgestellt hatte.

Bei Tische jedoch zeigte Bernardo sein gewöhnliches undurchdringliches Gesicht und die olympische Ruhe, die ihm stets ein so großes Übergewicht über die Umgebung verlieh. Er scherzte mit Lucius, der die Bedienung der Tafel überwachte, und sprach so schön und gewählt wie immer, während seine Tochter keinen Bissen genoß. Endlich nach einer qualvoll langen Stunde wurde unter den üblichen Förmlichkeiten die Tafel aufgehoben, und nachdem der Vater noch langsam und wohlbedacht die zu der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gesundheitspflege nötigen tausend Schritte abgeschritten hatte, ließ er die Tochter in sein Studierzimmer rufen, das die schwebende Ampel jetzt freundlich erleuchtete, während die Fenster und Innenläden gegen Nachtluft und Zanzaren verschlossen waren.
Dort empfing sie die Mitteilung, daß der fremde Graf ihr die Ehre angetan habe, durch Seine Magnifizenz um ihre Hand für jenen jungen Ritter zu werben, der bei den Kampfspielen so große Ehren gewonnen habe.
Lucrezia saß auf einem kleinen Schemel zu Füßen des Vaters und rang nach Atem, während er ruhig fortfuhr, ihr die Vorteile dieser Heirat und die ehrenvolle Stellung, der sie am Hofe der Gräfin Barbara entgegenging, zu erklären.
Ich will dir nicht verhehlen, daß mich die Werbung erschüttert hat, sprach er, langsam die Worte wägend, denn ich hatte anderes mit dir im Sinne. Aber es gibt höhere Pflichten als die des Blutes. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist dieser junge Barbar der jetzige Besitzer der Handschrift, nach der wir seit dreißig Jahren suchen. Ich will nicht davon reden, was dieser Fund für mich bedeutet, noch daß dein Oheim sein Leben dafür gelassen hat. Aber denke an die Wissenschaft und die ganze Gesittung unserer Tage. Ein Cicero! Sein liber jocularis! Denke, was es heißen will, diesen Genius, den wir in der Ruhe, im Zorn, in der Begeisterung bewundert haben, jetzt auch im feinen attischen Scherz, in der munteren Weinlaune kennen zu lernen! Nicht mehr als feurigen Redner oder als Philosophen, nein, als geselligen Tischnachbarn, mit Cajus und Titius über Alltagsgegenstände plaudernd, doch voll köstlichen Salzes, voll feiner Worte und Wörtchen! Herr Bernardo schloß die Augen und machte ein Gesicht, als ob er Kaviar auf der Zunge zergehen lasse.
Ich brauche nichts weiter zu sagen, du bist unterrichtet genug, um zu wissen, was auf dem Spiele steht. Der Schatz ist reif, wenn wir ihn nicht heben, so versinkt er vielleicht auf ewig in den Schoß der Erde. Ein Cicero!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Längst war sein etwas gekünsteltes Sprechen in den Ton wahrer Empfindung übergegangen. Jetzt riß ihm der Faden entzwei, er schlug die Augen zum Himmel und wiederholte mit inniger Andacht: Liber jocularis! Liber jocularis!, indes zwei Tränen langsam über das ehrwürdige Gesicht niederrannen.

Lucrezia schwieg noch immer. Die Entscheidung war so jählings über sie gekommen, daß sie völlig überwältigt war. Erst nach einer langen Pause sagte sie stockend: Habt Ihr Eure Zusage gegeben?

Er wird sie sich morgen holen. Sie ist an eine Bedingung geknüpft, die du errätst. Er kläre das dunkle Ende deines Oheims auf und bringe mir den Kodex. Am Tage, wo Ciceros liber jocularis unversehrt vor meinen Augen liegt, wird er dein Gatte, es sei ihm geschworen.

Jetzt erst bemerkte er, daß seine Tochter sich in die Fensternische geflüchtet hatte und heftig schluchzend ihren Kopf an den geschlossenen Laden drückte.

Er trat zu ihr, streichelte ihren schwarzen Scheitel und suchte sie zu trösten, indem er ihr wiederholt erzählte, welch warme Fürsprache der erlauchte Lorenzo für den Junker eingelegt habe, und daß der deutsche Graf ihr ein zweiter Vater sein wolle. Auch legte er kein geringes Gewicht auf die Herkunft des Jünglings, der, wie er der Tochter erzählte, eines Stammes sei mit jenem gewaltigen Schwabengeschlecht, das Italien seine großen Kaiser gegeben habe.

Soll ich dir noch mehr vertrauen? fuhr er flüsternd fort. Du weißt, ich verachte den Aberglauben, aber es gibt ein Orakel, das mich nie getäuscht, das mich immer recht beraten hat. Und siehe, wunderbar! Derselbe Götterspruch, der in Latium an den König Latinus erging, hat heute auch mir geboten, den Fremdling zum Eidam zu nehmen.

So endigte das Gespräch zwischen Bernardo und seiner Tochter. Diese stand noch lange am offenen Fenster ihres Schlafgemachs

und blickte in die duftatmende Frühlingsnacht mit der unermeßlichen Sternenfülle, unter der die ersten Leuchtkäferchen schwirrten. Sie dachte ängstlich an jenes kalte, finstere Barbarenland, wo es weder eine rechte Sonne gab noch rechte Sterne, geschweige denn die goldenen Leuchtkäferchen, die flatternden irdischen Sterne. Träne um Träne rann, ohne daß sie es beachtete, über ihre Samtwangen. Der junge Fremdling schien ihr jetzt bei weitem nicht mehr so hübsch wie zuvor, sie fand sogar, daß er mit seinem starkgliedrigen, schweren Wuchs und den barbarischen Stößen, denen niemand standhielt, neben den gelenken Florentinern einem Wilden geglichen habe. Auch deuchte es ihr grausam und unbarmherzig, daß der eigene Vater ihre blühende Jugend gegen ein altes Pergament verhandelte, und doch war der Entschluß, sich dem harten Gebot kindlich zu unterwerfen, nicht ohne stille innere Befriedigung. Sie trocknete ergeben ihre Tränen ab und suchte den Schlummer, um nicht am anderen Tage ein übernächtiges Gesicht zu zeigen, denn wieviel sie auch an dem barbarischen Werber mäkeln mochte, *er* sollte seinerseits an *ihrer* Erscheinung keinen Tadel finden.

Junker Veit gehörte zu den glücklichen Naturen, denen es der Herr im Schlafe gibt. Mit seinem munteren Sinn, seiner anerkannten Tapferkeit, seiner männlichen Gestalt war er überall eines günstigen Eindrucks gewiß. Nie hatte er sich noch über den Ausgang eines Unternehmens Sorge gemacht, und so fand er es nicht mehr als billig, daß ihm auch jetzt die reife Frucht nur so in den Schoß fiel.

Als Reuchlin ihm die Vermutungen und Wünsche klar gemacht, die sich an seine Person knüpften, hatte er es frischweg gewagt, den Grafen, der selbst in einer italienischen Heirat sein Glück gefunden, um Vermittlung anzugehen, und der Graf hatte mit väterlicher Güte durch den erlauchten Lorenzo den überraschenden Antrag gestellt: die junge Lucrezia um den alten Tullius.

Veit zeigte vor dem Grafen so große Zuversicht, daß darüber die

Stimme des Zweifels in seinem eigenen Inneren verstummte. Im stillen aber pflog er mit sich selber Rat und zwang sein Gedächtnis zu ungeheurer Anstrengung, um jeden Punkt hervorzusuchen, der zu Bernardos Begehren stimmte. Nur das unaufgeklärte Ende des älteren Rucellai schuf ihm Bedenken, des Manuskriptes glaubte er sicher zu sein. Doch wenn er erst an Ort und Stelle war, wollte er schon den unsichtbaren Faden finden, der sich von dem einen zum anderen spann. Denn daß es im Grunde doch vermessen war, dem Zufall so unerhörte Güte zuzutrauen, das zu denken fiel ihm gar nicht ein.

Über Sankt Blasien konnte er genaue Auskunft geben, denn es war einst ein Schirmkloster seines Vaters gewesen, und ein Zweig der Familie Rechberg hatte dort ehedem die Grablege gehabt. Nicht gar weit von Stauffeneck, dem Witwensitz seiner Mutter, war die Stelle, wo einst das Kloster stand; jetzt waren längst die Trümmer abgetragen, und der Pflug ging über den Ort. Zur Zeit des Städtekrieges nämlich, während sein Vater mit dem Grafen Ulrich von Württemberg vor Eßlingen zog, hatten die raublustigen Gmünder, die es mit den Städtern hielten, auf rechbergischem Grund und Boden viel Schabernack verübt und auch jenes wehrlose Klösterlein überfallen und niedergebrannt. Der Prior von Sankt Blasien, ein alter gebrechlicher Mann, hatte sich nach dem nahen Stauffeneck geflüchtet, wo er aber infolge des Schrecks und der erhaltenen Verletzungen starb. Die Truhe, welche Peter gesehen hatte, mochte also wohl die von dem Prior gerettete Klosterbibliothek enthalten, denn der Junker entsann sich gut, daß er einst als kleiner Junge von einer Magd gehört hatte, im Burgkeller sei der Schatz von Sankt Blasien vergraben, den ein schwarzer Hund mit feurigen Augen hüte.

Noch eine andere Erinnerung aber, weit unheimlicher und schauerlicher als diese, tauchte ihm zugleich aus seiner Kinderzeit auf. Im Örtchen Salach am Fuße von Stauffeneck war außerhalb der Kirchhofmauer ein kleiner Hügel, wohl durch Anhäufung von

Scherben und allerlei Unrat entstanden, aber seit langer Zeit mit üppigstem Grün bekleidet, und unter dieser Erhöhung, so flüsterte man im Volke, sei der ‚schwarze Mann' begraben. Dorfkinder mieden den Ort, obwohl hier immer die ersten Primeln blühten und zur Veilchenzeit ein wunderbarer Duft von der Stelle ausging. Auch Veit hatte es in seinen Knabenjahren, wenn er nach Stauffeneck kam, als keine geringe Leistung betrachtet, in der Dunkelheit allein an dieser Kirchhofecke vorüberzugehen, und er tat es nur mit zugedrückten Augen und beschleunigtem Schritt.

Wer der schwarze Mann war, wußte er nicht, denn nach Kinderart war es ihm nie eingefallen, sich um Dinge zu kümmern, die so weit vor seiner Zeit lagen, nur ging im Dorf die halbverschollene Sage, derselbe sei ein schrecklicher Zauberer und Schatzgräber gewesen. Auch spielten zuweilen die älteren Leute auf irgendeinen schauerlichen Vorfall an, der mit dem ‚Schwarzen' zusammenhing.

Diesen Nekromanten hatte nun die Phantasie der Schloßkinder mit dem Schatz im Kellergewölbe in Verbindung gebracht, und sie pflegten sich zu erzählen, daß nächtlicherweile der schwarze Mann aus seinem Hügel steige und nach dem Burgverlies schleiche, um dort den Schatz zu heben, der ihm auch im Grab keine Ruhe lasse, daß er aber jedesmal von dem Hund mit den feurigen Augen zurückgetrieben werde. Oder war es doch nicht die eigene Einbildungskraft gewesen, welche jene beiden Gegenstände so eng in seiner Vorstellung verwob? Hatte er vielleicht einmal erzählen hören, dieser Schatzgräber habe nach dem Klostergut von Sankt Blasien gestrebt und sei darüber ums Leben gekommen? Hier wurden seine Erinnerungen so dunkel und ungewiß, daß dem angestrengten Gedächtnis mit aller Mühe nichts weiter abzuringen war.

Als der Junker sich festgesetztermaßen in Reuchlins Gesellschaft bei Herrn Bernardo einfand, traf er dort nebst den Söhnen und anderen Verwandten des Hauses auch den unvermeidlichen Marc-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

antonio, der ihn mit dem kalten Blick stillen Hohnes maß. Junker Veit hatte zwar nach den deutschen Begriffen von dazumal eine für seinen Stand ausreichende Bildung genossen, konnte sich auch zur Not im Lateinischen ausdrücken, aber bei all der Gelehrsamkeit, welche die Florentiner Herren zu seinen Ehren verpufften, wurde ihm heiß und kalt, und er war herzlich froh, sich unter die Fittiche des Geheimschreibers ducken zu können, besonders gegen den berühmten Marcantonio, der sich ein Vergnügen daraus machte, ihn in gefährliche Satzbildungen zu verstricken und vor dem künftigen Schwäher zu Fall zu bringen. Doch Reuchlin war dem Italiener völlig gewachsen, und der Gelehrte fing mit dem funkelnden Schwert seines Geistes manchen Hieb auf, der dem Kriegsmann gegolten hatte, wofür ihm dieser erst viele Jahre später, da Reuchlin von den Dunkelmännern seiner Heimat umlagert war, den schuldigen Dank und Gegendienst entrichten konnte.

Allgemach kamen die Verhandlungen nach langem Hin- und Widerreden, das den Florentinern einen aufrichtigen Genuß gewährte, zu gedeihlichem Abschluß, und der Heiratskontrakt wurde Punkt für Punkt zu Papier gebracht. Jetzt erschien auch das Fräulein, morgenfrisch und züchtig erglühend, ohne eine Spur der nächtlichen Tränen, und Herr Bernardo trat in die Mitte der Anwesenden, die Tochter an der einen, den Junker an der anderen Hand, und hielt, nachdem die Ringe getauscht waren, eine schöne lateinische Verlobungsrede über das Wesen der Treue, die mit dem Tode des Regulus begann und mit der Zerstörung von Karthago endigte. Glückwünsche wurden nach antikem Muster getauscht, und auch Marcantonio stattete den seinigen ab, ohne durch eine Miene zu verraten, daß ihm der lästige Zwischenfall einen altgehegten Wunsch durchkreuzte.

Indes die breiten Wogen der Dialektik, jetzt völlig zum Selbstzweck entfesselt, das Gemach durchrauschten, stand Junker Veit neben seiner Verlobten in einer Fensternische, von dem mächtigen

Teppichvorhang halb verdeckt, und suchte sich mit ihr durch Blicke und leisen Druck der Hand zu verständigen, bei welcher Sprache er der Hilfe des gelehrten Kapnion wohl entraten mochte. Wie Lucrezia diese Zeichensprache aufnahm, konnte man nicht sehen, denn sie hielt ihr Köpfchen von der Gesellschaft abgewandt, aber wenn die Miene des jungen Mannes ein Spiegel der ihrigen war, so konnte es kein unfreundliches Gesicht sein, was sie ihm zeigte.

Da trat Herr Bernardo dazwischen und legte mit anmutiger Hoheit seine Hand auf des Junkers Schulter.

Es ist Zeit zu scheiden, sagte er. Fahre wohl, mein Sohn, die Götter schenken dir günstigen Vogelflug, und dich geleite der Gott der Wanderer an seinem sicheren Stabe.

In die Unterwelt; Amen! setzte Marcantonio leise hinzu.

Beim nächsten Morgengrauen, während Graf Eberhard mit Rossen und Mannen der ewigen Stadt entgegenzog, lenkte Junker Veit sein Pferd durch die Porta San Gallo der nordischen Heimat zu.

*

Längst waren die Leuchtkäfer verglommen und die Nachtigallen verstummt, der Hochsommer war eingezogen mit seiner weißglühenden Sonne und seinem endlosen Zikadengeschmetter, aber noch war keine Kunde von Junker Veit gekommen. Im Hause der Rucellai hatte man geglaubt, daß der rasche Werber in spätestens zwei Monaten zurück sein würde, und Lucrezia hatte im Vorgefühl des nahen Abschieds die Plätze ihrer Kindheit durchstreift und tränenden Auges allen Freundinnen Lebewohl gesagt. Sonst war alles sich gleich geblieben, nach wie vor brannte das Lämpchen bei Ciceros Büste, nach wie vor sprach Herr Bernardo im Stil der römischen Redner, und Lucius Rufus mühte sich treulich, es ihm nachzutun. Wie sonst verbrachte der berühmte Marcantonio seine Abende im Palaste Rucellai oder in der Loggia, die jetzt von übermächtigem Orangen- und Zitronenduft er-

füllt war. Bernardo hatte sich eine Karte von Germanien zu verschaffen gewußt, an der sie zu dreien studierten, um die Lage des Landes Württemberg festzustellen; da sie aber nicht wußten, ob sie dasselbe in Nord, Süd, Ost oder West zu suchen hatten, standen sie bald wieder von ihren geographischen Forschungen ab. Diesen Umstand benützte Marcantonio, um dem Kinde von den germanischen Landen, die auch der Vater nur aus der Beschreibung des Tacitus kannte, ein höchst abschreckendes Bild zu entwerfen, und von den Bewohnern sagte er, sie seien ein wildes, dem Trunke ergebenes Volk, wozu aber Bernardo die Bemerkung fügte, daß die Frauen dort in hohen Ehren gehalten würden.

Im übrigen führten sie zusammen ein einförmiges Leben, denn der alte Herr öffnete den Mund nur, um sich selber reden zu hören, und Marcantonio, so witzig mit der Feder, war ein dürftiger und trockener Gesellschafter.

Als sich nun die Frist, die dem Mädchen anfangs so erwünscht war, wider Erwarten mehr und mehr in die Länge zog, ertappte sie sich zuweilen auf dem Gedanken: Er bleibt aber lange aus —, was auch Marcantonio dem Vater gegenüber auf seine Weise aussprach mit den Worten: Er zeigt wenig Eile, dein junger Barbar.

Bernardo war nicht aus seiner Gemessenheit zu bringen.

Ich habe ihm längere Frist zugestanden, als er zum knappen Hin- und Herreiten braucht. Auch kann ihm ja ein Unfall zugestoßen sein.

Bei diesen Worten erbleichte Lucrezia und empfand etwas wie einen Stich am Herzen. Sie beugte sich über die Loggia hinaus und wandte die Augen ängstlich nach der Richtung, in der sie das Land Germanien vermutete. Von nun an blickte sie oft nach Norden und eilte zum Fenster, so oft die Piazzetta von Hufschlag dröhnte. Selbst wenn einmal ein Windzug von den Alpen her die glühende Hitze kühlte, so dachte sie stets daran, daß diese Lüftchen denselben Weg gewandert seien, auf welchem auch der blonde Reitersmann kommen mußte.

Doch erfuhr niemand, was in ihr vorging, als der rote Lutz, der sie von Kindesbeinen kannte und von dem sie sich jetzt insgeheim die Anfangsgründe der deutschen Sprache beibringen ließ. Er war zwar wegen seiner Schwülstigkeit nicht der berufenste Lehrer, hatte auch in zwanzigjähriger Abwesenheit vom Vaterland das Deutsche zum Teil vergessen, aber mit Beharrlichkeit brachte sie es so weit, die Namen der Dinge aus einem Wust von Torheit herauszuschälen und sich ins Gedächtnis zu prägen. Es war nur ein schwacher Anfang, aber er sollte dem Verlobten ihren guten Willen zeigen, und sie freute sich königlich darauf, ihn in den Lauten seiner Muttersprache zu begrüßen.

Unterdessen war in der ganzen Stadt die seltsame Verlobung Lucrezias bekanntgeworden, und auch am mediceischen Hofe wurde viel darüber gescherzt, daß die junge Florentinerin den alten Römer aus der Gefangenschaft loskaufen müsse. Doch, obwohl man allgemein bedauerte, ein so schönes Mädchen aus Florenz zu verlieren, war niemand, der Herrn Bernardo getadelt hätte, denn so hoch stand das Ansehen des römischen Autors, daß man wohl begriff, wie der Vater sein eigen Fleisch und Blut nicht zu kostbar hielt für diesen Tausch.

Nur Marcantonio sah den alten Freund mit immer vorwurfsvolleren Augen an. Als sich gar der Hochsommer zu Ende neigte, suchte er allmählich durch leises Wühlen den Glauben Bernardos an die Rückkehr des barbarischen Bräutigams zu erschüttern, indem er ihm vorrechnete, daß eine Frist wie die verstrichene genügt hätte, das goldene Vlies herbeizuschaffen, geschweige denn einen alten Kodex aus dem eigenen Keller.

Doch Bernardo runzelte nur die olympischen Brauen ein wenig.

Der Verfasser der ‚Facetiae' darf sich etwas bei mir erlauben. Aber treibe keinen Mißbrauch mit dem Recht an meine Liebe, das dein unvergleichliches literarisches Verdienst dir erworben hat. Kann der Fremdling die Bedingung nicht erfüllen, so sendet er mir den Ring zurück, und alsdann magst du deine Werbung erneuen.

Auch gemeinsame Freunde, die sich auf Marcantonios Bitten bei Bernardo bemühten, erhielten keine andere Antwort als: Ein Rucellai hält, was er verspricht. Was hülfe uns das Studium der Alten, wenn wir uns nicht ihre Tugenden zu eigen machten!

Der alte Herr war mittlerweile mit seinem Töchterlein auf ein kleines Landgut im Val d'Ema gezogen, das eigentlich Marcantonio gehörte, aber wegen seiner reizenden, schattigen Lage und der Nähe der Stadt schon seit Jahren der Familie zum Sommersitz diente. Dort las er zum vierzehnten Male das berühmte Buch seines Verwandten und ergötzte sich an der geistigen Fülle, die aus den toten Lettern sprudelte und von der dem Verfasser im Umgang so wenig anzumerken war. Unter diesem Einfluß verwandelte sich ganz allmählich der Wunsch, seine Tochter durch die Hand eines solchen Mannes glücklich zu machen, in ihm zur Überzeugung, daß der deutsche Junker doch nicht zurückkehren werde, und endlich ließ er sich von Marcantonio das Versprechen entreißen, daß, wenn binnen eines Monats noch immer keine Nachricht von dem Fremdling gekommen sei, er der Heirat seines bewunderten Freundes mit Lucrezia kein Hindernis mehr in den Weg stellen werde.

Noch ein Monat! Dem Gelehrten schien es, als habe dieser Zeitraum die zehnfache Zahl der Tage, die sonst zu einem Monat gehörten. Nicht, daß er gefürchtet hätte, der deutsche Junker werde unterdessen mit der alten Handschrift zurückkehren und den Preis einfordern, er wußte ja und er allein, daß dies unmöglich war. Aber das Ziel seiner Wünsche rückte abermals in die Ferne, und doch war ihm die Hand der schönen Lucrezia schon in Aussicht gestellt am Tag, wo seine berühmten Fazetien das Licht erblickt hatten, und wenn auch die schwarzen Augen des Mädchens kein jugendliches Feuer mehr in seinen Adern entzündeten, so fand er es doch süß, die Hand der schönsten Erbin einzig seinem Ruhme zu danken.

Damals, nach Erscheinen seines Buches, war der gemessene Bernardo wie außer sich zu ihm gestürzt, hatte sich an seine Brust ge-

worfen, ihn den Stolz der Familie und seinen künftigen Eidam genannt.

Ach, diese Fazetien! Wäre nur nicht mit dem Ruhm eine so widerliche Erinnerung verknüpft gewesen! Jahrelang hatte Marcantonio sie in den fernsten Winkel seines Gedächtnisses zurückgedrängt und sie am Ende fast vergessen. Seit dem Besuch der Deutschen in Florenz und dem erneuten Forschen nach dem ciceronianischen Kodex war sie plötzlich aus ihrem Winkel hervorgekrochen und blickte ihm jetzt ängstlich ins Gesicht, mit heimlicher Schamröte auf den Wangen.

Er hatte lange gehofft, das unsichtbare Schandmal, das an seinem literarischen Triumph hing, durch nachfolgende Triumphe zu verlöschen. Der Ruhm, dachte er, werde seinem Geiste Nahrung geben und ihn zu einer Reihe großer Schöpfungen befähigen. Diese Hoffnung blieb unerfüllt. Wie die Aloe nur einmal blüht, so hatte Marcantonio in den ‚Facetiae' seine literarische Kraft erschöpft; so wenigstens sagten seine Freunde.

Es war indes kein Wunder, wenn man diese Fülle glänzender Einfälle und ihre unnachahmliche klassische Form bedachte. Ein Reichtum an Geist, den bisher niemand bei dem ledernen Gelehrten gesucht hatte. Cicero selbst hätte sich dieses Buches nicht zu schämen gebraucht.

Es war eine schwere Wahl gewesen, vor die sich Marcantonio gestellt sah, als vor nunmehr sechs Jahren sein Agent aus Deutschland zurückkehrte und ihm mit den anderen Bücherschätzen auch jenen langgesuchten ciceronianischen Kodex überbrachte, nach welchem Bernardos Sinnen stand.

Sollte er sich mit dem Ruhm des Finders begnügen und noch dazu das Buch seinem Freunde ausliefern? Es war seine redliche Absicht gewesen, aber da begann er zu lesen und blieb gefangen. Er stieß auf so überraschende Sprachwendungen, zugleich einfach, treffend und wohllautend, daß er nicht umhin konnte, die eine und die andere seiner eben begonnenen literarischen Arbeit einzuverleiben.

Bald riß es ihn weiter, Ciceros Gedanken, Ciceros Worte drängten sich ihm in die Feder, und so entstand jene Perle der neulateinischen Literatur, welche die gelehrte Welt unter dem Titel ‚M. Antonii Oricellaris Facetiae' bewunderte. Sein Leben lang verzehrt von ohnmächtigem Ehrgeiz, war er endlich unter die Fittiche des Adlers gekrochen und hatte sich von ihm nach dem ersehnten Ziele, einem Stuhl in der Platonischen Akademie, tragen lassen.

Bei der Erinnerung an den Ursprung seines Ruhmes warf Marcantonio einen scheuen Blick nach dem Kamin, wo dazumal Ciceros liber jocularis in Rauch und Flammen aufgegangen war. Es ängstigte ihn, als sei ein Brandmal davon zurückgeblieben.

*

Sonnenlose Schwüle hatte den ganzen Tag über der Landschaft gelastet, daß selbst das Laub der Bäume schlaffer hing und die ganze Natur unter dem Bann des Schirokko siechte. Kaum daß da und dort ein Vogel schüchtern die Stimme erhob und gleich wieder verstummte, wie erschreckt von dem unheimlich brütenden Schweigen.

Bernardo, der trotz seiner Jahre dem Glutstrom mannhaft standhielt, war den ganzen Tag tätig gewesen, um ein paar jungen Landleuten für das morgige Fest einen Schäferchor einzuüben, zu dem er selbst die Verse verfaßt hatte. Als jedoch der Abend dämmerte, ohne der Welt Erlösung zu bringen, da gab auch er sich überwunden und wankte mit schweißtriefender Stirne in sein schwüles Schlafgemach. Seine Tochter hatte sich schon lange zurückgezogen, die Diener schnarchten, im Hause war alles still, nur der Bräutigam machte mit Lucius einen letzten Gang durch die Räume, wo morgen die Hochzeitsgäste bewirtet werden sollten. Nachdem alles besorgt war, schlich Lucius, leise vor sich hinmurmelnd, in den dämmernden Garten hinunter, der sich in Terrassen gegen die Talsohle zu senkte. Er hatte auf das Beispiel seines Gebieters hin den kühnen Plan gefaßt, für das morgige

Fest einen „Triumph der Liebe" zu dichten, den er selbst in der Maske des Götterboten vorzutragen gedachte. Schon seit mehreren Tagen mühte er sich im Schweiße seines Angesichts, aber die Muse setzte ihm einen so hartnäckigen Widerstand entgegen, daß er der Verzweiflung nahe war.

Jetzt verwünschte er den Schirokko, der ihm das Hirn zerrütte, haderte mit dem traubenschweren Rebenspalier, das ihm schwül über dem Kopfe hing, und scharrte mit den Füßen im Sand, als könnte er hier die fehlenden Reime ausgraben wie eine Henne ihr Futter. Endlich flüchtete er sich auf einen freien Rasenplatz in der Nähe des Parktores, wo in anmutigem, von Wasserrosen überwuchertem Becken ein Springquell plätscherte. Eine dunkle Wolkenbank hatte sich am Rande des Horizonts gesammelt und ließ, langsam heranschiebend, die abendliche Dämmerung noch düsterer erscheinen. Lucius schwang sich kühn auf den Schoß einer steinernen Najade und ließ seine Stirn von dem fallenden Wasserstaub benetzen, indes er fingernd auf dem Rand des Wasserbeckens den Takt schlug. Dabei kam ihm der Hufschlag eines trabenden Pferdes vom Tal herauf zu Hilfe, und er brachte nun wirklich eine geistige Geburt zustande, die einige Ähnlichkeit mit dem Anfang eines freien Hymnus besaß.

In seinem Feuer beachtete er nicht, daß der Hufschlag immer näher kam, bis er durch die Gitterstäbe eine Reitergestalt auf dem breiten Lorbeergang erblickte, der außerhalb des Gartentores die Besitzung Marcantonios mit der Landstraße verband.

Sah er ein rächendes Gespenst oder war es wirklich der Junker Veit von Rechberg, der sich jetzt vom Pferde schwang und an das Gartentor pochte?

In heiligem Schreck, als hätte er sich durch seine dichterischen Mühen an dem Bruch der Verlobung mitschuldig gemacht, rannte Lucius in das Haus zurück, laut nach Herrn Bernardo rufend. Dort taumelte er gegen Marcantonio, dem bei der Schreckenskunde einen Augenblick gleichfalls die Knie versagten. Aber schnell

besonnen legte der Florentiner dem Rothaarigen die Hand auf den Mund und zog ihn aus dem Bereich der Schlafgemächer.
Den Mund gehalten, Deutscher! herrschte er ihn an. Und kein Geräusch im Hause! Das Fräulein und Herr Bernardo dürfen heute nacht nicht mehr gestört werden. Du kommst mit mir und führst das Pferd ganz stille in den Stall. Und ich will nicht hoffen, daß ein Deutscher an seinem Herrn zum Verräter wird.
Lucius war so verblüfft von diesem Ton, daß er gar nicht wußte, wie ihm geschah. Nein wahrlich, er haßte ja den Verrat mehr als den Schlund der Hölle und hatte auch nicht die geringste Lust, in dem Kampf, der jetzt notwendig entbrennen mußte, Partei zu nehmen. Er war dem Junker zugetan, aber nur um des Fräuleins willen, nicht weil er ein Deutscher war, denn Lucius fühlte sich ganz als Florentiner. An Marcantonio dagegen war er gewohnt, mit Ehrfurcht emporzublicken, und vor allen Dingen durfte er es mit dem Manne nicht verderben, der im Haus Rucellai Regen und Sonnenschein machte. Er gönnte das Fräulein dem einen und hätte sie doch dem andern nicht gern entrissen gesehen. Aber mochte Herrn Bernardos Weisheit morgen die verschlungenen Fäden entwirren, er hatte kein Amt, als zu schweigen und zu gehorchen. Gedemütigt folgte er Marcantonio, der an das Tor eilte, um den Ankömmling zu begrüßen. Lucius empfing schweigend die Zügel und führte das dampfende Pferd nach dem Stall.
Ihr kommt spät, Herr Ritter, begann der Florentiner, aber Ihr seid nicht minder willkommen.
Doch nicht zu spät? stammelte Veit erschrocken.
Für heute wohl, entgegnete Marcantonio ausweichend, denn Herr Bernardo und seine Tochter sind schon zur Ruhe.
Denkt Ihr, daß ich Eile hatte, edler Herr? rief der Junker. Ihr dürft es glauben. In Mailand ließ ich meine Knechte zurück, weil sie nicht schnell genug vorwärts kamen, in Bologna überholte ich den vorausgesandten Boten, aber Ihr müßt wissen, daß die Erlangung des Kodex —

Ihr habt also den Kodex wirklich? unterbrach der Florentiner mit heimlichem Spott.

Hier, sagte Veit lächelnd und legte die Hand auf seine Brust, wo sich ein Gegenstand wie eine Pergamentrolle abzeichnete.

Marcantonio empfand ein gewisses Unbehagen, obwohl er sich nichts anderes vorstellen konnte, als der Ritter habe durch irgendwelchen deutschen Gelehrten eine mehr oder minder geschickte Fälschung anfertigen lassen.

Doch ganz anders erschrak er, als ihm nun der Jüngling, gerührt durch seine lebhaften Glückwünsche, bekannte, daß er gar nicht die Urschrift bringe, die vor Jahren nach Italien verkauft worden sei, sondern nur eine sauber geschriebene Kopie.

Marcantonio wurde bleich wie der Tod, und um seine Bestürzung zu verbergen, ließ er sich von dem Ankömmling die ganze Jagd auf den Kodex ausführlich erzählen.

Ihr müßt wissen, begann der Junker seinen Bericht, daß ich bei meiner unerwarteten Rückkehr auf Schloß Stauffeneck zu meinem Schrecken die Truhe leer fand, denn der Schatz war schon vor mehreren Jahren durch einen Zufall zutage getreten. Meine Mutter hatte ihm wenig Beachtung geschenkt und die Bücher dem Gemeindepfarrer überlassen, mit Ausnahme eines einzigen, das ein auf dem Schloß herbergender Mönch sich zum Geschenk erbat. Natürlich war es mein erstes, den Gemeindegeistlichen aufzusuchen, und von ihm erfuhr ich — Heil und Unheil in einem Atem —, daß die weggeschenkte Handschrift wirklich der ciceronianische Kodex war.

Der Pfarrherr entsann sich dieses Umstandes genau, denn an den Titel des Buches knüpfte sich eine schauerliche Erinnerung, die er damals auf Schloß Stauffeneck zum besten gegeben und die er jetzt auch mir mit aller Breite wiederholte.

Vor ungefähr dreißig Jahren nämlich, da er eben erst als ganz junger Mann zu der Gemeinde versetzt worden, sei im Dorfe das Gerücht ausgekommen, ein fremder Zauberer und Schatzgräber

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

habe sich in den Ort geschlichen und treibe in den nahen Ruinen des etliche Wochen vorher niedergebrannten Blasiusklösterleins sein Wesen. Der Schwarzwälder Führer, welcher den Unhold begleitete, habe selber die Anzeige gemacht, daß der fremde schwarze Mann, der ihm schon unterwegs unheimliche Dinge von einem Zauberbuch gesprochen, die Brandstätte durchwühle und wie außer sich in unverständlicher Sprache wilde Beschwörungen murmle. Die Bauern seien mit Knütteln und Heugabeln an den Ort gerannt, der Pfarrer hinterher, um den übelangekommenen Fremdling, in welchem er nach den Aussagen des Führers einen wandernden Büchermaulwurf vermutete, mit seinem eigenen Leib zu decken. Doch sei der Fremde, ein hagerer Mann mit schwarzem Bart und Haar, von den Stichen und Hieben der wütenden Bauern, die seine Gebärden und Sprache für Zauberformeln hielten, schon so unmenschlich zugerichtet gewesen, daß die Hilfe zu spät kam. Es sei ihm zwar gelungen, den Schwerverwundeten lebend den Händen seiner Peiniger zu entreißen, aber noch desselben Tages habe der Unbekannte in dem Asyl der Pfarrei den Geist aufgegeben, ohne mehr seinen Namen und Herkunft nennen zu können. Aber noch im Todeskampf habe der Unglückliche von einem Manuskript gesprochen, das er im Kloster holen gesollt, ja, das letzte vernehmbare Wort, das er zu sprechen vermochte, sei der Name jenes Buches gewesen, der sich i h m, dem armen ungelehrten Dorfpfarrer, auf ewig in die Seele geprägt habe.

Der Junker hielt ein wenig inne, um Atem zu schöpfen, und betrachtete teilnehmend seinen Wirt, dessen verstörtes Aussehen er der Erschütterung über das schreckliche Ende seines Verwandten zuschrieb.

Der Pfarrer wollte das Opfer christlich bestatten, fuhr er fort, doch die erregte, abergläubische Gemeinde ließ es nicht zu, und die Leiche mußte an der Kirchhofecke bei Vagabunden und Selbstmördern eingescharrt werden. Ich will hoffen, daß die Nähe seines Schatzes dem unglücklichen Märtyrer nie den Schlummer

gestört hat, wie wir es uns einst in kindischer Einbildung vorstellten. Denn solltet Ihr nach dem allem noch zweifeln, daß der so grausam Erschlagene wirklich Euer edler Verwandter war, so habe ich aus den Händen des Pfarrers den einzigen Wertgegenstand des Toten, seinen Siegelring, erhalten, der die eckigen Querbalken Eures Wappens trägt und der, wie ich gewiß bin, alle Zweifel beseitigen wird.

Nun werdet Ihr fragen, wie es kommt, daß ein so schweres Verbrechen keinen Richter fand in schwäbischen Landen. Aber, Herr, es herschte damals wegen des Städtekriegs, der besonders in den östlichen Gauen raste, ein trauriger, rechtloser Zustand, bei dem auch das Leben der Landeskinder keinen Heller galt; wer hätte da um einen erschlagenen, namenlosen Fremdling viel Aufhebens gemacht? Mein Vater kehrte aus der städtischen Fehde nur als Leiche zurück, die Vormünder kümmerten sich nicht um die Gerichtsbarkeit, und jetzt ist die Übeltat verjährt; wie sollte man nach so langer Zeit noch die Schuldigen ausfindig machen?

Aber ich brauche Euch nicht zu sagen, wie mir das Geschick des unglücklichen Mannes zu Herzen geht und wie es mich drängt, die schwere Missetat, die auf meinem Grund und Boden begangen worden ist, zu sühnen. Der Pfarrer ist unterdessen angewiesen, täglich eine Messe für die Seele des Ermordeten zu lesen, und wenn ich zurück sein werde, soll es meine erste Aufgabe sein, dem edlen Märtyrer, den ich alsdann meinen Oheim nennen darf, eine würdige Ruhestätte zu bereiten. Eine Kapelle soll sich an dem Ort erheben, wo die gräßliche Tat geschah, und ich will mit meinem jungen Weibe täglich an der Gruft des Ermordeten beten.

Hier machte der Junker abermals eine Pause, denn von dem langen Ritt und dem vielen Sprechen klebte ihm die Zunge am Gaumen.

Marcantonio hatte den Bericht bald mit entsetzten, bald mit bedauernden Gesten begleitet, innerlich aber zollte er dem Lose seines

Anverwandten wenig Teilnahme, denn ihm selber stand das Wasser jetzt am Halse. Doch trotz seiner Angst und Wut vergaß er die Pflichten des Wirtes und die sprichwörtliche florentinische Artigkeit nicht.

Er ließ sich mit dem späten Gast unter einem bunten Sommerdach nieder und schickte den in der Ferne wartenden Lucius nach Erfrischungen aus, mit dem nachdrücklichen Gebot, die Schläfer nicht zu stören, denn er möge es dem alten Herrn wohl gönnen, daß er für heute wenigstens von dieser gräßlichen Geschichte nichts mehr erfahre.

Der Junker begann mit gedämpfter Stimme aufs neue: Nun war ein Teil meiner Sendung erfüllt, aber der zweite, schwierigere, lag noch vor mir: die Wiedererlangung des Kodex. Solltet Ihr es glauben, Herr, daß niemand, nicht einmal der Pfarrer, mir den Namen jenes Mönches angeben konnte, der damals auf Schloß Stauffeneck geherbergt hatte und wahrscheinlich durch die Erzählung des Pfarrers veranlaßt worden war, sich die Handschrift von meiner Mutter auszubitten. Auf Stauffeneck kannte man ihn nur unter dem Namen Bruder Einhand, denn der Mönch war früher kaiserlicher Dienstmann gewesen und hatte bei einem Treffen seine linke Hand eingebüßt. Wie ich dennoch seinen wahren Namen und jetzigen Aufenthalt erkundete, das, Herr Marcantonio, ist eine viel zu lange Geschichte, als daß ich Euch noch heute nacht damit ermüden dürfte. Es genüge, zu sagen, daß ich vor acht Tagen der schwarzen Muttergottes von Einsiedeln meine Aufwartung machte, bei der ich gewiß sein durfte, meinen Mann zu finden. Ich täuschte mich nicht, aber der Einhändige hatte die Frechheit, den Empfang des Kodex zu leugnen, und erst da ich ihn hart in die Enge trieb, bekannte er, die Handschrift schon vor etlichen Jahren an einen italienischen Bücheragenten verkauft zu haben.

Zu meiner Schande muß ich es bekennen, daß mich bei diesem abermaligen Zusammensturz meiner Hoffnungen die christliche

Geduld völlig verließ, und es wäre fast zu einem Bruch des Klosterfriedens gekommen, denn ich schüttelte den Kuttenmann derb und ließ erst von ihm ab, als er mir den wehrlosen Stummel seiner Linken entgegenstreckte. Doch meine Fäuste hatten das Pfäfflein mürbe gemacht, es fragte jetzt kleinlaut, ob ich, da die Urschrift doch nicht mehr zu haben sei, mich mit einer sauberen, wortgetreuen Kopie zufrieden geben wolle, für die eine Entschädigung an das Kloster zu entrichten wäre. Ihr könnt Euch denken, wie begierig ich ja sagte, ich ließ mir das Manuskript einhändigen, das der Schelm vor Verkauf der Urschrift angefertigt hatte, also den welschen Agenten hintergehend, der den Kodex als einzig vorhandenes Stück erstand. Meine Zweifel an der Echtheit des Textes widerlegte der gelehrte Prior und schwur bei seinem wundertätigen Gnadenbild, daß er die Handschrift zurücknehmen und den Kaufschilling dreifach erstatten wolle, wenn die Florentiner gelehrten Herren den Inhalt nicht für echt erkennten. So ward der Kodex mein, ich warf mich zu Pferde, und hier bin ich in so kurzer Zeit, als je ein Reisender den Gotthardpaß überschritten hat. Meine große Eile gestattete mir nicht mehr, das Gutachten deutscher Gelehrter einzuholen, aber ich zähle auf die Einsicht und Billigkeit der florentinischen Akademie, vor allem auf meinen gnädigen, hocherleuchteten Gönner, den Herrn Lorenzo de' Medici.

Marcantonio wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne. Er erkannte mit furchtbarer Klarheit, daß sein Ruf, seine Ehre, sein Dasein, alles, alles zusammenbrach, wenn er nicht ebenso rasch und kühn wie verschlagen handelte. Er betrachtete den jungen Mann mit verstohlenen Blicken, die einem Todesurteil gleichkamen, und überlegte im Weiterschreiten, wie er sich am besten seines ahnungslosen Todfeindes entledige. Die Akademie! Lorenzo! Mehr brauchte er nicht zu denken, um jede Gewissensregung im Keim zu ersticken.

Schnell erwog sein findiger Geist alle Möglichkeiten mit ihrem Für und Wider. Daß der Jüngling allein gekommen, war schon

ein günstiger Umstand, Herrn Bernardos früher Schlummer bot eine andere sichere Handhabe zu Marcantonios Rettung.

Es galt vor allem, den Junkherrn aus der Nähe des Wohnhauses zu entfernen, und dann — Zeit gewonnen, alles gewonnen, dachte Marcantonio, indem er den ermüdeten Gast unter einem Nebendach nach dem Olivenwäldchen führte, das sich einen sanften Hügel hinanzog und in den Bezirk des Gutes mit eingeschlossen war. Sie hatten einen hohen Brückenbogen zu überschreiten, der über einen tief eingebetteten, jetzt fast vertrockneten Wildbach weg die beiden Hälften des Gutes verband, deren eine Seite mit dem Wohnhaus und dem Garten zu Terrassen geebnet war, während die andere als Olivenhain mit angrenzenden Ackerfeldern und Wiesengrund die ursprüngliche hügelige Gestalt beibehalten hatte. Dort stand auf einem Vorsprung in gleicher Höhe mit der Villa, aber durch den Wildbach auf die Entfernung eines Steinwurfs von derselben getrennt, ein ehemaliges Bauernhäuschen, das einmal bei Gelegenheit eines ländlichen Festes von Marcantonio mit einem hölzernen Anbau versehen worden war und jetzt zuweilen bei Überfüllung des Wohnhauses einem überzähligen Gast als Nachtherberge diente. Deshalb war in dem einzigen Zimmer des oberen Stockes immer ein Lager bereit, eine Strohmatte deckte den Boden, eine andere bildete den Fenstervorhang gegen die Sonnenglut. Die unteren Räume waren früher Ställe gewesen und wurden jetzt neben dem hölzernen Schuppen als offene Heuböden benutzt, so viel sich in der anbrechenden Dunkelheit erkennen ließ.

In dieses Häuschen, dessen Außenseite ganz von wilden Rosen umwuchert war, führte Marcantonio seinen späten Gast unter vielen Entschuldigungen, daß er ihm für heute kein besseres Quartier anbieten könne.

Er entzündete ein zierliches Kettenlämpchen auf dem Tisch und öffnete die Tür, die nach der hölzernen Veranda führte, um frischere Luft einzulassen, aber draußen schien es ihm nicht minder

schwül als innen. Er wollte dem Fremdling noch ein Mahl aufnötigen, aber dieser lehnte alles ab und bat nur um ein Glas Wasser für seinen immer brennenderen Durst.
Da ließ es sich Marcantonio nicht nehmen, selbst nach dem Trunk zu gehen. Veit untersuchte währenddessen nach seiner Gewohnheit den neuen Raum, er warf das Schwert zu Boden und trat auf die Veranda hinaus, die unter seinem Tritt erbebte und einen Regen zerflatternder Rosenblätter auf ihn niedersandte. Unter seinen Füßen fiel der Abhang felsig und steil wohl zwanzig Schuh tief nach dem Wildbach hinunter, der Marcantonios Anwesen in zwei Teile zerriß. Drüben dunkelte das Wohnhaus in unklaren Umrissen, nur einen kleinen, steinernen Balkon, dem seinigen fast gegenüber, konnte er noch mit Deutlichkeit erkennen. Ob wohl hinter dieser Tür die Geliebte schlief? Es freute ihn, diesen Gedanken sich auszumalen, und wie sie morgen früh an der steinernen Balustrade lehnen werde. Er warf eine Kußhand hinüber, dann schob er die Strohmatte von dem einzigen Fenster zurück und öffnete auch dieses, um sich zeitig durch die Sonne wecken zu lassen. Hier stand auf einem bemoosten Felsenhang über des Junkers Haupte eine hohe finstere Zypresse wie ein schwarzer Riesenfinger, der ihn warnend fortzuwinken schien.
Jetzt kam Marcantonio mit einer Kanne Wein und zwei silbernen Bechern zurück. Er schwenkte die Becher mit Malvasier aus, den er auf die Veranda sprengte, und trank dem Junker auf das Glück seiner Ehe zu, aber er selbst nippte nur, während Veit den Wein auf einen Zug hinunterstürzte und, durch den raschen Trunk nur durstiger geworden, noch einen zweiten Becher leeren mußte. Beim Schein der Lampe fiel ihm auf, wie bleich sein Wirt war: er schien jählings gealtert, und seine Brust keuchte. Kein Wunder, denn die Schwüle in dem Gemach war fast erstickend. Veit eilte wieder auf die Veranda hinaus und drückte seinen blonden Krauskopf trunken und liebselig gegen das kühle Laubgeschlinge.

Marcantonio folgte ihm und sagte mit einer Anwandlung von Mitleid: Wie wäre es, Herr Ritter, wenn Ihr mir noch heute den Kodex zeigtet, damit ich Euch gleich morgen mit meinem schwachen Urteil zur Seite stehen kann?

Verzeiht, war des Junkers unumwundene Antwort, ich habe geschworen, ihn durch niemand berühren zu lassen, ehe ich ihn in Herrn Bernardos eigene Hände gebe. Des Tages ruht er sicher auf meiner Brust, bei Nacht lege ich ihn unter mein Kopfkissen, fügte er lachend hinzu.

Marcantonio Rucellai war ein reinlicher Mann und liebte es nicht, seine Hände mit Blut zu beflecken. Er würde auch gerne des Jünglings Leben geschont haben, hätte er nur eine andere Möglichkeit gesehen, ihn unschädlich zu machen. Er bebte innerlich vor der Tat zurück, ja er wäre bereit gewesen die Handschrift mit dem Opfer seines Vermögens zu erkaufen, aber er sah wohl, daß an einen gütlichen Ausweg nicht zu denken war.

Er schüttelte seinem Gaste die Hand.

Einen langen, festen Schlaf und süße Träume unter meinem Dach, wünschte er und entfernte sich, indem er die Tür nach der Treppe angelehnt ließ.

Veit wurde es plötzlich zumute, als ob tausend kleine Flämmchen über seinen Körper huschten. Er riß das Wams auf, zog die Papierrolle heraus, die ihn jetzt belästigte, und warf sie achtlos auf den Tisch. Seine Gedanken verwirrten sich, das Zimmer ging mit ihm im Kreise, und er mußte sich mit wankenden Knien an den Pfosten der Verandatüre klammern. Sonderbar, daß zwei armselige Becher Wein eine so berauschende Wirkung auf ihn übten! Junker Veit war sich doch bewußt, auch beim Glase seinen Mann zu stellen.

Aber freilich, dieser Griechenwein, der unter florentinischer Sonne reift, ist auch ein anderer Held als unser zahmes Neckargewächs, dachte er. Ein Glück daß sie mich nicht so sehen kann.

Und erschrocken zog er sich in das Innere des Zimmers zurück, als

wäre zu fürchten, daß die Augen der Geliebten ihn noch durch die Dunkelheit in so unwürdigem Zustand erblicken könnten.
Er tastete sich nach dem Lager, auf das er, angekleidet wie er war, niedersank. Doch nach einiger Zeit hob er mühsam den Kopf, denn es kam ihm vor, als ob die Tür geknarrt habe und die Strohmatte knistere.
Da erblickte er eine Gestalt, die ihn trotz seiner Müdigkeit zum Lächeln reizte. Lucius Rufus war auf den Zehenspitzen hereingeschlichen, seinen schmächtigen Leib mit dem langen dünnen Halse im Gehen einziehend und wieder ausreckend, wie jene Raupe, die man Spanner nennt. Jetzt stand er vor dem Lager.
Was willst du, Lutz? fragte der Jüngling in schläfrigem Tone.
Ah, Herr Ritter, Ihr seid noch nicht in Orpheus' Armen? flüsterte der Rote. Ich kam, um zu sehen, ob Ihr nichts bedürfet.
Dabei horchte er mit vorgeneigtem Ohr nach dem Wäldchen hinaus.
Nichts, ich danke dir, sagte Veit mühsam. Die Anstrengung des Sprechens riß ihn ein wenig aus der Betäubung. Er richtete sich auf.
Was macht dein Fräulein, Lutz? Hat sie zuweilen meiner gedacht, während ich ferne war?
O Herr, sie seufzte nach Euch wie die getreue Helena!
Veit rüttelte aufs neue an den Fesseln des Schlummers, die ihn schon wieder umstricken wollten.
Die getreue Helena? sagte er befremdet.
Ja, Herr, wie die getreue Helena, da sie dem abwesenden Gatten Ulysses das Strumpfgewand wob. Von ihr habt Ihr nichts zu besorgen.
Veit war zu müde, um zu lächeln, er sank nur beruhigt mit dem Kopf aufs Kissen zurück.
Hört Ihr mich, Herr Ritter? begann Lucius ängstlich aufs neue. Das Fräulein will Euch wohl, aber die Luft hier ist Euch nicht

ganz gesund, denn schon mancher Fremdling fiel in des Verderbens Schlingen, statt in den Schoß der Liebe.

Lucius hätte gerne den Jüngling durch einen versteckten Wink gewarnt, ohne sich selber bloßzustellen, denn Marcantonios übergroße Beflissenheit gegen den ahnungslosen Nebenbuhler schien ihm unnatürlich und gefährlich. Aber Veits Schlaftrunkenheit und seine eigene schwülstige Redeweise, die er bei Gefahr seines Lebens nicht zu ändern vermocht hätte, hinderten ihn, sich verständlich zu machen.

Was willst du sagen? gähnte Veit.

Daß Ihr umlauert seid von der tausendköpfigen Mitra des Verrats, flüsterte der Note keuchend. Herr, man hat Euch liebevoll und gastfrei aufgenommen, aber mir fällt dabei ein, was der lateinische Poet sagt — wie sagt doch der lateinische Poet? Hm, es fällt mir jetzt nicht ein — aber es würde sehr gut hierher passen.

Laß den lateinischen Poeten, guter Lutz, murmelte Veit. Wenn du mir etwas zu sagen hast, so tu es, aber ohne Zitate und Schnörkelwerk, denn ich bin müde.

Herr, möchtet Ihr Euch wach halten — ach, da nickt er schon wieder. Herr Ritter, trennt Euch nicht von Eurem Schwert! — Er hört mich nicht!

Lucius bückte sich und suchte in heftiger Beängstigung nach des Jünglings Schwert, das er an seine Seite legte, ohne ihn durch seinen flüsternden Zuruf mehr erwecken zu können. Er sah sich ratlos um. Vom Haine her meinte er Geräusch zu hören. Er lauschte.

Nein, es ist alles still. Aber mir ist so bange. Was bin ich doch für ein Hasenfuß! Und der schöne Anfang meines Gedichtes ist auch weggeblasen. Was mische ich mich denn in fremde Angelegenheiten!

Er wollte sich zurückziehen, da fiel sein Blick auf den Tisch. Hier lag die Schriftrolle, das goldene Vlies, das dem Hause Rucellai unerhörte Opfer gekostet hatte. Er konnte nicht lassen, liebkosend

mit den Fingern darüber zu fahren, der klassische Kitzel siegte über seine Furchtsamkeit, er hielt die Rolle gegen das Licht und betrachtete ehrfurchtsvoll die Schnüre, womit sie umwunden war.

Plötzlich fuhr er zusammen, er hörte ein leises Wehen und Schleichen auf der Treppe und dann einen deutlichen Schritt. Darauf wurde es ganz still, als ob der späte Schleicher an seinem eigenen Geräusch erschrocken sei und den Atem verhalte. Dem Roten sträubten sich die Haare auf dem Kopf. Jetzt schlich es wieder und noch leiser als zuvor, aber es war schon viel höher oben auf der Treppe. Da stürzte Lucius, ohne noch einmal nach dem preisgegebenen Schläfer zu blicken, in sinnloser Angst auf das offene Fenster zu, schwang sich hinaus und kletterte behend und leise wie ein Eichhorn auf das Dach des Schuppens und von da auf den Waldboden hinab. Es war völlig dunkel, Lucius kam erst ein wenig zur Besinnung, als er auf seiner raschen Flucht mit Heftigkeit gegen einen knorrigen Olivenstamm rannte. Sein Herz klopfte so laut, daß er fast taub war gegen äußeres Geräusch. Es ist ja nichts, dachte er, nur meine eigene Einbildung. Wäre doch die Nacht schon vorbei!

Jetzt bemerkte er auch, daß er noch immer die Schriftrolle in der Hand hielt; er nahm sie zitternd und leise Gebete sprechend mit sich auf seine Kammer.

Der Junker erwachte nicht, als sich die Gestalt seines Wirtes leise und vorsichtig zu der offenen Türe hereinschob. Marcantonio trug ein blankes, langes Messer in der Hand und ließ einen raschen Blick durch das ganze Gemach gleiten. Seine Züge zeigten in dem blassen Licht des Lämpchens den Ausdruck erbarmungsloser Entschlossenheit.

Er näherte sich leise dem Kopfende des Lagers, das dem Eingang abgekehrt war, und schob vorsichtig die linke Hand unter das Kissen, indem er zugleich mit der Rechten das Messer über dem Schläfer gezückt hielt, um bei der leisesten Bewegung zuzustoßen.

Doch Junker Veit lag wie ein Toter, nur die Flut und Ebbe seines halbentblößten Busens verkündete Leben in der ausgestreckten Gestalt.

Das Pulver tut seine Schuldigkeit, sagte sich Marcantonio, aber wo hat er den Kodex?

Er wagte es sogar, ihm die Hand unter das Wams zu schieben, nachdem er leise das Schwert entfernt hatte, aber er zog sie leer hervor.

Der Zorn über die vergebliche Mühe verscheuchte das aufkeimende Mitleid mit dem ahnungslos Schlummernden.

Junger Tor, sagte er grimmig, Gott weiß, ich verlangte nicht nach deinem Leben, auch nicht um Lucrezias willen, hättest du nur das Buch gutwillig hergegeben! Aber du hast es selbst gewollt.

Er zog einen Strohwisch aus dem Busen, entzündete ihn an der Lampe, nachdem er leise die Matte am Fenster wieder herabgelassen hatte, und schob ihn unter die Lagerstatt.

So bin ich rein von Blut, murmelte er zufrieden. Fahre nun in Flammen gen Himmel, samt deinem Cicero!

Leises Knistern in dem von der Sommerhitze spröden Strohteppich sagte ihm, daß das Feuer schon sein Werk begann. Er zog sich rasch zurück, verschloß die Türe von außen und warf noch im Vorübereilen einen glimmenden Strohhalm auf gut Glück in den Heuschuppen.

Zur Sühne für den armen Donato, murmelte er, den das Barbarenvolk wie einen Hund erschlagen hat.

Als er am Fuß des Hügels stand, sah er von oben schon den Qualm zum Himmel steigen, und der Brandgeruch drang ihm in die Nase.

Der Olivenhain wird verloren sein, sagte er sich und empfand es fast als eine Beruhigung seines Gewissens, daß er sein eigenes Gut zugleich dem Verderben preisgab.

Es ist am besten so, dachte er noch, indem er nach Hause schlich.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Morgen wird es heißen, daß er in der Trunkenheit die Lampe umgestoßen habe.

*

Zu derselben Stunde stöhnte Lucrezia unter dem Bann eines schweren Alpdrückens auf ihrem Lager. Sie war stets ein gehorsames Kind gewesen und hatte ihre Ehre dareingesetzt, des Vaters Befehl willig nachzukommen, als er sie mit dem deutschen Junker verlobte. Daß ihr das leicht geworden, hatte sie sich zum besonderen Verdienst angerechnet und nicht geahnt, wie schwer ein väterliches Gebot fallen kann, wenn es dem eigenen Herzen widerspricht. Als sie nun vor wenigen Tagen die Wendung ihrer Zukunft erfuhr, da hatte sie wohl schüchterne Berufung auf ein früheres Versprechen gewagt, war aber von dem Vater nachdrücklichst bedeutet worden, daß sie dem Geschick und ihm für diesen Tausch zu ganz besonderem Danke verpflichtet sei.
Bernardo hatte seine Kinder stets in strenger Zucht gehalten, und Lucrezia fürchtete seinen lächelnden Ernst und die glatte Unbeugsamkeit mehr, als wenn er ein Wüterich gewesen wäre. Also hatte sie auch diesmal ihr Köpfchen geneigt, aber nicht in willigem Gehorsam, sondern erschrocken und wehrlos wie ein Lamm, das zum Schlachthaus geführt wird. Sie fühlte wohl in ihrem Grausen vor dem gelehrten Bräutigam, der mit dem pergamentenen Schädel selber einem alten Kodex glich, etwas wie ein heiliges Naturrecht durch, aber wie sich auflehnen, sie allein, ohne Hilfe, gegen den Druck einer eisernen Welt? Ja, wenn der blonde Fremde zurückkehrte und sie wieder in seine starken Arme faßte, dann würde sie keine Furcht mehr kennen. Sie mußte sich ihn denken, wie er etwas breitspurig herankam mit dem schweren Reitertritt und dem ehrlich leuchtenden Blick seiner blauen Augen. Ach, damals hatte sie nicht gewußt, wie glücklich er sie machte. Jetzt würde sie sich selig preisen, wenn sie nur mit ihm ziehen dürfte in jene finsteren, sonnenlosen Wälder, wo die Gebeine ihres Oheims moderten, und dort in einer Höhle mit ihm leben. Doch

Tag für Tag sah sie das Geschick näher heranrücken und klammerte sich der fliehenden Zeit ans Gewand, die sie erbarmungslos dem Entsetzlichen entgegentrug.

Überwältigt von Kummer und Schirokko hatte sie sich in dem schwülen Zimmer zur Ruhe gelegt, das auch durch die weitgeöffnete Balkontür keine Luft empfing. Aus den Stallungen stiegen schwere Dünste auf, mischten sich mit dem Geruch welkender Blumen im Garten und vermehrten ihre Betäubung. Das häusliche Getriebe war verstummt, der dunkle Himmel, der durch die Balkontür zu ihr niedersah, hatte keinen Stern, und es deuchte ihr, als sehe sie einen finsteren Magier mit großen dunklen Fittichen, die sich im Fluge nicht bewegten, geräuschlos über den Himmel hinziehen; es war der menschgewordene Schirokko, der wie durch bösen Blick die Natur lähmte und sie willenlos erschlafft in seine feuchten widerlichen Arme zwang. Nun streckte er diese Arme auch gegen sie aus, und jetzt erkannte sie, daß er Marcantonios Züge trug. Sie stöhnte unter seinem Druck, aber ihre kraftlosen Glieder konnten ihn nicht zurückstoßen. Da klang Veits Stimme in ihre umschläferten Ohren, sie hatte ihn schon oft zu vernehmen geglaubt, aber heute vernahm sie ihn wirklich, nur vermochten die ersehnten Laute sie nicht aus dem Zauberschlaf des Glutwindes zu erwecken, sondern mischten sich in das Spiel, das ihre Träume trieben. Die Stimme, die einen Augenblick näher gekommen war, verlor sich wieder in der Ferne, der Retter fand nicht den Weg zu ihr, er ließ sich zur Seite locken, sie sah ihn ferner und ferner hinschwinden, aber sie konnte weder rufen noch die Arme nach ihm ausbreiten.

Mit Anstrengung öffnete sie die schweren Lider und sah im Waldhäuschen drüben ein rötliches Licht. Aber gleich begann die Phantasie ihr Spiel von neuem und verwob auch dieses Licht in ihren Traum. Da fuhr mit einem Male eine zischende Feuerschlange nieder, die sie auch mit geschlossenen Lidern wahrnahm, und fast gleichzeitig ein übergewaltiger Donnerschlag, der das ganze Haus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in seinen Grundmauern rüttelte. Das Mädchen sprang mit beiden Füßen aus dem Bette, der Donner war das große Erlösungswort gewesen, das den Bann des Schirokko spengte. Denn jetzt kam auch Leben in die Natur, die Lüfte rangen sich los, die Welt atmete befreit auf, während neue Blitze folgten. Im Hause schlugen Türen und Fenster, mehrere Stimmen wurden zugleich laut, die Pferde wieherten in den Ställen.

Die Jungfrau griff nach einem Gewand, das sie hastig umwarf, und trat ohne Furcht auf den Balkon, um dem prächtigen Gewitter zuzusehen, das in wilden Blitzen niederging, sich aber schon ein wenig entfernt hatte. Seltsam, drüben im Waldhäuschen brannte noch immer das rote Licht, aber es schien größer geworden, ja, es wuchs von Sekunde zu Sekunde. Jetzt tauchten andere Lichter daneben auf, feurige Zungen leckten empor und ließen auf Augenblicke die Umrisse des Häuschens aus der Dunkelheit hervortreten. Das Mädchen starrte lautlos auf das überraschende Schauspiel, denn nun erhellte sich das Häuschen auch von innen, und in dem roten Glutmeer, das langsam aufstieg, sah sie eine dunkle menschliche Gestalt. Wie ein Blitz trat es vor ihren Geist, daß sie soeben geträumt hatte, der Geliebte werde von dem Zauberer im Waldhäuschen gefangengehalten.

Guido! schrie sie mit durchdringender Stimme, die weit in die schlafende Landschaft hinaushallte, und streckte die Arme aus, als könnte sie ihn durch den leeren Raum herziehen. Die Gestalt war plötzlich näher gerückt, sie stand wie in freier Luft, aber ganz von roten Flammen umzüngelt. Aufs neue schrie sie: Guido! Guido! aber jetzt wurde ein polterndes Krachen vernehmbar, das ganze Flammengerüste versank auf einmal in schwarze Nacht, und dichter Qualm verhüllte die Stätte.

Länger ertrug es Lucrezia nicht; ohne ihrer bloßen Füße zu achten, flog sie die Treppe hinab und durch das geöffnete Haustor ins Freie. Auf sandigem Weg eilte sie den Abhang hinunter nach dem Wildbach, dessen tiefeingerissenes Ufer von einem dichten Rohr-

wäldchen bedeckt war. Sie brach durch das Gezweig, obgleich ihr der Wind den Rauch entgegentrug. Aber oben leckten noch wilde Gluten, die sich jetzt mehr nach abwärts wandten, und bei dem Feuerschein erkannte Lucrezia eine dunkle Gestalt am anderen Rande des Flußbetts. Sie arbeitete sich hinüber, mehrmals strauchelnd, weil das trockene Steingeröll ihre zarten Füße verletzte und ihnen keinen festen Halt bot. Sie erkannte jetzt den Junker, der am Boden lag, ja, sie hätte ihn auch mit geschlossenen Augen erkannt, denn sie fühlte seine Gegenwart, und ihre Schüchternheit überwindend schlang sie beide Arme um ihn und suchte ihn emporzurichten. Doch er seufzte nur und schien nicht bei Besinnung zu sein. Da tauchte sie den Zipfel ihres Gewandes in den schwachen Wasserfaden, der noch inmitten des vertrockneten Bettes hinschlich, und netzte ihm die rauchgeschwärzte Stirn.

Er erholte sich und nannte ihren Namen.

Ich sah dich stehen und winken, stammelte er, da sprang ich herab und verdanke dir mein Leben. — Er versuchte aufzustehen, aber ein heftiger Schmerz bewies ihm, daß eine Kniescheibe verletzt und an kein Gehen zu denken war. Mittlerweile wurde der Qualm immer dichter und drohte beide zu ersticken. Mit röchelnder Stimme beschwor er sie, ihn zu verlassen und sich zu retten, aber sie schüttelte den Kopf, und nachdem sie mehrmals mit äußerster Anstrengung versucht hatte, den schweren Mann in ihren Armen aufzuheben, setzte sie sich ergeben nieder, zog seinen Kopf auf ihren Schoß und sagte zärtlich: So sterben wir zusammen.

Aber der Himmel hatte Erbarmen mit dem jungen Paar, denn der Wind drehte sich und jagte die Flammen mit dem größten Teil des Rauches hügelabwärts und seitlich gegen das Olivendickicht hinüber.

Endlich wurde es im Garten lebendig. Windlichter tauchten auf, man hörte die Stimmen der Diener, und nun gelang es Lucrezia mit allem Aufwand ihrer vom Rauch belästigten Lungen Hilfe

herbeizurufen. Zwei erstaunte, noch halb verschlafene Knechte schleppten den fremden Jüngling, den ihre junge Herrin liebevoll mit den Armen unterstützte, die Uferböschung hinauf in den Garten. Dort aber außer dem Bereich des Qualmes mußten sie ihn niederlegen und sich nach einer Tragbahre entfernen, da der Verletzte bei der Fortbewegung zu große Qualen litt. Der Lärm wuchs, die Bauern eilten mit Äxten und Hacken nach dem Olivenhain, um den begonnenen Waldbrand einzuschränken, aber der Wind wehte stark, und die Bäume standen so dicht, daß die Waldung preisgegeben werden mußte. Die Leute stellten alle Rettungsversuche ein und trösteten sich mit der Hoffnung, daß das Feuer, wenn es das Ackerland und die Wiesengräben erreiche, ohne Nahrung in sich zusammensinken werde.

Inzwischen prasselten die Flammen ruhig weiter, ein Knistern, Knattern und Knallen ging durch den Hain wie über ein Schlachtfeld. Das Feuer warf seinen Schein weit über den Garten und beleuchtete die Gestalt des jungen Mädchens, die sich aufs neue neben dem halb ohnmächtigen Fremdling niedergeworfen hatte und sein Haupt mit ihren Händen stützte. Sie betrachtete ihn liebevoll. Sein sonst so schönes blondes Kraushaar war ganz versengt und sein Gesicht von Rauch geschwärzt, sonst schien er außer der verletzten Kniescheibe keinen Schaden davongetragen zu haben, aber er litt heftige Schmerzen, und der Kopf, der auf Lucrezias Knien lag, war so schwer wie Blei.

Endlich erschien auch Herr Bernardo in all dem Tumult ohne Übereilung in weißem Überwurf mit schönem, würdigem Schritt. Er betrachtete überrascht die Gruppe am Boden, hatte aber Schönheitsgefühl genug, im stillen einen Maler herbeizuwünschen, damit er das wild-anmutige, von rotem Schein umzuckte Bild festhalte; die Jungfrau im weißen Gewande wie eine Pietà mit ihren entblößten Armen den Verwundeten stützend und umschlingend, mit dem kleinen elfenbeinweißen Fuß, der sich fest gegen den Sandboden stemmte, um der schweren Last eine Stütze

zu geben, und dem langen schwarzen Haar, das wie ein dunkler Strom am Boden floß.

Doch aus diesem Kunstgenuß riß ihn eine schreckliche Ahnung.

Und der Kodex! rief er plötzlich.

Hier auf meiner Brust, murmelte Veit, den der Angstschrei Bernardos aus der Halbohnmacht weckte, und er betastete mit den Händen sein Wams.

Nein, er ist nicht hier — o mein Gott — ich habe ihn oben gelassen. —

Was jetzt geschah, blieb allen Anwesenden als etwas Unerhörtes auf ewig ins Gedächtnis geprägt: Herr Bernardo vergaß plötzlich Haltung und Römerwürde, er fuhr sich mit den Händen in die Haare, zerbiß seine Fäuste und umschlang den Stamm eines jungen Bäumchens, das er verzweifelt rüttelte, indem er in einem fort schrie: Verbrannt! — Verbrannt! — Verbrannt!, bis sein wildes Geheul in einem tonlosen Krächzen endigte.

Als er sich des Jammers gesättigt hatte, kehrte ihm noch einmal die Hoffnung zurück, denn für so tückisch wollte er die Götter nicht halten.

Das Haus steht noch, nur die Veranda ist zertrümmert. Das Buch muß noch zu retten sein. Kommt alle her, Simone, Gasparino, Giacomo und du, braver Pasquale! Wer mich liebt, der hole das Buch aus den Flammen, ich mache ihn zum reichen Mann. Aber eilt, rettet!

Niemand rührte sich; als einzige Antwort streckte eine Flamme ihre breite, rote Zunge zu dem seitlichen Fenster heraus, vermutlich, weil die als Vorhang dienende Strohmatte sich jetzt auch entzündet hatte.

Der Junker war zusammengezuckt und reckte sich aus, als wollte er sich erheben, aber er sank mit jammervollem Stöhnen wieder zurück, und Lucrezia hielt ihn ängstlich fest, ihn mit mütterlichen Liebesworten wie ein krankes Kind beschwichtigend. Die Umstehenden, obwohl sie nur Bauersleute waren, blickten mit inniger

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rührung auf das schöne junge Paar, nur Bernardo hatte keine Regung des Mitleids übrig. Er erkannte jetzt die unerbittlich-unversöhnlichen Mächte, die dem Sterblichen den Kelch von der lechzenden Lippe reißen, aber er hatte seine Fassung wiedergefunden. Mit dem Saum seiner Toga verhüllte er den Kopf, denn die Knechte sollten seine Tränen nicht sehen.

Nun erschien eine schlotternde, gebrochene Gestalt auf dem Brandplatz: der gute Lucius, dem die Augen weit aus den Höhlen standen und trotz der leckenden Hitze die Zähne klapperten.

Ist es wahr, daß er verbrannt ist? fragte er mit heiserem Ton, der sich kaum hervorgetraute.

Verbrannt! bestätigte Bernardo mit dumpfer Trauer und streckte, ohne sich zu enthüllen, die Rechte nach seinem Diener aus, um eine mitfühlende Hand zu drücken. Aber nichts Lebendiges kam ihm entgegen, Lucius hatte jetzt die Gruppe am Boden erspäht und staunte einen Augenblick mit aufgerissenen Augen. Doch im nächsten Moment lag er auf den Knien und küßte dem Junker die Hände und die sporenbeschwerten Reiterstiefel.

Er ist gerettet! jauchzte er. O Herr, blickt doch her, hier liegt er ja, er ist in Sicherheit.

Bernardo enthüllte einen Augenblick sein Gesicht und sagte dann mit einem Ton, der für den deutschen Junker nichts Schmeichelhaftes hatte: Der da? — Und in Gedanken setzte er hinzu: Möchten doch zehn solcher Barbaren brennen, wenn nur der Kodex gerettet wäre!

Aber Lucius verstand seinen Herrn auch ohne Worte. Er schnellte in die Höhe und sagte: O Herr, ich habe, was Euch trösten wird. Damit rannte er eilig fort und stand schon nach zwei Minuten wieder da.

Hier ist der Kodex, stammelte er schluchzend, ich, ich habe ihn für Euch gerettet.

Bernardo war überwältigt und stumm. Wie ein Kindlein wiegte er die Schriftrolle am Busen. Jetzt im Glück erwachte auch die

Menschlichkeit, er trat zu dem Junker, drückte ihm die Hand und beglückwünschte ihn herzlich zu seiner Rückkehr und Rettung aus der Gefahr.

Wir müssen nun vor allen Dingen an Eure Verletzung denken. Und was ich versprochen habe, das halte ich.

Er ließ ein heiteres Auge über die Stätte der Zerstörung schweifen, sandte noch einen Dankesblick zum Himmel und entfernte sich, den geretteten Kodex ans Herz drückend.

Die Diener hoben unter Lucrezias Anleitung den verletzten Fremdling auf die Bahre und trugen ihn vorsichtig ins Haus. Unterwegs teilten sie sich murmelnd ihre Verwunderung darüber mit, daß Herr Marcantonio von dem fürchterlichen Donnerschlag und dem darauffolgenden Feuerlärm nicht erwacht sei; das mußte ein gesunder Schlaf sein.

Man hört es doch immer am Schlag, wenn der Blitz gezündet hat, sagte ein alter Bauer. Es war grausig, und wenn der Wind sich dreht und die Funken ins Röhricht wirft, so ist auch das Wohnhaus in Gefahr. Ein Glück, daß es endlich zu regnen beginnt.

Noch hatten sie das Wohnhaus nicht erreicht, so goß der Regen schon in Strömen nieder mit so jäher, unwiderstehlicher Gewalt, als ob aus den geöffneten Himmelsfenstern eine Riesenbadewanne ausgeschüttet würde.

*

Die herbstliche Mittagssonne blickte auf ein völlig verwandeltes Bild. Das zierliche Rosenhäuschen stand schwarz und nackt in seinen Grundmauern da, und der schattige Hain war in einen häßlichen, dunklen Schutthaufen voll nasser Asche verwandelt, aus dem nur einzelne verkohlte Olivenstämme in grotesken Stellungen herausragten. Weithin lag alles Land versengt, das Wiesengrün war völlig ausgedörrt in dem Gluthauch, und die hohen Rohre niedergebrochen von der Gewalt des Regens. In

dem steinigen Bette des Wildbachs schoß ein trüber reißender Strom herunter, der entwurzelte Bäumchen und zertrümmertes Lattenwerk mitführte und sich tief unten im Tale mit den geschwollenen Wassern der Ema vereinigte. Die Bauern und Tagelöhner des Herrn Marcantonio standen teils müßig auf der Brandstätte, teils wühlten sie in dem Trümmerhaufen des Waldhäuschens, aus dem sie den Leuchter und die geschmolzenen Becher und Kannen zum Vorschein brachten.

Kopfschüttelnd betrachteten sie die mächtige alte Zypresse, die gar nicht so nah bei dem Häuschen stand, wie es dem Junker gestern geschienen hatte, und die von oben bis unten zerspalten war. Also hatte der Blitz doch nicht in das Waldhaus geschlagen, und wie der Funke dorthin überspringen konnte, das war und blieb den guten Landleuten ein Rätsel.

Um diese Stunde trat Herr Bernardo bleich und übernächtig, aber ernst wie ein Totenrichter in das Gemach, wo Marcantonio noch zu Bette lag, von Frost geschüttelt, mit einem nassen Tuch um die Stirn und mit klappernden Zähnen, denn von der wilden Entschlußkraft der vergangenen Stunden war nichts übriggeblieben, als eine jämmerliche Angst. Der Schuldige hatte, als er den Lärm vernahm, nicht mehr gewagt, an die Stätte seiner Tat zurückzukehren, und wußte, obwohl er schlaflos auf jedes Geräusch horchte, wenig von den Vorgängen der Nacht. Er hatte nicht einmal den Mut, seine Leute auszufragen, und entschuldigte sich der Umgebung gegenüber mit einem Fieberanfall infolge der Aufregung.

Dies nahm die Dienerschaft nicht wunder, denn man war gewohnt, den Herrn bei allen außerordentlichen Anlässen sehr schonungsbedürftig zu sehen. Aber Bernardo blickte tiefer, er hatte bereits den Kodex gelesen.

Ich will nicht fragen, Marcantonio, wie heute nacht der Brand auskam, begann er, und nur an einem leisen Zittern der Stimme war seine tiefe Erregung zu erkennen. Es ist ein Glück, daß der

Blitz dich vor Verdacht sicherstellt; ich aber habe das Feuer schon gesehen, ehe das Gewitter begann.
Marcantonio richtete sich im Bette auf und sah ihn höhnisch an.
Dein junger Barbar war betrunken wie ein echter Deutscher und ließ sein Licht brennen.
Gut, entgegnete Bernardo ruhig. Was heute nacht geschah, ist Nebensache. Aber ein Mord ist begangen worden, der schwerer in die Schale fällt als ein geopfertes Menschenleben.
Ich verstehe dich nicht, sagte Marcantonio mit finsterem Trotz.
Du verstehst mich wohl. Wer einen Blick in diese Schrift wirft, — er zog den Kodex aus dem Busen — der muß mich verstehen. Dies ist ein Cicero.
Marcantonio sagte kein Wort und vermied den Blick seines Richters. Erst nach langer Pause murmelte er: Bedenke, ich bin auch ein Rucellai.
Ich habe es bedacht, antwortete Bernardo. Stundenlang bin ich mit mir zu Rate gegangen und habe mich gefragt, was ein Römer an meiner Stelle getan hätte. Brutus ließ seine Söhne schlachten, aber er hätte sie nicht entehrt. Geh, ich hasse dich mehr als den Judas Ischariot. Meine Augen sollen dich nie wiedersehen. Marcantonius, Mörder des großen Cicero, lebe, und wenn du kannst, so trage noch fernerhin deinen ehrlosen Ruhm. Ich aber bringe mit blutendem Herzen der Ehre meines Hauses und der Würde des Gelehrtenstandes, den dein Schandfleck nicht mit besudeln soll, das schwerste Opfer meines Lebens.
Er trat an die Türe und ließ sich von Lucius, der außen wartete, ein glimmendes Kohlenbecken reichen, das er zu Marcantonios herzlicher Erleichterung auf den Tisch stellte. Nun löste er langsam die durch den Märtyrertod seines Bruders geheiligten Blätter und übergab sie Stück für Stück der Flamme.
Fahr wohl, liber jocularis, rief er mit ausbrechendem Schmerz. Fahrt wohl, ihr goldenen Scherze, die dieser Stümper nicht einmal richtig auszunutzen verstand. Ja, die Barbaren vom Schwarz-

wald hatten recht, dies ist ein Zauberbuch gewesen. O Marcantonio, hättest du es doch besser abgeschrieben, so wäre es uns wenigstens nicht ganz geraubt.

Endlich verglomm der letzte Funke, und das Becken war hoch angefüllt mit verkohlten Papierresten. Da wandte sich Bernardo ab, und mit der Haltung eines Mannes, der größer ist als sein Schicksal, schritt er aus der Türe. — —

Unter den Strahlen einer milden Septembersonne zog Lucrezias Brautgeleite durch das nördliche Tor von Florenz die Bologneser Straße hinauf. Die Hochzeit war mit einem auch den prunkliebenden Florentinern ungewohnten Pompe gefeiert worden, denn der große Mediceer hatte selbst die Ordnung des Festes übernommen und sein Patenkind zur Kirche geleitet, um zugleich in dem fremden Ritter seinen neuen Freund Eberhard zu ehren. Kein Mißton trübte das Fest, wenn auch Bernardos gelehrte Freunde den Untergang der kostbaren Handschrift bei dem Brand des Waldhäuschens schmerzlich beklagten. Lucius Rufus hatte sein Gedicht doch noch fertiggebracht und es mit etwas veränderten Reimen den veränderten Umständen angepaßt.

Bis Bologna ging der festliche Zug; dort nahm die Braut unter reichlichen Tränen, die aber über ein von Glück strahlendes Gesicht flossen, auf immer von ihren Landsleuten Abschied. In einfachem Reisegewand ritt das schöne Paar, nur von wenigen Knechten begleitet, seine Straße weiter. Junker Veit hatte sein junges Weib auf dem Glauben gelassen, daß sie mit ihm in ein finsteres Barbarenland ziehe, und freute sich ihrer froh enttäuschten Miene, wenn er ihr die segensreichen Fluren seiner Heimat mit den gewaltigen Lärchen- und Fichtenwäldern zeigen würde, nicht so schön zwar wie die Pinien und Zypressen ihres Sonnenlandes, aber noch schön genug für ein Auge, das liebt.

Der Abend versammelte inzwischen die Florentiner Freunde noch zu einer kleiner Nachfeier in den mediceischen Gärten. Man gedachte mit Wehmut des hochherzigen Donato, der als Opfer

der Wissenschaft im wilden Lande gefallen war, und der greise Marsilio Ficino pries in einer schönen Rede die Großmut seines Freundes Bernardo, der mit antiker Treue sein Wort gehalten, nachdem der Neid der Götter den bedungenen Preis zerstört hatte.

Es mag dir nun wohl ein wenig schwer ums Herz sein in deinem einsamen Hause, alter Freund, sagte der große Lorenzo, indem er Herrn Bernardo teilnehmend die Hand reichte.

Bernardo blinzelte mit den Augen, sei es, daß er eine Träne zerdrückte, oder daß die untergehende Sonne ihn belästigte.

Meine Tochter ist nur ein flüchtiges Scheingebilde, antwortete er fest. Sprechen wir von einem Ding der Wesenheit. Was sagt Eure Magnifizenz von der Phädra des Seneca?

Der heilige Sebastian

Ich, Fra Anastasio, Laienbruder von San Marco, der in der Welt einst einen hochgefeierten Namen trug, habe diese Blätter geschrieben, mir selbst zur Erkenntnis, denen, die nach mir leben, zur Aufklärung über ein dunkles Geschick, das als ein Rätsel und eine halbvergessene Sage ihnen von den Vorangegangenen überliefert ist.

Wer diese Beichte liest, wird einen Mann finden, der, ohne schlimmer zu sein als andere, Schweres verbrochen und noch Schwereres gelitten hat, der, zu schwach für seine Leidenschaften und die gewaltig ringende Zeit, ein Spielball der Starken wurde, die ihn auf ihrem Wege fanden. Aber er hat auch bitterer gebüßt als alle, die mit ihm fehlten, indem er sein Höchstes, den schöpferischen Funken, den ihm Gott verliehen, als demütiges Opfer darbrachte.

So will ich denn noch einmal demjenigen, der einst der Maler Gaetano gewesen, fest in die Augen blicken, ehe seine vergängliche Form zerfällt und er aufgeht im Schoße dessen, vor dem alles Leben nur rinnendes Wasser ist, bestimmt, in schwankendem Schein Seine ewigen Gedanken zu spiegeln.

*

Im Sabinergebirge, auf einem Landgut des Herrn Latino Orsini, habe ich das Licht erblickt. Meine Mutter, eine freigegebene Sklavin aus der Levante, war zur Wartung und Pflege des kleinen Fabrizio, des Jüngstgeborenen, in das Haus genommen worden, und im darauffolgenden Jahre kam ich zur Welt. Herr

Latino gab meiner Mutter später eine gesicherte und ehrenvolle Stellung, indem er sie mit dem Verwalter des Gutes vermählte, einem braven, einfachen Manne, der mich stets mit einer Art scheuer Hochachtung behandelte, obwohl er sich in der Folge zu meinem leiblichen Vater bekannte. Doch die große Fürsorge, die ich von Herrn Latino zu seinen Lebzeiten und noch darüber hinaus erfuhr, legte mir und anderen schon früh den Gedanken nahe, daß er selbst der Urheber meiner Tage gewesen, und daß nur die Rücksicht auf seine stolze, eifersüchtige Gemahlin ihn verhindert habe, mich als Miterben und Träger seines Namens anzuerkennen. Denn ich durfte die Familie überallhin begleiten, genoß die gleiche Erziehung wie die Söhne des Hauses, und Herr Latino duldete nicht, daß dem kleinen Mohrenjungen, den er seinen Kindern zum Gespielen gegeben hatte, irgend schlecht begegnet wurde.

Dennoch war meine Kindheit freudenarm, denn der Kummer über mein Äußeres nagte mir an der Seele. Frühzeitig bemerkte ich, daß die Blicke der Menschen widerwillig auf mir ruhten, ich hatte ja von meiner afrikanischen Mutter die dunkle Hautfarbe und das allzu krause Haar geerbt und war zudem nicht ganz gerade gewachsen. Der kleine Fabrizio dagegen, der mir den Jahren nach am nächsten stand, war mit seinem Cherubsgesicht und dem geringelten Goldhaar der Abgott aller, die ihn sahen, und nur meine angeborene heiße Liebe für die Schönheit konnte mich vor dem bittersten Neid bewahren. Ich, der ich im Gefühl meiner Häßlichkeit allen Menschen unwirsch begegnete und keiner Seele etwas zuliebe tat, gab mich zu seinem freiwilligen Sklaven her und ertrug von ihm Gewalttätigkeiten, die ich dem älteren Bruder mit wütenden Püffen heimzahlte. So wurde ich der erste, der in den Knaben den verhängnisvollen Glauben pflanzte, daß einem Götterliebling alles erlaubt sei.

Nur einen Punkt gab es, wo meine Eigenliebe auch ihm den Vorrang nicht gönnte, und dieser Ehrgeiz wäre uns beiden fast

verderblich geworden. Da ich nicht zur Liebe geschaffen war, glühte ich danach, den Menschen Achtung abzuringen, und ich wollte meinen von Geburt schwächlichen Körper durch Ausdauer und Anstrengung jeder Art zwingen, es den Kräftigen, Wohlgebauten gleichzutun. Als ich daher eines Tages beim Baden Fabrizio den tiefen und reißenden Strom durchschwimmen sah, stürzte ich mich unbesonnen nach und wurde von der Strömung fortgerissen. Ich schrie um Hilfe, Fabrizio erfaßte mich, wurde nachgezogen, und wir versanken beide.

Als ich zum Bewußtsein kam, fand ich mich gerettet am Ufer, aber neben mir lag Fabrizio triefend, bleich und ohne Atem auf dem Rasen, und über ihn geworfen ein struppiger, wild aussehender Bauer, die Schenkel in zottiges Ziegenfell gekleidet, der ihn durch Reiben und Schütteln ins Leben zu rufen suchte. Noch steht mir dieses Bild vor der Seele: durch das fahle Grün der Oliven leuchtete der tiefblaue Himmel, die Todeswasser rauschten anmutig fort, und ich empfand zum ersten Male das erbarmungslose Lächeln der Natur bei der menschlichen Verzweiflung. Ich wälzte mich wie ein Rasender unter den blühenden Gräsern, zerfetzte mein Gesicht in den starkduftenden Thymiansträuchern und wußte nicht, wie schnell genug das kaum gerettete Leben wieder von mir werfen. Mit Mühe verhinderten mich die Landleute, mir den Kopf an dem Felsgestein zu zerschmettern, indem sie mir in die Ohren schrien, daß der schöne Knabe wieder zu atmen beginne.

Den Eltern blieb der Vorfall verborgen, wir beide aber konnten fortan nicht eine Stunde mehr ohne einander leben. Er schenkte mir sein bestes Spielzeug und teilte jeden Leckerbissen mit mir, ich vergalt ihm mit grenzenloser Dankbarkeit, mit völliger Weggabe meines Ichs und klammerte mich an ihn, wie ein Enterbter, Ausgestoßener sich an das einzige Wesen klammert, von dem er Liebe erfahren hat.

Aber dieses Glück brachte mir nur neue Schmerzen, denn ich verlangte für meine Hingabe Erwiderung, Fabrizio hingegen war

flatterhaften Gemüts und machte jeden, der ihm schmeichelte, zum Freund. Wenn ich klagte und schalt, so schüttelte er seine schönen langen Haare und entsprang. Was mich aber mit den Jahren am meisten schmerzte und zu heftiger Eifersucht trieb, war die Entdeckung, daß er sich die Mädchen anzusehen begann, und daß er einer jugendlichen Bauernschönheit seine besonderen Huldigungen darbrachte.

Unterdessen aber reifte in meinem eigenen Innern eine Kraft heran, die mir für alle knabenhaften Nöte und selbstgeschaffenen Leiden Trost verhieß. Ich hatte schon in frühester Kindheit den Drang gezeigt, die Gegenstände, die mir unter die Augen kamen, nachzubilden, indem ich sie teils in Holz ausschnitzte, teils mit Kohlenstückchen an den Boden malte. Da ich zu Jahren kam, wuchs das Talent mit mir, und ich erlangte ohne jede Anleitung die Fertigkeit, Gestalten meiner Umgebung leibhaft an die Wand zu bannen, daß sie für jeden auf den ersten Blick kenntlich waren. Am liebsten formte ich Fabrizios reizende Züge, und diese Tätigkeit stillte ein wenig meine eifersüchtige Leidenschaft für das schöne Urbild.

Herr Latino sah mein ausgesprochenes Talent nicht ungern und beschloß, mich ganz der Kunst zu widmen, als dem einzigen Beruf, bei dem auch ein unehrlich Geborener zu Reichtum und Ansehen gelangen könne. Er gab mich einem tüchtigen Meister in die Lehre, und ich zeigte, sobald mein Ehrgeiz in sein natürliches Bette geleitet war, einen solchen Fleiß, daß ich schon in wenig Jahren von meinem Lehrer nichts mehr zu lernen hatte. In der Darstellung des menschlichen Körpers übertraf ich ihn sogar bei weitem, und alles, was aus meinem Pinsel floß, hatte nach dem Urteil der Kenner einen besonderen Zauber warmer Fleischfarbe, den ich der Meisterin Natur, nicht meinem Meister verdankte. Ein glänzender Horizont von Ruhm und Glück tat sich vor meinen Augen auf und versöhnte mich sogar mit meiner Mißgestalt. Allein je mehr ich mir Beifall erwarb, um so höher stieg

in meinen Augen die einzige Naturgabe, die durch keinen Fleiß zu gewinnen ist: körperliche Schönheit.
Auch fehlte es auf meinem Wege nicht an Kampf und Schmerzen, denn meine Ideale wichen weit ab von denen meines Meisters, der noch zu der strengen alten Schule gehörte und mich nur Gewandfiguren aus der heiligen Geschichte malen lassen wollte, dagegen ich mit allen Sinnen nach der Antike und ihrer keuschen Nacktheit strebte. Die abgezehrten, gequälten Heiligengestalten, an denen er mich zu malen zwang, wurden mir je länger je mehr zuwider, und bald schien meinem ungeduldigen Geist das Joch, unter dem ich seufzte, unleidlich.
Als ich eben hoffte, daß es mir durch Herrn Latinos Güte beschieden sein sollte, eine eigene Werkstätte zu eröffnen, nahm mir der Tod den natürlichen Beschützer hinweg. Der älteste Sohn, der jetzt das Haupt der Familie geworden war, an Stolz und Habsucht das Ebenbild der Mutter, enthielt mir unter allerlei Ausflüchten das gestiftete Legat vor. Nun hieß es aufs neue ausharren, ich malte auf Befehl meines Meisters mit Zähneknirschen einen von ihm entworfenen Johannes, der ganz Haar und Knochen war, und den der Meister nachmals, da mein Ruhm begann, für hohen Preis verkaufte.
Gerade zu jener Zeit, als das unterdrückte Feuer des Altertums immer stärker in mir brannte, begab sich jenes denkwürdige Ereignis, daß beim Umgraben eines Grundstücks an der Via Appia ein antiker Marmorsarkophag mit Namensinschrift gefunden wurde, der die wohlerhaltene Leiche eines wunderschönen jungen Mädchens barg. Die ganze Stadt geriet in Bewegung, alles strömte zum Kapitol, wo der Fund zur Schau stand, die Künstlerschaft vollends war in Ekstase. Denn die Leiche war schöner als alles, was man je in Fleisch und Blut gesehen hatte, und so frisch, als ob noch ein Rest von Leben zurückgeblieben sei, unwillens sich von soviel Schönheit zu trennen.
Wer nur den Pinsel zu führen wußte, eiferte, die göttlichen Züge

festzuhalten, und keiner war so von Sinnen wie ich selber. Diese Julia, Tochter des Claudius, die nach tausendjährigem Schlummer aus dem Boden der Erde herausgestiegen war, — mir schien's, als ob sie mir viel näher angehöre als den anderen, durch ein geheimnisvolles Band mit mir verbunden sei. Und während die Kunstgenossen in wortloser Ehrfurcht den Sarkophag umstanden, glücklich, nur die Umrisse des herrlichen Kopfes zu zeichnen, stieg ein frevelhafter Gedanke in mir auf. Ich wußte mir bei Nacht den Eintritt in die wohlbewachte Halle der Konservatoren zu verschaffen, wo der Sarkophag aufgedeckt unter freiem Himmel stand. Ich hob mit zitternder Hand das Tuch auf, das den Leichnam verhüllte. Der volle Mond, der hoch über dem kapitolinischen Hügel schwebte, begünstigte mein Vorhaben, denn er beleuchtete hell das marmorweiße Gesicht und die schwarzen, kunstreich geflochtenen Haare. Doch dies war mir nicht genug, ich wollte den antiken Leib in seiner nackten Herrlichkeit schauen, damit der Geist des Altertums ganz in meine Seele einzöge.

Ich suchte zuerst vorsichtig die Hüllen zu lösen, aber es gelang mir nicht, denn ich wagte den Körper nicht zu berühren, der ganz von ihnen umwunden war. So zog ich meinen Dolch hervor und zerschnitt den Gewandstoff. Mit Schauern entzückter Ehrfurcht stand ich vor dem jungfräulichen Leib, den eine kunstvolle Einbalsamierung so frisch wie im Augenblick des Todes erhalten hatte. Nie hat die Phantasie eines Bildhauers etwas Vollkommeneres geträumt als diese römische Julia, die von den Göttern im ersten Jugendreiz hinweggenommen worden war, um nach mehr als tausend Jahren, noch immer sechzehnjährig, in kaum entfalteter Blüte mir, dem entzückten Gläubigen, die göttliche Schönheit des Altertums zu enthüllen.

Als sei mir eine Religion geoffenbart worden, deren heilige Lehre ich bewahren und der Welt verkünden müsse, zog ich Papier und Stift hervor und zeichnete die Tote. Dann stand ich von meinen Knien auf; mir war's, als müsse ich nun ein feierliches Gelübde

ablegen, wodurch ich mich auf immer zum Priester dieser neuen Offenbarung weihte. Ich legte, obwohl grausend, meine Hände auf ihre Hände, die starr waren wie die eines Bildes, ich fühlte, daß ich mich losriß von der Gnade meines Erlösers, die Zunge sträubte sich, aber eine dämonische Gewalt öffnete mir den Mund, zwang mich, wider Willen laut die Worte zu sprechen: Dir, Julia, Tochter des Claudius, gelobe ich meine Seele!

Meine Stimme widerhallte so seltsam von der leeren Säulenhalle, daß es war, als habe ein Fremder gesprochen, und zugleich trug der Nachtwind von dem nahen Forum Romanum das klagende ‚Kiuh, Kiuh' der Eulen, die dort nisteten, herüber. Da packte mich das Grausen, ich steckte mein Blatt, das den Raub enthielt, hastig zu mir und stürzte ins Freie. Aber beim Zurückblicken meinte ich auf den Stufen von Araceli eine verhüllte Gestalt sitzen zu sehen, die mir mit weißen Schleiern winkte, und zugleich streifte eine Fledermaus mit ihren weichen schwarzen Flügeln mein Gesicht. Das genügte, um mein schwankendes Gleichgewicht vollends umzuwerfen, ich kam mit Fieber nach Hause und lag tagelang krank an schweren Delirien.

Herrgott, vergib mir meine Sünde, ich wußte nicht, was ich tat. Ich war damals kein Christ, obwohl Herr Latino mich nebst seinen Söhnen aufs sorgfältigste in den Lehren unserer heiligen Kirche hatte unterrichten lassen. Aber die Namen der Venus und Minerva waren mir geläufiger als die der allerheiligsten Jungfrau und unseres Herrn Jesu; die Schrift kannte ich fast gar nicht, desto besser die Gesänge Virgils, denn die Taten des Äneas waren unsere Kinderspiele gewesen. Doch ich sollte ihn noch erkennen lernen, den man nicht ungestraft abschwört: einem Schatten hatte ich mich verlobt, und er hat es wahr gemacht, denn mein Leben ist mir selbst darüber zum Schatten geworden.

Schon damals rächte sich die Sünde, denn es kam ein unruhiges, verstörtes Wesen über mich. So oft der Mond sich wieder füllte, trieb es mich ruhelos die Nächte auf den Monte Pincio hinaus;

dort sollte die Leiche auf päpstlichen Befehl heimlich verscharrt worden sein, denn der Frevel jener Nacht war sogleich ruchbar geworden, wenn auch sein Urheber unentdeckt blieb, und auf dem Kapitol war von nun an nur noch der leere Sarkophag zu sehen. Ich strebte dann mit dem Geiste den Boden der Erde zu durchdringen, um die Stelle zu finden, wo der süße Leib begraben war, ich träumte mir das schöne Mädchen erwachend und in meine Arme. Ich lebte eine lange, leidenschaftliche Liebesgeschichte mit ihr durch, die Glut, die jener nächtliche Anblick in mir entzündet hatte, bemächtigte sich leise fortbrennend meiner ganzen Seele und wühlte dumpf in meinen Sinnen, bewahrte mich aber zugleich vor anderen Verirrungen. Meine Studien vernachlässigte ich nicht, mit meinem wenigen Geld wußte ich mir heimlich ein weibliches Modell zu verschaffen und ich malte mehr aus meiner entzündeten Phantasie als nach der vorhandenen Natur ein Bild, das ich das Erwachen der Venus nannte und das mir zuerst die Kühnheit gab, mich für einen Maler zu halten. Beim Untergang der alten Götterwelt — das war die Fabel, die mir bei dem Gemälde vorschwebte, — war die Göttin der Schönheit in das Meer zurückgekehrt und hatte sich in ihrer Muschel zum Schlummer niedergelegt. Über tausend Jahre hat sie an einer Korallenbank im Mittelmeer geschlafen, von Tritonen gehütet. Da regen sich plötzlich die Lüfte, Zephyre mit aufgeblasenen Backen kommen über das Meer daher und fächeln die Wellen auf, die sich heben, die Muschel von den Korallenzinken, daran sie festhing, lösen und zum Gestade treiben, wo die Hirten eben ein fröhliches Fest begehen.

Vergessen liegen die Tempelsäulen der alten Götter im Grase, ein jonisches Kapitäl dient dem Ältesten als Sitz, aber beim Landen der schwimmenden Muschel lassen die Strandbewohner ihren Reigen und kommen voll Staunen hinzu. Ein kecker Knabe sprengt die Schale, in der die Göttin eben vom Schlummer erwacht. Die unteren Glieder liegen noch starr vom Todesschlaf

befangen, aber die süßen Augen öffnen sich, ein Lächeln löst die Lippen, die Arme ringen sich aus der Starrheit los und strecken sich dem Erwecker entgegen, und der schöne Busen drängt sich nach, während der Glückliche bei ihr niedersinkt und die Hirten sich anbetend vor der heimgekehrten Göttin neigen.

Dieses Bild war so ganz aus dem Vollen meiner Empfindung geflossen, daß es alle Beschauer mit sich fortriß. Ein reicher Kaufmann bot mir vierzig Goldgulden für mein Werk, allein, so sehr ich des Geldes bedurfte, ich konnte mich von dem Bilde nicht trennen. Nun richtete mir Fabrizio, der die allgemeine Bewunderung teilte, eine bequeme Werkstatt ein und trug Sorge, daß ich keine mageren Heiligen mehr zu malen brauchte. Sobald ich frei war, entwickelte ich eine Fruchtbarkeit, die mich selber überraschte, und meine Gedanken verstiegen sich bald ins Maßlose, denn vor dem, was ein grüner Anfänger will, ist auch der größte Meister immer ein Stümper.

Fabrizio hielt als Jüngling, was seine liebenswürdige Kindheit versprochen hatte; ein Antinous an Schönheit, unwiderstehlich durch sein rasches, offenes Wesen, dem der jugendliche Leichtsinn gut zu Gesichte stand, mit einer äußerst wohlklingenden Stimme, die im Gesang geschult war, Meister in allen den Künsten, die von einem Edelmann gefordert werden, großmütig, unerschrocken und selbstbewußt, so war er das glänzendste Vorbild der adeligen römischen Jugend und ein geborener Liebling der Frauenwelt.

Seit ein paar Monden ging er im dunklen geistlichen Gewand, um sich auf eine hohe Würde vorzubereiten, denn der Papst, der zu Herrn Latino in nahen Beziehungen gestanden, hatte dem jüngsten Sohn des Hauses den Purpur zugedacht. Obwohl der Jüngling keine sonderliche Neigung zum geistlichen Stand in sich verspürte, — denn der Klerus legte damals seinen Mitgliedern wenigstens noch einen Schein von apostolischer Strenge auf, der schlecht zu Fabrizios überschäumender Jugend paßte, — mußte er dem

Druck der Familie nachgeben und sprang fast widerwillig mit geschlossenen Augen in die Kardinalswürde hinein.
Mir war er noch immer brüderlich zugetan, obgleich seine Stellung uns äußere Vertraulichkeiten verbot und die Jahre auch eine innere Kluft zwischen uns gebracht hatten. Da der Papst meinem Talent keine Beachtung schenken wollte, so benützte der Kardinal die Verwandtschaftsbande zwischen den Medici und den Orsini, um mich nach Florenz zu bringen, wo damals der große Lorenzo alle Kunst Italiens unter seinem Schutz versammelte, und eines Tages wanderte ich mit leichtem Säckel, aber das Herz von unbändigen Hoffnungen geschwellt, der Arnostadt zu, denn das ‚Erwachen der Venus', das als Geschenk des Kardinals mir vorangegangen war, hatte an Lorenzos Hof eine begeisterte Aufnahme gefunden.
— Die Erinnerung an ihn ist noch zu frisch in aller Herzen, als daß ich seine Persönlichkeit zu schildern brauchte, nur das eine will ich sagen, daß die vielen Münzen und Bildnisse, die von ihm im Umlauf sind, seiner Erscheinung nicht gerecht werden, da sie nur die unschöne Bildung seiner Gesichtszüge, nicht aber die Majestät seiner Haltung noch die Macht seines Blickes wiederzugeben vermögen.
Ich war darauf gefaßt, von einem so erleuchteten Herrscher mit Güte empfangen zu werden, aber was ich fand, ging über alle Erwartungen, ja man hätte aus der freudigen Wärme seiner Begrüßung schließen können, daß ich ihm bis jetzt allein zu seinem Glück gefehlt habe. Und nichts erinnerte an den Herrscher, der zu einem künftigen Diener seines Hauses sprach, ich fühlte nur den Mann vor mir, der mich und alle Zeitgenossen um Haupteslänge überragte.
Er empfing mich im Bacchussaal, wo über einer Tür in glücklichster Beleuchtung das ‚Erwachen der Venus' hing.
Wie tief verpflichtet er Monsignore sei für ein solches Geschenk und für das noch größere, welches er ihm mit meiner Person ge-

macht habe, diese schmeichelhafte Versicherung wiederholte er fort und fort in immer neuen Wendungen, und ich gewahrte zum ersten Male den Genuß, mit dem der feine Geist des Florentiners sich auf dem leichtwogenden Strom der toskanischen Rede schaukelt. Ich wagte kaum, ihm meine blinde Ergebenheit zu versichern, so hilflos und ungelenk erschien mir dagegen mein eigenes Sprachorgan.

Er stand mit mir vor dem Gemälde und legte mir den tiefen Sinn aus, den ich, mir selber unbewußt, in dieses Bild hineingemalt hatte.

Der junge Hirte, sagte er, ist unser enterbtes Jahrhundert, das aber an den Küssen der Schönheit des wiedererweckten Altertums ewige Jugend und Unsterblichkeit trinken soll.

Ich stammelte ganz verblüfft, daß ich beim Malen eben an weiter nichts gedacht hätte als an die Figuren, aber er ging über meine Tölpelhaftigkeit weg und löste mir allmählich die Zunge, indem er mir die Antworten in den Mund legte, bis mein Selbstvertrauen wuchs und ich von ihm lernte, mich mit Anstand auszudrücken.

Er redete vielerlei mit mir von den Zielen der Kunst und von den Hoffnungen, die er auf mich setze, Dinge, die ich nachher nicht wiederzugeben vermocht hätte, die mich aber wie Duft des stärksten Weines berauschten.

Doch erinnere ich mich, daß er mir schon damals von einem finsteren, schönheitsfeindlichen Geist der Askese sprach, der sich in Florenz eingeschlichen und aller Kunst den Krieg erklärt habe.

Ein Fanatiker aus Ferrara, sagte er, predigt in San Marco, ein unwissender Mönch ohne Geschmack und Bildung, der durch phantastische Visionen und Unglücksprophezeihungen unserem Volk den reinen Kelch des Lebens vergiftet. Die Weiber und der Pöbel, die immer das Neue lockt, laufen ihm in Scharen zu. Ich weiß nicht, welche Gaukeleien er treibt, aber die törichte Menge fabelt von Wundern. Wir aber wollen beweisen, daß es die Kunst ist, die die wahren Wunder vollbringt.

Er hatte mir die Hand vertraulich auf die Schulter gelegt, während er mit einem besonderen Lächeln um den geistreichen Mund sagte: Wir müssen sie auf ihrem eigenen Boden aufsuchen, diese lichtscheuen Mächte, und ihr Schwert in einen Rosenzweig verwandeln, — was meinst du, Gaetano?

Ich bejahte hingerissen, obschon ich ihn nicht ganz verstand.

Sobald ich Lorenzos Zauber empfunden hatte, war ich mit Leib und Seele sein geworden, und als ich fortging, fühlte ich mich um einen halben Kopf größer, ja es war mir, als atmete ich jetzt erst die Luft, die mir zum Leben nötig sei.

Meister Bertoldo mag mich wohl für sinnlos gehalten haben, da ich wie ein Trunkener durch die Baumgänge des Gartens taumelte und vor den Marmorstatuen und Bronzen stand, unfähig, ein Wort hervorzubringen. Beständig ging mir der Wahlspruch Lorenzos durch den Sinn, den er als Jüngling auf dem Schilde geführt hatte. Le temps revient, — le temps revient, murmelte ich vor mich hin, und ich gedachte mit Stolz, daß es auch mir beschieden sei, mein Teil beizutragen zu dieser Wiederkehr.

Lorenzo hatte mir einen Auftrag in Aussicht gestellt, bei dem ich die Erwartungen, die er von mir hegte, bewähren sollte, und ich konnte seitdem vor Aufregung nicht schlafen noch essen. Die Zwischenzeit benützte ich nun, mich in der Stadt umzusehen und einige berühmte Meister meiner Kunst, an die ich empfohlen war, in ihrer Werkstätte aufzusuchen. Ich stand aber nicht mit der Demut, die mir gezienet hätte, vor ihren Werken, sondern ein frevelhafter Übermut hatte mich befallen, daß ich mich im stillen vermaß, es allen zuvorzutun. Überall hörte ich Lorenzos Güte preisen, die jeder an sich selbst erfahren hatte, und die hohe Herrschgewalt, mit der er als die Wage Italiens das Gleichgewicht der Staaten unverrückt in beiden Händen halte, und wie er doch unter den Mitbürgern nur als ihresgleichen lebe. Aber ich mußte zugleich erfahren, daß kein Glück der Erde vollkommen ist, denn man flüsterte heimlich, es gehe mit seiner Gesundheit bergab, und das

wilde, unverständige Wesen seines Sohnes Piero schaffe ihm deshalb viel geheime Sorgen, ja mancher sagte es gerade heraus, daß die Größe seines Hauses und damit der Friede der Welt auf Lorenzos beiden Augen stehe. Mir war das alles neu, denn ich hatte bisher wenig von der Welt außerhalb meiner Werkstätte gewußt.

Auch von dem anderen Pfahl in seinem Fleische, dem Dominikanermönch, war öfters die Rede. Er sei ein gewisser Fra Girolamo Savonarola, der von dem Herrn selbst auf Verwenden des Fürsten von Mirandola nach San Marco berufen und mit den gewohnten Wohltaten überschüttet worden sei, der aber von dort einen seltsamen Zauber über die Menge gesponnen habe und dem Herrscher die Herzen des Volks entfremde.

Die jüngeren Leute spotteten über ihn, und einer, der ein besonderes Geschick im Fratzenmalen besaß, schmierte das Zerrbild des Dominikaners auf alle Mauern in den abenteuerlichsten Tiergestalten mit hervorschießenden Augen und dem Ausdruck der Beschränktheit und fanatischer Wut um die enge Stirne, daß ich neugierig wurde, den Mann in Fleisch und Bein zu sehen. Dieser Wunsch sollte mir aber erst später und ganz anders, als ich dachte, erfüllt werden, denn jetzt war es mit dem müßigen Herumstreifen zu Ende. Lorenzo überwies mir den Auftrag, für die Familie der Pucci die Kapelle des heiligen Sebastian in der Servitenkirche der Santissima Annunziata mit Fresken aus dem Leben dieses Märtyrers zu schmücken, und ich vertiefte mich sogleich in die Aufgabe, die meinem Sinne ganz gemäß war, weil sie sich zur Entfaltung menschlicher Schönheit eignet, wie wenig andere Gegenstände unserer Kirche. Die Skizzen wurden mit Feuer entworfen, und bald war ich so weit, daß ich das Gerüst in der Kapelle aufschlagen konnte.

Auf dem ersten Feld rechts vom Altar stellte ich den Todesgang der beiden christlichen Prätorianer Marcus und Marcellinus dar, die von ihrem Waffenbruder Sebastian ermahnt werden, stand-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

haft im Glauben zu bleiben. Zum fernen Hintergrund wählte ich den palatinischen Hügel mit den im Abendglanz rötlich schimmernden Säulen des Kaiserpalastes; vorn auf der breitgepflasterten, grasdurchwachsenen Römerstraße wußte ich geschickt die Verurteilten zu gruppieren, wie sie von der kaiserlichen Leibwache mit kurzen Schwertern vorwärts gedrängt und zugleich von einer Schar jammernder Weiber und Kinder zurückgehalten werden. Ein Greis in schleppendem Faltenwurf, den die Ähnlichkeit der Züge als Vater kenntlich macht, hält den Vordersten flehend am Ärmel gefaßt und deutet auf einen Säugling an der Brust der knienden Mutter. In die ungewisse Haltung der Verurteilten legte ich noch den ganzen Kampf der Gefühle; aber von den Gesichtern glänzte es schon wie der Widerschein eines todesfreudigen Opfermuts, der ganz von der lichtvollen Gestalt des Heiligen ausstrahlte. Diesen hatte ich so gestellt, daß er mit der Linken das Kreuz emporhielt, während seine Rechte eindringlich und gebietend auf den Todesweg wies. In seiner Erscheinung vereinigte ich die Kraft des waffengeübten Kriegers mit allem Liebreiz jugendlicher Glieder. Von den goldbraunen Locken, die unter dem Helm hervor auf den schöngeformten Nacken quollen, bis zu den leicht gespannten Muskeln des vorwärtsschreitenden Beines und der hochgeschwungenen Sohle wollte es mich bedünken, als ob die Kunst nie ein vollendeteres Menschenbild geschaffen hätte. Ein reicher Mantel, der ihm eben von den Schultern glitt, sollte ausdrücken, wie hoch sein Träger in der kaiserlichen Gunst stand, und hob durch sein sattes Rot den matten Ton der Fleischfarbe aufs glücklichste.

Den Kopf malte ich, um nicht alle Bolzen auf einmal zu verschießen, von dem Beschauer abgekehrt und ließ nur durch das verlorene Profil ahnen, daß die Züge des Gesichts dieser reizenden Gestalt würdig seien.

Ich malte mit solchem Feuer, daß ich kaum gewahr wurde, wie sich die Kapelle mit Menschen füllte, die das Malergerüst um-

standen und sich zwischen Brettern und Pfosten durchdrängten, um jeden Strich meines Pinsels mit gespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen. Ich achtete nicht auf die entzückten und ermunternden Zurufe der einen, noch auf das Kopfschütteln der anderen, die mir gute Ratschläge spendeten und zu verstehen gaben, das sei kein christlicher Heiliger, sondern ein heidnischer Gott, ein Apollo oder etwas Ähnliches. Ich dachte dabei an Lorenzo, der mir geraten hatte, mich an christliche Gegenstände zu halten und sie ganz zu durchtränken mit der Schönheit des Griechentums. Ich stritt schon im Geist mit dem düsteren Ferraresen, dem ich mich unterfing, die Seelen des florentinischen Volkes abzuringen, indem ich die Kirche von innen heraus erheiterte und verschönte.
Daher pinselte ich weiter, als ob ich taube Ohren hätte, bis eine Frauenstimme mir zurief: Meister, laß ihn sich umdrehen!
Da hielt ich einen Augenblick inne und rief von meinem Gerüst herunter: Nur Geduld! Ihr sollt sein Gesicht sehen und sollt mir sterben vor Liebe zu ihm.
Ein vielstimmiges Gekicher war die Antwort, die Weiber stießen sich mit den Ellenbogen, und die, welche mich angerufen hatte, lachte keck zu mir herauf. Es war ein üppiges, noch jugendliches Weib mit blitzenden schwarzen Augen, die unter dem weißen, um Stirne, Wangen und Hals gewundenen Schleiertuch ausdrucksvoll umhergingen. Neben ihr aber gewahrte ich mit Überraschung ein wunderbar anmutiges junges Geschöpf, das ohne zu mir aufzublicken mit tiefer Andacht an meiner Arbeit hing. Der Schnitt der Züge und der kleine Kopf mit den tiefschwarzen Haaren, die schlanken Glieder, die, unter einem dunklen Gewand von strengstem Schnitt verborgen, ihr reines Ebenmaß nur in der vollendeten Anmut aller Bewegungen zeigten, waren einer Venus würdig, aber der innige Ausdruck zweier dunkelbefranster Augen vom allerleuchtendsten Blau und ein schwermütiger Reiz um den Mund, gaben ihr jenen tieferen Zauber, dessen die menschlichen Züge erst teilhaftig geworden, seit uns der heilige Christ eine Seele ver-

liehen hat. Trotz der Jugend waren die Winkel des vollen Mundes ein wenig herabgezogen, wie bei jemand, der frühe mit dem Leid vertraut geworden ist, und Menschen mit solchen Gesichtern pflegen im Leben nicht glücklich zu werden, haben aber auch die Gabe, im Beschauer eine mehr als nur künstlerische Teilnahme zu wecken.

Andächtig, wie sie nach dem Heiligen, blickte ich nach ihr, aber der Kalk, der unter meinen Händen zu trocknen begann, verwehrte es mir herabzusteigen und ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Doch auch nachdem sie verschwunden, war es mir, als sei ein Teil von ihrem Wesen in diesem Raum zurückgeblieben und umschwebe mich fort und fort bei der Arbeit wie ein wunderbar feiner Blumenduft, der mir bekannt war, ohne daß ich ihn zu nennen wußte.

In der nächsten Gruppe, über dem Altar, galt es die Marter des Heiligen darzustellen, an die ich meine beste Kraft wenden wollte. Ich befand mich in einer Aufregung, die dem Werke sehr zustatten kam, denn von der noch völlig weißen Wand leuchtete mir schon das fertige Bild entgegen mit dem Farbenreiz, der es hoch über die farblose Zeichnung erheben und zu einer völlig anderen Schöpfung machen sollte.

Da stieg der palatinische Hügel als schöner Hain mit Pinien und gewaltigen Zypressen auf, zwischen deren Gezweig weiße Götterfiguren und der Sprudelschaum der Wasserkünste hervorglänzten. Vorn an einen Granatbaum gebunden, die Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt, stand der junge Glaubensheld, nur mit einer gewirkten Schärpe umgürtet, die abgelegte Rüstung ihm zu Füßen, der blühende Leib von Pfeilen durchbohrt, das Haupt mit den goldbraunen, geringelten Haaren emporgerichtet nach der Krone, die von zwei Putten getragen aus rosigen Wolken zu ihm niederschwebt.

Von Anfang an hatte ich mir Fabrizio als Urbild meines Sebastian gedacht, und schon auf dem ersten Felde war mir

diese Ähnlichkeit wenigstens andeutungsweise aus dem Pinsel geschlüpft. Jetzt ließ ich sein herrliches Gesicht im Todeskampf zucken und gab ihm mit jedem Strich ein gewaltiges, höchst persönliches Leben.

Ich wußte nicht mehr, ob diese Vision leibliches oder geistiges Schauen war. Eine höhere Gewalt — war es ein Engel oder ein Dämon? — schien meinen Pinsel erfaßt zu haben und zog meine Hand fast wider Willen nach. Ich malte, ich mußte malen, daß mir der Schweiß vom Gesicht und die Farbe vom Ärmel troff. Während des Malens belebte sich der Heilige, ich meinte ihn atmen zu sehen, von den Augen gingen goldene Strahlen aus, der Mund lächelte wie durch einen Schleier von Schmerz, ich war ganz von Sinnen, ich schämte mich nicht ihn anzureden, ich hieß ihn auch sprechen, da er so schön lächeln könne, ich nannte ihn bald Fabrizio, bald Sebastian und bat ihn, mir die grausamen Wunden zu verzeihen, die ich seinem jugendlichen Leib hatte schlagen müssen. Die blaue Kuppel über mir mit den darauf verstreuten weißen Rosen von Perlmutter leuchtete wie das verklärte Himmelsgewölbe mit kleinen weißen Wölkchen herab und vermehrte die Täuschung.

Zum Glück war ich allein in der Kapelle, denn ich hatte die Türen schließen lassen, um ungestörter bei der Arbeit zu sein; so hatte meine Torheit keine Zeugen.

Die Mittagsstunden waren vorüber, als ich mit der Gestalt des Heiligen fertig wurde, aber die Sonne stand noch hoch, denn wir waren im Sommer, das Feuer des Schaffens brannte noch in meinen Fingerspitzen, und ich fühlte, einen Tag wie diesen würde ich so bald nicht wieder haben.

Ich ließ darum frischen Kalk aufwerfen, um auch noch die Kriegsknechte zu malen, die keiner feineren Ausführung bedurften. Sie standen teils zielend, teils mit der abgeschossenen Armbrust da, die stumpfen Gesichter drückten Roheit oder die teilnahmlose Gewohnheit des Gehorsams aus, nur der Befehlshaber blickte

mit Kummer und Rührung auf die hinsinkende Jünglingsgestalt; der Beschauer sollte in ihm einen künftigen Bekenner des Glaubens ahnen, für den der Heilige die Marter litt.

Da es unterdessen zu dunkeln begann, ließ ich Kerzen anzünden und malte bei ihrem Schein weiter, bis die ganze Gruppe vollendet war.

Als ich die Leiter herabstieg, zitterten meine Glieder so, daß ich fast einen Fehltritt getan und die Tiefe mit meinem Körper gemessen hätte. Mir fiel jetzt erst ein, daß ich noch völlig nüchtern war. Das Eßkörbchen, daß ich am Morgen mitgebracht, stand zwar in der Ecke der Kapelle, aber während jene glorreiche Vision die Räume füllte, hatte ich den profanen Gegenstand dort im Winkel ganz vergessen. Jetzt rächte sich der Körper für die Anstrengung und das lange Fasten, daß ich mich zitternd auf die unterste Sprosse der Leiter setzen mußte. Ein Frösteln ging durch meine Glieder, während mir erinnerlich wurde, daß ich schon in den letzten Tagen über all der Aufregung ein gar unordentliches Leben geführt hatte.

Aber ich raffte mich gleich wieder auf und befahl dem Küster und seinem Sohn, die Kerzen hoch zu heben, damit ich mein fertiges Werk überschauen könne.

Wir traten alle drei nahe heran, aber meine Erschöpfung war so groß, daß es mir vor den Augen flimmerte. Schatten huschten über das Bild, das lebendig werden wollte, die Kriegsknechte reckten ihre Arme, mein schöner Märtyrer schien sich im Todeskrampf zu winden und blickte mich aus Fabrizios brechenden Augen vorwurfsvoll an. Die Engel waren verschwunden und — was war das? Aus den Wunden des Heiligen quoll es wie frisches rotes Blut zu mir herunter, — ich stürzte mit einem Schrei nieder und stieß im Fallen an die Leiter, die über mir zu Boden schlug.

Des anderen Tages lag ich fieberkrank zu Bette. Lorenzo hatte schon von meinem Unwohlsein gehört und schickte mir den Meister

Pierleone von Spoleto, der mir zur Ader ließ und mich ermahnte, auf längere Zeit ganz von der Arbeit zu rasten.
Aber es dauerte nicht lange, so kamen ein paar junge Gesellen, mit denen ich Freundschaft angeknüpft hatte, jubelnd und glückwünschend in mein Gemach gestürmt.
Was, er liegt im Bette, hieß es, während die ganze Stadt von seinem Ruhme widerhallt! — Man höre nur noch den Namen Gaetano auf den Straßen, erzählten sie. Die Kapelle werde vom Morgen zum Abend nicht leer von Menschen, die mit lautem Entzücken meine Arbeit priesen, die Meister seien einig in meinem Lob, und auch der Neid der jüngeren Kunstgenossen müsse schweigen vor der allgemeinen Bewunderung.
Diese Kunde war für mich heilsamer als alle Aderlässe des Meisters Pierleone. Ich erhob mich alsbald vom Lager, und obwohl noch vom Fieber geschwächt, begab ich mich nach der Santissima Annunziata, dahin mich ein unwiderstehliches Verlangen zog. Als ich aber die vielen Menschen unter den Arkaden sah und ihr lautes Sprechen hörte, erfaßte mich eine Scheu, daß ich die Mütze tief in die Stirne zog, um nicht erkannt zu werden, und mich still durch die Menge vorüberdrückte. Nur einen raschen Blick wagte ich durch die offene Tür nach meinem Bilde zu werfen, das mir gar nicht mehr wie mein geistiges Eigentum erschien und nach dem ich doch eine heftige Sehnsucht empfand.
Ich konnte mein plötzliches Glück nicht fassen und lief wie töricht durch die Straßen zum nächsten Stadttor hinaus, um niemand Rede stehen zu müssen.
Erst des anderen Tages konnte ich den Drang meines Herzens befriedigen, nachdem ich dem Küster befohlen hatte, die Menge unterdessen fernzuhalten.
Jetzt sah ich erst, was ich gemacht hatte, und — sei mir dieses Bekenntnis verziehen! — ich stand mit Staunen vor meinem eigenen Werke. War's möglich, daß ich dieses Angesicht geschaffen hatte, diese feuchten, sehnsüchtig dem Himmelsglanz sich öffnenden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Augen, den fast göttlichen Mund, um den der Schmerz des Leibes leise zuckt, ohne zum Grund der Seele niederzudringen, die aus den Augen nach oben zu entschweben schien? Mit glücklicher Eingebung hatte ich die Aureole nur leise angedeutet, daß der dunklere Goldton der Haare zu voller Geltung kam. — Es war Fabrizio wie er leibte und lebte, und wieder doch nicht er selbst, sondern gleichsam sein edlerer Zwillingsbruder, meines sterblichen Kastor unsterblicher Pollux.

Ein zusammengefaltetes weißes Papier zu Füßen des Bildes, das auf den feuchten Kalk geklebt war, zog meine Blicke auf sich. Ich löste es ab und las die folgenden Zeilen:

Der schöne Leib, des Kräfte bald versagen,
Er duldet willig grausames Durchbohren,
Weil sein der Geist vergaß, in Gott verloren;
Nicht zuckt die Hand, die wohl gelernt zu schlagen.

Ist es vollbracht? scheint dieser Mund zu fragen,
Dies Aug', das Todesschatten schon umfloren,
Und Antwort wird ihm aus des Himmels Toren.
Zu solchen Höhen sollt' ein Pinsel tragen?

Nein, diese schmerzdurchzuckte Lippe lebt,
Sie lechzt, die kühle Himmelsflut zu trinken,
Ich fühl' den Atem, der den Busen hebt.

Noch sucht dies bange Aug' — bald wird es sinken —
Die Krone, die von oben niederschwebt,
Wo ihm die Engel der Verklärung winken.

Ich hielt das Blatt mit glückseligem Staunen vor mich hin. Ich hatte wohl schon von dem Brauch der Florentiner gehört, Kunstwerke durch heimlich angeheftete Sonette zu ehren, aber ich dachte mir, daß diese Auszeichnung nur den Besten zuteil würde, und so hoch mein Ehrgeiz zuvor gespannt gewesen, überraschte es mich doch

wie ein Wunder, als ich die Erfüllung greifbar in Händen hielt.

Der Küster konnte mir nicht sagen, wer das Blatt gebracht habe, da die Kapelle in den letzten Tagen nie von Besuchern leer geworden war. Meine Gedanken verstiegen sich bis zu dem Montepulcianer, von dessen Dichterruhm Italien widerhallte, denn auch er hatte in Gesellschaft Lorenzos mein Werk besichtigt. In dieser Stunde habe ich erfahren, wie es denen zu Mute ist, die sich im Glanz des Ruhmes sonnen.

Es war nicht die einzige Ehre, die mir der Tag brachte. Ich wurde zu der mediceischen Tafelrunde gezogen und saß an einem Tisch mit den besten Männern Italiens, mit dem greisen Marsilio, der wie ein zweiter Orpheus die Sprache der Griechen aus dem Schattenreich heraufgeholt hatte, mit dem süßen Dichter von Montepulciano und mit dem schönen Pico von Mirandola, dem fürstlichen Wunderkind, das sie den Phönix der Geister nannten. — Die Auszeichnung, die mir von solchen Männern widerfuhr, war ein zu starker Wein für mich, und es bedurfte Gottes eigener Hand, um den eitlen Glauben, daß ich zu etwas unfaßbar Großem geboren sei, später wieder aus meinem Herzen zu reißen.

Das Sonett trug ich auf der Brust und fühlte zum öftern, ob ich es noch bei mir habe. Als ich Angelo Poliziano vorgestellt wurde, errötete ich tief und forschte schüchtern in seinem Gesicht, ob er wohl der Verfasser sei. Mir war übrigens gar wunderlich zu Mut bei diesen Ehren, fast, als ob all das Lob nicht mir gelte, sondern einem ganz anderen, an dessen Platz ich hier stünde, und wohl mag dieses Gefühl schon manchen Größeren beschlichen haben, der sich zu plötzlicher Berühmtheit gekommen sah.

Nun schien es, als sollte ich mühelos die höchsten Stufen des Glücks erklimmen. Ganz Florenz schien von einer Raserei der Liebe für meinen Sebastian erfaßt, die sich, da er sie nicht erwidern konnte, auf meine Person übertrug. Wo ich ging, flogen

mir schmeichelhafte Worte zu, Weiber küßten den Zipfel meines Rockes, der heilige Sebastian war in aller Mund, Fromme und Weltkinder waren mir gleicherweise gewogen und zeigten mir eine Dankbarkeit, als hätte ich durch den schönen Märtyrer, der im Sterben lächelt, sie alle auf Stunden von dem Alpdrücken befreit, das damals schon die Gemüter zu überschleichen begann.

Das Leben ergriff mich jetzt mit voller Gewalt und zeigte mir meine kühnsten Phantasien als Wahrheit: einen Hofstaat der Geister, an dem ein Mann das Zepter führte, nicht weil er der erste im Staat war, sondern weil er durch Geisteskraft und Gaben alle überragte; mich selbst, den mißgeschaffenen Bastard, geehrt unter den Mächtigen, denn Lorenzo betrachtete alles Talent wie eine gemeinsame Familie, und in wem er den schöpferischen Funken erkannt hatte, den ehrte er als seinen eigenen Anverwandten. Dazu ein Volk, das geschaffen schien, die Erde zu beherrschen, damals aber nur von dem einen Triebe beseelt war, die letzten Jahre seiner Herrlichkeit noch auszukosten. Üppige Liebeslieder, leichtfertige, verwegene Geschichten, deren Helden man sich heimlich zeigte, waren in aller Munde, schöne Weiber, den Männern gleich an Geist und Bildung, hielten mit sicherer Anmut und nicht allzu ängstlich die Zügel der Geselligkeit, und dazu eine Pracht der Kleidung und des Hausgerätes, ein leuchtendes Farbenmeer, das dem Künstlerauge wohl tat, weil es dem feinsten Geschmack, nicht blindem Reichtum entsprang.

Ich hätte am liebsten die Kapelle gleich zu Ende gemalt, aber ich suchte nun nach einer weiblichen Schönheit, die meinem Sebastian ebenbürtig war, und unter den schönsten Modellen, die sich mir anboten, fand sich nirgends ein Gesicht, das auch nur annähernd meinem Zweck entsprach. Darüber begann die frische Erfindung zu stocken, ich änderte zu mehreren Malen den Entwurf des Kartons, ohne mich selbst zu befriedigen, und da ich nicht hinter meinen früheren Leistungen zurückbleiben wollte, kratzte ich das angefangene Bild wieder von der Wand.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Doch blieb ich nicht müßig, sondern schuf gleich eine Reihe neuer Arbeiten für andere Besteller. Die Kunstgenossen schüttelten freilich die Köpfe über den Weg, auf dem sie mich sahen, denn ich steuerte nicht im Kielwasser der florentinischen Meister, deren Kunst aus der Enge des bürgerlichen Lebens herausgewachsen war, sondern bildete mir eine eigene Manier aus, mit satteren Farben und einer wärmeren Fülle der Formen, so etwas, wie es nachmals in der venezianischen Schule wieder zum Vorschein kam. Bei den Laien aber gewann ich großen Beifall, daß jede eitle Frau es für unerläßlich hielt, von mir gemalt zu werden und daß mir für solche Bildnisse größere Summen bezahlt wurden, als je zuvor einem anderen, auch weit verdienteren Meister. Die Schönsten aber malte ich unentgeltlich, wo ich sie fand, und verschenkte die Bildnisse, auf die ich häufig nur wenige Stunden verwandte, oder ich schmückte damit meine Werkstatt, die ob dieser Sammlung eine der Sehenswürdigkeiten von Florenz wurde.
Neigung der Frauen greift um sich wie das Feuer; kaum war es bekannt, daß eine mich mit wohlgefälligen Blicken betrachtete, so eiferten schon zehn andere, ihr den Rang streitig zu machen, und ich wurde trotz meiner Häßlichkeit ein sehr gesuchter Mann. Doch wie mich von je das Leichtgewonnene und Alltägliche abgestoßen hatte, so konnte ich auch jetzt nicht schlechthin die Gegenwart genießen; ich suchte nach etwas ganz Außerordentlichem, nach einer durch höchste Weihe gehobenen Leidenschaft; ich wollte die himmlische und die irdische Liebe in einer Person besitzen, und alles, was ich erlebte, schürte nur jene unstillbare Sehnsucht, die mich mitten im Überfluß verschmachten ließ. Seltsamerweise geschah es jetzt zuweilen, daß die Gestalt jenes schönen, blassen Mädchens aus der Sebastianskapelle, das mir im Leben nur einmal und dann nie wieder erschienen war, mich im Geist besuchte. Im Rausch meines ersten Erfolgs hatte ich sie damals vergessen, jetzt wirkte die Erscheinung aus der Ferne nach, und in Stunden der Sehnsucht glaubte ich an einem heimlichen

Faden zu schweben, der mich oft lange freiließ, bis er mir plötzlich mit einem leisen, schmerzhaften Zug wieder zur Empfindung kam.

Als ich eines Tages mit einem Bekannten durch die Straßen schlenderte, sahen wir einen großen Menschenauflauf vor San Marco und erfuhren, daß Fra Girolamo eben im Klosterhof predige. Da ich neugierig war, ihn zu hören und ohnehin nie eine Gelegenheit versäumte, menschliche Gesichter zu studieren, trat ich mit meinem Begleiter ein. Aber wir kamen zu spät, die Predigt war schon zu Ende, und die Zuhörer strömten in Scharen heraus. Indes ich die verschiedenen Mienen beobachtete, fuhr es mir wie ein Pfeil ins Herz, denn an der Hand eines edlen, weißbärtigen Greisen erblickte ich meine schöne Unbekannte. Sie ging stille vor sich hin, und ihre strahlenden Augen waren ins Weite gerichtet, als ob die Gegenwart für sie nicht vorhanden sei. Ich konnte sie nur flüchtig, aber mit unaussprechlichem Entzücken betrachten, denn ich zog meinen Begleiter abseits, um keinen Müßiggänger auf die Spur dieser Schönheit zu bringen, und mußte mich zu meinem Grimm in einer anderen Richtung entfernen als die, in welcher meine Seele davon geführt wurde.

Verstimmt und unlustig ob des freundlichen Zufalls, den ich nicht zu benützen vermocht, begab ich mich gegen Abend in die Sebastianskapelle, die ich seit lange nicht betreten hatte. Dort sah ich auf dem Altar zu Füßen meines Heiligen einen halbverwelkten Blumenstrauß, und abermals war dem Bilde ein Blättchen angeheftet. Es trug dieselbe Schrift wie das erste, große, weiche Züge, die, wie ich jetzt gewiß war, nicht dem Poliziano angehörten:

Zum Heiland zog mich's mit allmächt'gem Drange,
Für ihn wollt' ich in glühendem Begehren,
Ein leichtes Weihrauchwölkchen, mich verzehren,
Doch nun geschieht mir's, daß ich beb' und bange.

Ein Bild erscheint und faßt mit neuem Zwange
Dies Herz und will mein Innerstes verkehren,
Denn herrlicher muß ich den Knecht verehren,
Als ich den Herrn geträumt auf irdischem Gange.

Darf den Vasallen solche Schönheit schmücken,
So scheut vorm Glanz des Höchsten meine Seele,
Und nicht ertrüg' ich's, seinem Stuhl zu nahn.

Mich sättigt schon sein Abglanz mit Entzücken,
Und daß ich süßem Fürsprech mich befehle,
Knie' ich vor dir jetzt, Sankt Sebastian!

Noch heute ist es mir unbegreiflich, wie beim Lesen dieser Worte mein Herz plötzlich in heftigen Stößen zu zittern begann, als fühlte es das Herannahen einer Gefahr oder einer seligen Erfüllung. Ich barg das Blatt an meinem Busen wie einen Liebesbrief und drehte die Blumen lange hin und her, um ihnen ihre verborgene Herkunft abzufragen. Eine Schmucknadel, die neben dem Altar am Boden gelegen, eine von denen, womit die Frauen ihre Haare aufstecken, blinkte mir lockend wie der Schlüssel des Geheimnisses entgegen und hatte mein Blut in solche Wallung gebracht.
Der Sakristan, ein alter kurzsichtiger Mann, hatte weder die Blumen noch das Blättchen bemerkt und konnte wiederum keine Auskunft geben.
Wer war die Seele, die sich unbekannt an die meinige heandrängte und sich in jedem Wort als eine mir verwandte zu erkennen gab? Nach meinem sicheren Empfinden mußte ein Weib diese Zeilen geschrieben haben, die mir wie ein heimlicher Liebeskuß in der Seele nachglühten. Ich zögerte nicht, das tiefe Gefühl, welches daraus sprach, auf mich selbst zu beziehen, denn ich war es jetzt schon gewohnt, daß man das Kunstwerk pries und den Künstler liebte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ich ließ mir jede weibliche Gestalt, die in den letzten Tagen die Kapelle betreten hatte, einzeln nennen, aber keine stimmte zu der Vorstellung, die ich mir von der Schreiberin der Verse machte. Unter anderen sprach mir der Küster auch von einem weißbärtigen Herrn und einem jungem Mädchen, die lange allein unter den Malereien gestanden, aber die Gesichter waren ihm unbekannt, nur den Namen des Mädchens, den er zufällig aus dem Munde des Greisen erhascht hatte, konnte er mir nennen: Pia!

Pia! Wie ein Strom von Poesie und Liebe quoll es mir aus diesem Namen entgegen, den der Dichter auf ewig mit seinem leidvollen Glorienschein umwoben hat. Ich ahnte, daß es dieselbe Gestalt sein müsse, die mich in meinen Träumen verfolgte, denn dieser Name konnte nach meiner Vorstellung zu keinem anderen Gesichte gehören. Vielleicht hatte sie die Blumen gebracht, als ich ihr mit dem alten Herrn begegnete, vielleicht war ihr die Nadel entfallen, die ich unter meinen Schätzen einschloß? Daß auch die Verse von ihr sein könnten, wagte ich nicht anzunehmen, so süß der Gedanke für mich war.

Von Stunde an wachte die Lust und Liebe zu der unterbrochenen großen Arbeit in mir auf, und ich schämte mich, sie so lang vernachlässigt zu haben. Die weißen Wände der Kapelle waren mir ein stummer Vorwurf, und ich beschloß sogleich, daß es anders werden sollte.

Ich schob alle eingegangenen Verbindlichkeiten beiseite und verbrachte wieder meine Tage in der Kapelle, deren Türen ich geschlossen hielt. Es begann ein Bild zu entstehen, das die Wiederbelebung des heiligen Sebastian durch die fromme Christin Irene darstellte und das den beiden vorigen völlig ebenbürtig war, ohne eine Wiederholung zu sein, denn ich hatte diesmal den Hauptnachdruck auf die weibliche Figur gelegt, die das Mitleid in der menschlich rührendsten Gestalt verkörperte. Ein junges Weib in kummervoller Haltung, unter Gräsern und blühendem Gesträuch am Boden sitzend, der Märtyrer, dessen herabhängender Kopf

jetzt nur in der Verkürzung sichtbar wurde, ohnmächtig auf ihrem Schoß, und eine kniende Dienerin mit Binden und Salben um ihn beschäftigt. Das Gesicht des Weibes glich dem unbekannten schönen Mädchen, doch nicht mit voller Bildnisähnlichkeit, sondern nur wie sich Geschwister gleichen, und ich gab ihr einen Ausdruck von frommer Schwärmerei, der doch eine weibliche Teilnahme an dem schönen Jüngling nicht ausschloß.

So saß ich eines Tages über der Arbeit, und meine Gedanken schweiften von der Schönen, deren Ebenbild unter meinen Händen entstand, zu den beiden Sonetten über, die ich immer mit ihr in Verbindung bringen mußte, als die seitliche Tür der Kapelle leise aufging, — der Sakristan hatte sie beim Hinausgehen angelehnt gelassen — und zwei Frauengestalten geräuschlos über die Schwelle traten: meine Unbekannte mit der stattlichen Begleiterin, in deren Gesellschaft ich sie das erstemal gesehen hatte.

Sie erschraken, als sie meiner auf dem Gerüste ansichtig wurden, und machten Miene, sich gleich zurückzuziehen, aber ich warf den Pinsel weg und war mit einem Sprung von der Leiter herunter.

Die Ältere grüßte mich mit einer Neigung ihrer stolzen Gestalt, die mich weit überragte, und entschuldigte die unbedachte Störung; ich stellte mich mit der allerunterwürfigsten Gebärde zwischen sie und die Türe und nötigte sie dadurch, näher zu treten. Auch sie war eine Schönheit ersten Ranges, obgleich an dem Glanz der Wangen und dem rötlich leuchtenden Haar die Kunst noch mehr teilhaben mochte als die Natur. Aber welch ein Abstand zwischen diesen bewußten Reizen und dem schlichten Adel der Jüngeren, die selbstvergessen, mit gefalteten Händen dastand und so versunken war in den Anblick des Altarbildes, daß sie den Austausch artiger Redensarten zwischen mir und ihrer Gefährtin nicht beachtete! Ich fand nicht den Mut, sie anzureden, und richtete alles, was ich ihr gern gesagt hätte, an ihre Begleiterin.

Nun seht Ihr, daß er sich unterdessen umgedreht hat, sagte ich, auf das Altarbild weisend. Wie gefällt er Euch jetzt?

Ah, rief die lebhafte Frau geschmeichelt, Ihr erinnert Euch noch an unseren ersten Besuch?

Ewig, Madonna, werde ich mich dessen erinnern, sagte ich ernst und blickte bedeutungsvoll auf ihre stumme Gefährtin. Aber diese wandte das Auge nicht ab von dem Altarbild, wo eben ein Lichtstrahl, der zu der halboffenen Tür hereinfiel, verklärend über den goldenen Sebastianskopf spielte und ihm einen Schein von Leben lieh.

Ich schob ein paar rohe Stühle herbei, die Frauen ließen sich zögernd nieder, und ich rollte die Skizzen und angefangene Kartone, die ich sonst niemand sehen ließ, vor ihnen auf, nur um die schönen Gäste länger zu fesseln. Die Ältere verstrickte mich in ein angenehmes Geplauder, währenddessen die Zeit unmerklich verrann, aber die Stimme, nach der ich so sehnlich verlangte, gab keinen Laut von sich.

Eure Aussprache beweist mir, daß Ihr hier nicht fremd seid, sagte ich endlich zu der üppigen Schönen, und dennoch lebt Ihr so verborgen? Ihr geht nie zu Festen, denn dort habe ich Euch vergebens gesucht, auf der Straße laßt Ihr Euch niemals blicken — wohnet Ihr denn ferne von der Stadt, oder seid Ihr so neidisch, uns den Anblick Eurer Schönheit zu mißgönnen?

Es ist wahr, antwortete die schöne Frau lächelnd, wir leben hier einsamer als uns selber lieb ist. — Das heißt, ich spreche nur von mir, setzte sie rasch hinzu, denn diese halbe Heilige ist der Welt schon entrückt und wird nicht lange mehr bei uns bleiben.

Ich fühlte, daß mich die Farbe verließ, und ein lauter Seufzer, den ich nicht zurückhalten konnte, riß sich aus meinem erschütterten Busen.

Madonna, wandte ich mich zitternd an die Jüngere, ist es wahr, daß Ihr Eure Jugend vergraben wollt und die Welt nicht länger Eures Anblicks wert haltet?

Während ich dieses sagte, schämte ich mich an meinen eigenen Worten, die ich soeben als leere Redensart auch gegen die andere

gebraucht hatte, und doch Gott weiß, wie ernst sie mir jetzt waren.

Ja, flüsterte das Mädchen fast unhörbar und hob die Augen, die im Dunkeln schwärzlich schienen, flüchtig zu mir auf.

Nun, Pia, sagte die Gefährtin, du darfst deine Stimme wohl hören lassen und dem Meister auch anvertrauen, weshalb du gekommen bist.

Dem Mädchen trat das Blut in die Wangen. Sie senkte einen Augenblick verschämt und zweifelnd den Kopf, schlug dann den Faltenmantel, der sie anmutig umfloß, auseinander, und ein frischer Blumenstrauß wurde auf ihrer Brust sichtbar.

Für Ihn! sagte sie leise und drückte mir die Blumen in die Hand.

Die Tränen traten mir in die Augen, und wären wir allein gewesen, so hätte nichts mich abgehalten, ihre weiche, warme Kinderhand zu küssen. So aber konnte ich nur mit glühenden Wangen einen verworrenen Dank stammeln.

Die Frauen schickten sich zum Aufbruch an, und da ich kein anderes Mittel mehr sah, ihre Gegenwart zu verlängern, führte ich sie vor die neue Gruppe, die sie noch nicht ins Auge gefaßt hatten, weil sie seitlich vom Chor eingetreten waren und das Gerüst den Anblick versperrte.

Die stattliche Frau warf einen erstaunten Blick von dem Bild auf Pia und von Pia auf das Bild, aber das Mädchen stieß einen leichten Schrei aus und errötete tief.

O Betta! rief sie ängstlich und klammerte sich ungestüm an den Arm ihrer Begleiterin.

Diese maß mich mit etwas befremdeter Miene und fragte, wie ich zu dieser Ähnlichkeit gekommen sei. Ich lächelte, zuckte die Achseln und berief mich auf die Rechte des Künstlers.

Sie ließ meine Antwort gelten und erzählte, nicht ohne eine gewisse Betonung, daß sie selbst von dem noch berühmteren Ghirlandajo auf einer seiner Fresken im Chor von Santa Maria Novella

gemalt sei. — Es ist ein sehr schönes Bild, Ihr mögt es Euch nur ansehen, fügte sie triumphierend hinzu, indem sie sich erregt mit einem Tüchlein Kühlung fächelte.

Während ich ihr bescheiden versicherte, daß ich den Meister um ein solches Modell noch mehr beneide als um seinen Ruhm, hatte sich Pia als rechte Evastochter der Gruppe doch wieder genähert, aber Betta ergriff ihre Fingerspitzen und rauschte mit ihr majestätisch aus der Türe, die ich ungern vor ihnen öffnete.

Ich war wieder mit meinen Träumen und meinen Zweifeln allein. Der Strauß in meiner Hand berechtigte mich zu dem Glauben, daß auch jene ersten Blumen von Pia gewesen, ja und was verwehrte mir bei ihrem edlen Anstand und der feinen Erziehung der Florentinerinnen zu denken, daß die Verse gleichfalls von ihr stammten? Wenn dies aber wirklich der Fall war und ich meine sehnenden Gedanken, die nach zwei Wesen auseinanderstrebten, auf diese eine Gestalt vereinen durfte, dann war ich doppelt unglücklich, denn ich verlor ja beide zugleich, indem das süße Geschöpf, vielleicht als Opfer ihrer Familie, in das Grab der Lebendigen stieg.

Und noch wußte ich nicht einmal, wie sie hieß, noch wo sie wohnte, denn ich konnte ja, ohne zudringlich zu scheinen, nicht nach diesen Dingen fragen. Ich war ihnen zwar, um ihre Spur zu bewahren, eine gute Strecke weit aus der Entfernung gefolgt, aber, unerfahren in solcher Pirschjagd, hatte ich sie in dem Straßengewinkel bei Borg'ognissanti aus dem Auge verloren.

Mein Diener Cecchino, ein verschlagener Florentiner, wurde beauftragt, heimlich in der ganzen Stadt nach den beiden Frauen zu forschen, die ich ihm aufs genaueste beschrieb. Ich selber aber hielt mich fest an meinen Pinsel als den Zauberstab, der sich schon einmal bewährt hatte, indem er den Gegenstand meines Verlangens heranzog. Ich malte unermüdlich fort und ließ die Kapelle wieder der Menge erschließen, ob nicht einer oder der

andere beim Anblick meiner Gruppe in den Namen derjenigen ausbreche, von der das Frauenbild die Züge trug.
Doch so begeistertes Lob die neue Arbeit fand, niemand schien von einer Ähnlichkeit betroffen zu werden, und auch Cecchinos Nachforschungen blieben erfolglos. Dies verstimmte mich tief, ich warf mir selbst die Torheit vor, die mich trieb, aufs neue einem Schattenbilde nachzujagen, und um mich vor meinem eigenen Mißmut zu schützen, warf ich mich wieder in den Strudel der Weltlust, dem ich kaum entronnen war. Doch ich suchte auch hier die Ruhe vergebens, denn ich besaß nicht Lorenzos unerschöpfliche Natur, die sich immer aus sich selbst verjüngte, und wenn ich ihn im Morgengrauen von einem Bacchanal weg gelassen zum Vorsitz der Platonischen Akademie schreiten sah, so bewunderte ich ihn wohl, aber ich fühlte mich nicht fähig, es ihm auch nur im geringsten nachzutun. Ich geriet in Zwiespalt mit mir selbst und wurde unerträglich reizbar.
Da erschien eines Morgens der Sakristan in meiner Wohnung, als ich noch zu Bette lag, und teilte mir geheimnisvoll mit, daß er am vergangenen Abend wieder einen Blumenstrauß und ein beschriebenes Blättchen in der Kapelle gefunden habe, in derselben Weise wie die früheren an der neuen Gruppe befestigt. Er hatte beides mitgebracht, und ich schalt ihn dafür sehr erzürnt aus, als seien die Gegenstände durch seine Hand entweiht. Die Blumen waren von derselben Gattung und genau ebenso zusammengestellt wie der Strauß, den mir Pia überreicht hatte. Dieses Zeichen und den Inhalt des Blattes, den ich heißhungrig verschlang, beseitigten meine letzten Zweifel.

Beneiden muß ich *sie*, die ihn gerettet,
Die seine pfeildurchbohrte Brust verbunden,
Auch *sie* beneid' ich, die mit Todeswunden
Den feuchten Leichnam in die Gruft gebettet.

Denn ewig wär' ich ihm wie sie verkettet,
Hätt' er auf seinem Weg auch mich gefunden,
Mit Binden hätt' ich liebend ihn umwunden,
Den Rasen leidvoll über ihm geglättet.

O daß aus Räumen, wo sie heiter thronen,
Ein Gruß nur tröstend zu mir niederstiege,
Um Liebe, die zu spät erschien, zu lohnen!

Dann, wenn ich auch in Nacht gefangen liege,
Wird doch in seinem Licht die Seele wohnen,
Bis ich mich droben ihm zu Füßen schmiege.

Nein, jubelte ich, es ist nicht zu spät für unsere Liebe! Wir brauchen nicht auf droben zu warten, — und ein Kraftgefühl durchdrang mich, eine triumphierende Sicherheit, daß mein Wille stark genug sei, um alle Schranken zwischen mir und ihr zu durchbrechen. Wie aber sie finden, wie ihr beistehen, wenn sie sich selbst so ängstlich in Wolken hüllte? Das Blättchen enthielt auch diesmal keinen Namenszug, keine noch so leise Andeutung, die mich auf die Spur der Schreiberin führen konnte.
Doch nun erinnerte ich mich plötzlich an einen Fingerzeig, den ich, weil er nicht von ihr selbst gekommen war, vernachlässigt hatte: die Fresken im Chor von Santa Maria Novella mußten ja auf die Spur der Geliebten führen, und in einer der weiblichen Gestalten auf der linken Wand meinte ich auch wirklich die stolze Schönheit wiederzufinden, die ich in Begleitung Pias kennengelernt, vorausgesetzt nämlich, daß der Künstler sie zu einer Zeit gemalt habe, als sie noch bedeutend jünger und schlanker war. Da diese Vermutung glücklich zutraf, hetzte ich meinen Spürhund Cecchino auf die gefundene Fährte, die er nicht wieder aufgab, bis er mich eines Tages triumphierend vor das Haus führte, das mein Kleinod umschloß.
Es war eines der hohen Häuser am westlichen Ende von Florenz,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die damals noch flußaufwärts die Stadtmauer fortsetzten, ein alter, wunderlicher Bau, dem man ansah, daß ihm gelegentlich nach dem Bedürfnis der verschiedenen Bewohner ein Stück angeflickt worden war, denn ein in der ersten Anlage offenbar nicht geplanter Vorbau vergrößerte das erste Stockwerk und legte sich finster über die Straße heraus. Eine jener luftigen Steinbrücken, deren es in Florenz viele gibt, verband dieses unschöne Gebäude mit einem viereckigen Turm, einem nicht mehr kriegstüchtigen Veteranen, der gewiß einst manchem Sturm Trotz geboten hatte, aber jetzt nur noch ein steinernes Klagelied auf vergangene bessere Tage war. Ein kleiner Garten, fast in der Höhe des ersten Stockwerks zwischen Turm und Wohnhaus eingezwängt, erinnerte an die Zwingergärten alter Feudalsitze; zwei mächtige, dichtbelaubte Steineichen, ein paar Lorbeerbäume vom leuchtendsten Grün und hohe Zypressen, deren Zweige fast schwarz gegen den durchscheinenden Azur standen, machten sich auf dem engen Raum Licht und Boden streitig und drängten ihr Gewirr von Baumkronen bis zu dem einzigen Fenster des letzten Stockwerkes hinauf, das mit der Brücke in Verbindung stand. Aus dem Mauerrand sproßte fette Aloe, Zitronenbäume in Töpfen waren daneben aufgestellt, aber Gras und Farnkräuter drangen aus allen Spalten und gaben dieser Fülle der Natur ein verwahrlostes Ansehen. Von der hohen zerfallenden Brücke hing wucherndes Unkraut herab und mischte sich mit den Baumwipfeln, ein Zeichen, daß dieser Verbindungsgang seit lange außer Gebrauch war. Das Ganze mochte in alten Zeiten, als dieser Stadtteil noch außerhalb der Mauern lag, der stark befestigte Wohnsitz eines Großen gewesen sein; beim Bau der Straße hatte man dann die Überreste, so gut es ging, in die Häuserreihe eingeschlossen.

Die jetzigen Bewohner dieses Hauses waren die Abkömmlinge eines alten, edlen Geschlechtes und hatten ihren Namen unvergänglich in die Geschichte von Florenz eingeschrieben, denn manches ehrwürdige Monument der Stadt trug ihr Wappen oder doch

verstümmelte Reste desselben. Ich nenne ihren Namen nicht, da noch ein Zweig der Familie lebt, der sich durch diese Aufzeichnungen, wenn sie je an die Öffentlichkeit drängen, verletzt fühlen könnte. Eine unselige Eifersucht gegen das herrschende Geschlecht trieb sie von Generation zu Generation, an jedem Aufruhr, jeder Verschwörung teilzunehmen, die gegen jenes gerichtet war. Wo man die Todfeinde der Medici nannte, da waren die Vorfahren Pias unter den Ersten, und schon mehr als einmal hatten sie diesen Haß durch Verbannung und Verlust der Habe, selbst durch den Tod gebüßt. Sie hatten den alten Cosimo vertreiben helfen und den schwächeren Piero in steter Unruhe gehalten, und bei der letzten blutigen Verschwörung, der Lorenzos junger Bruder zum Opfer fiel, wurde auch Messer Tommaso, Pias Vater, als Mitwisser genannt. Es war noch Gnade, daß ihn Lorenzo, des furchtbaren Blutbades müde, dem Henkerbeil entzog und ihn viele Jahre im Elend der Verbannung schmachten ließ, Gnade war es, daß er dem Alternden endlich die Rückkehr gestattete und auch den Rest der Familie die Luft der Heimat atmen ließ, aber ihr Wohlstand war vernichtet, und in den Herzen blieb der Groll zurück. Tommasos einziger Sohn Ruggiero stand als Soldführer in venezianischen Diensten und befand sich zur Zeit mit seinen Truppen im Winterquartier. Er war Pias Halbbruder, denn sein Vater hatte sich in vorgerückten Jahren, da er zu Rom in der Verbannung lebte, noch einmal, und zwar mit einem Mädchen niederen Standes, vermählt; dieser Ehe war meine Pia entsprossen, die man frühzeitig für das Kloster bestimmt hatte. Die schöne Betta dagegen, die mit ihrem wahren Namen Isabetta hieß und den andern Flügel des Hauses bewohnte, war nicht von demselben Blut, sondern eine Stieftochter Tommasos aus erster Ehe, die man, als der Ruin des Hauses hereinbrach, an einen alten gebrechlichen Notar verheiratet hatte.

Ich wollte mir das Haus nun auch von der Rückseite betrachten und ging deshalb durch die Mauerpforte auf die schöne, mit

Pappeln und Steineichen bewachsene Anlage am Flußufer hinaus, wo im Sommer die Kinder spielten. Jetzt war alles still und öde hier, ich hörte nichts als das Rascheln des gelben Laubes unter meinen Füßen, das Klappern der Mühle und das Schäumen der aufgestauten Arnowasser über das Wehr. Flußaufwärts verengte sich der Raum, die Stadtmauer wendete sich in sanftem Bogen allmählich dem Flusse zu und ging am Ende in die Häuserreihe über, die immer näher an das Ufer heranrückte. Der alte viereckige Turm stand mit seiner Rückmauer schon im Strombett. Von hier gesehen war er höher und machte, durch das Nachbargebäude gestützt, noch einen ganz achtungswürdigen Eindruck, auch das Wohnhaus nahm sich minder trübselig aus, weil die Herbstsonne, die im Wasser glitzerte, sein finsteres Gemäuer mit ihren Strahlen erwärmte. Von der hohen Gartenmauer wuchsen hier die Schlingpflanzen fast bis zum Strombett herab, und die Brücke hoch in den Lüften erschien mit ihren Ranken wie ein zweiter hängender Garten. Kein Zugang führte von hier nach dem Gebäude, dessen Fenster hoch hinaufrückten, und auch der Turm hatte keine andere Öffnung als ein mit Rundbogen geziertes Fensterchen in jedem Stockwerk.

Des ungewöhnlich niederen Wasserstandes wegen hatte sich in diesem Herbst ein schmaler, trockener Streifen am Ufer gebildet, der das Gehen im Flußbett hart an den Häusern hin gestattete und eben jetzt trotz der vorgerückten Jahreszeit von ein paar barfüßigen Weibern zum Einstampfen und Klopfen der Wäsche benutzt wurde. Auf diesem ging ich fort, bis die Häuser aufs neue zurücktraten und einem kurzen Stück Straße Raum gaben, das von einem weidenbewachsenen Erdwall eingefaßt war und bis zu der Carrajabrücke führte. Durch ein kleines Tor zwischen der Brücke und dem letzten Haus, das aber in jenen friedlichen Zeiten nie geschlossen wurde, kehrte man von hier in das Stadtinnere zurück, und oft, wenn schon alles dunkel war, lehnte ich stundenlang auf dem Brückengeländer und spähte nach einem erhellten

Fenster in dem alten Hause hinüber. — Heute würde man das alles vergebens suchen, denn bei der Belagerung von Florenz hat die ganze altertümliche Häuserzeile stärkeren Bollwerken den Platz geräumt.

Da ich nur über Frau Isabetta den Weg zu Pia finden konnte, sann ich darauf, mich im Hause des Notars einzuführen. An Mitteln fehlte es nicht, denn ich ging eben damit um, mir ein Landgütchen bei Castello zum Aufenthalt für die heißen Monate zu kaufen, und so ließ ich durch den Notar Salvestro — so hieß Madonna Isabettas Gatte — die Unterhandlung führen. Ich fand ein kleines stotterndes Männchen, das aus Furcht vor Zugluft alle Ritzen seiner Wohnung verstopft hielt und sich beständig fröstelnd die Hände rieb. Der Vertrag wurde aber in einer für mich sehr günstigen Weise abgeschlossen, und die Erledigung des Geschäfts führte ihn bald persönlich in meine Werkstatt, wo er sich aufmerksam umsah und als einen Freund der schönen Künste zu erkennen gab. Ich gewahrte mit Befriedigung, daß Isabetta mir in die Hände arbeitete, denn er bat mich um die Erlaubnis, wiederkommen und auch seine Gattin mitbringen zu dürfen. Es ging alles über Erwarten gut; Isabetta kam und verriet durch keine Bewegung, daß wir uns schon von früher kannten.

Ich hatte nicht ohne Absicht das unfertige Bildnis einer stadtkundigen Schönheit auf die Staffelei gestellt; auch sonst enthielt meine Werkstätte manches, was die Neugier einer Frau reizen mochte, denn ich pflegte hier alles zusammenzutragen, was ich an prächtigen und kunstreichen Gegenständen erwerben konnte. Die Kunstgenossen, denen solche Liebhaberei ganz fremd war, hatten mir daher den Spottnamen die Dohle gegeben, um damit meinen Hang für alles, was glänzte, und zugleich meine eigene düstere Tracht zu bezeichnen, denn ich kleidete mich immer schwarz, weil meinem mißratenen Körper nur das Einfachste anstand.

Isabetta betrachtete das Bild auf der Staffelei und sagte seufzend: Welches Glück für eine Frau, von einem Meister wie Ihr ge-

malt zu werden. Das heißt eine ewige Jugend empfangen, denn sie darf sicher sein, daß man noch nach vielen Jahrhunderten ihre Reize bewundern wird.

Und wer wäre in dieser Hinsicht beglückter als Madonna Isabetta, die durch einen der Größten verherrlicht ist!

Es ist wahr, antwortete sie lächelnd, aber unsere Florentiner wissen nicht alle Vorteile zu nützen. Sollte man nicht nach ihnen glauben, eine schöne Frau bestehe nur aus Angesicht und Faltenwurf? Ihr habt da eine neuere Manier mitgebracht, die mir viel besser gefällt.

Der Notar hüstelte und machte eine ängstliche Gebärde, aber die Wendung des Gespräches legte mir ganz von selbst die Bitte in den Mund, Frau Isabetta malen zu dürfen. Sie ging mit Freuden auf den Vorschlag ein, nur Salvestro brachte Schwierigkeiten vor, die ich aber rasch beseitigte, indem ich zu verstehen gab, daß ich das Bild ihm überlassen und mich durch die Ehre hinlänglich belohnt halten würde.

Ich verbrachte nun täglich ein paar Stunden im Hause des Notars, denn Salvestro hatte die Bedingung gestellt, daß ich bei ihm malen müsse, weil meine Werkstatt zu zugig sei, und ich war völlig mit ihm einverstanden. Ich fand bei gutem Willen in der etwas trüben Wohnung ein leidliches Licht, und voll stiller Hoffnungen begann ich die Arbeit. Der Notar, der mich zuerst ein wenig unruhig betrachtete, faßte bald ein völliges Vertrauen, denn meine Ehrerbietung und Zurückhaltung gegen die schöne Frau waren musterhaft. Sie selber gab mir manches ermunternde Zeichen, aber ich trat nicht aus meiner Rolle des stummen Verehrers heraus, dagegen tat ich alles, was ich konnte, um ihr gefällig und angenehm zu sein. Ich wagte sogar von Zeit zu Zeit ein Geschenk, wie einen schön gewirkten Gürtel mit juwelenbesetzter Agraffe oder ein künstlich geschnitztes Nadelkästchen aus Elfenbein, lauter Dinge, bei denen die Kunst der Arbeit den Wert des Stoffes in den Hintergrund stellte. Doch das Alleinsein unter vier Augen,

welches sie gelegentlich herbeiführte, benützte ich nur zu eifrigem Malen, so daß sie sich gewiß im stillen über den schüchternen Anbeter wunderte. Sie nötigte mich, von dem glänzenden Treiben am Hof Lorenzos zu erzählen, und flocht manchen bitteren Seufzer über ihr klösterliches Dasein in meine verführerischen Schilderungen ein, sie dagegen sprach von ihrer Jugend, ihren Familienverhältnissen, und ich erfuhr so ohne zu fragen manches, das mir zu wissen lieb war. Als sie ihrer Stiefschwester, der Novize, Erwähnung tat, fragte ich ganz beiläufig, warum man nicht vorgezogen habe, das Mädchen zu vermählen.

Was wollt Ihr? war die Antwort. Die Ungnade der Mächtigen ist keine gesuchte Mitgift. Es wurden auch nicht viel Umstände gemacht, als man mich weggab, und ein Kloster ist vielleicht noch besser als so.

Aus meinem Bilde machte ich diesmal eine wahre Penelopearbeit. Ich malte und plauderte, plauderte und malte und änderte dabei beständig an dem Gemälde herum, daß Salvestro, dem der Ruf von mir erzählt hatte, ich sei nötigenfalls imstande, ein Bildnis in einer Stunde fertigzumachen, mir gelegentlich auf zarte Weise zu verstehen gab, ich möge doch nicht zuviel von meiner kostbaren Zeit dieser Sache opfern. Ich aber sagte lachend: Als Kenner, der Ihr seid, wißt Ihr auch, daß wahrhaft gute Bilder niemals fertig werden.

Da es nun eine der wenigen Lebensbefriedigungen des guten Männchens war, für einen Kunstkenner zu gelten, so hütete er sich wohl, anderer Meinung zu sein als ich. Ich hatte bei näherer Betrachtung die Gewißheit erlangt, daß die schöne Isabetta mir ganz bedeutend ins Handwerk pfuschte, denn die Farbe der Haare, der Wangen und der Lippen war nicht echt, und solche Kunstgenossenschaft minderte meine Freude an der Arbeit beträchtlich, aber ich nahm all mein Wollen und Können zusammen, um sowohl die eitle Frau selbst als auch ihren ängstlichen Gatten zu befriedigen: ich setzte ihre üppigen Reize

in das hellste Licht, ohne doch der Bescheidenheit etwas zu vergeben.

Was ich erwartet und lange vorbereitet hatte, geschah. Salvestro und Isabetta waren beide so entzückt von dem Gemälde, daß sie die ganze Verwandtschaft zusammenriefen, um es bewundern zu lassen, und eines Tages, als ich eben die letzte Hand daran legte, erschien Isabettas Stiefvater selbst, ein schöner Greis mit regelmäßigem Gesicht und weißem Bart, derselbe, den ich einst auf der Straße an Pias Seite gesehen hatte. Salvestro mußte ihm schon viel Gutes von mir berichtet haben, denn er sprach mich vertraulich wie einen alten Bekannten an und drückte mir sein höchstes Wohlgefallen aus. In ihm fand ich einen wirklichen Kenner meiner Kunst, und es bedurfte wenig Zutun von meiner Seite, um in ihm den Wunsch zu erwecken, auch seine jüngere Tochter von mir gemalt zu sehen. Ich unterdrückte den Jubel meines Herzens und antwortete auf seine Frage, welchen Preis ich stellen würde, bescheiden, daß ich mit jeder Bezahlung zufrieden wäre und glücklich, dem Schwiegervater Salvestros, für den ich große Verbindlichkeiten hätte, einen Dienst zu leisten. Der Preis komme gar nicht in Betracht, denn das Bildnismalen sei für mich eine Erholung von meinen anderen Arbeiten. Isabetta schlug vor, die Sitzungen in ihrer Wohnung abzuhalten, da bei Herrn Tommaso nicht das rechte Licht zu finden sei, und ich erklärte mich bescheidentlich mit allem einverstanden.

Als mir endlich Pia wieder leibhaftig gegenüberstand, überfiel mich die Fremdheit, die noch zwischen mir und ihr herrschte, mit solcher Macht, daß mir war, als würden durch die Nähe Welten zwischen uns geschoben. Sie ließ sich so wenig wie Isabetta von unserer früheren Begegnung etwas merken, aber sie zeigte auch nichts von jenem heimlichen Einverständnis, mit dem mir die ältere Schwester von der ersten Stunde an entgegengekommen war, und wenn ich ihre stille, ganz in sich verschlossene Miene

sah, so mußte ich mich fragen, ob sie es denn auch wirklich sei, die mich so mächtig herbeschworen.

Erst als ich den Pinsel in der Hand hatte, wurde ich Herr meiner selbst und gewann den Mut, das schöne Wesen frei anzublicken und dem Köpfchen, das jedem Wink gehorchte, seine Haltung vorzuschreiben. Aber ich suchte durch kein noch so verstecktes Zeichen ihr zu sagen: Hier bin ich, gebiete über mich. Ich dachte, meine Gegenwart müsse ihr ja beweisen, daß ich ihren Ruf verstand und bereit war, alles für sie einzusetzen.

Ohnehin waren Herr Tommaso und Isabetta immerwährend zugegen, und die letztere verwandte kein Auge von mir. Der alte Herr sah bei der Arbeit zu, lobte, und tadelte auch zuweilen mit verständigen Worten, daß es eine Freude war, ihn zu hören. Aus seinem ganzen Wesen sprach mich tief bewegend die Zärtlichkeit für dieses Kind, das ihm zur Wonne seines Alters geboren war und das er nun bald auf immer missen sollte. Zuweilen nickte er ein wenig im Lehnstuhl ein, das schöne, rein umrissene Haupt mit dem langen, weißen Barte auf die Brust senkend; wenn er dann plötzlich auffuhr, hatte er die kleine Schwäche zu versichern, daß er nicht geschlafen, sondern jedes Wort gehört habe. Am liebsten sprach er mit mir von Rom, wo er auch Herrn Latino gekannt hatte, als ich noch ein Kind war, und er erinnerte sich jener Zeiten mit Freude und Dankbarkeit, hatte er doch dort sein zweites Lebensglück gefunden.

Zur Pestzeit nämlich, als man sich der Seuche nicht mehr erwehren konnte, hatten sich die Frauen und Mädchen Roms zusammengeschart und zogen mit einer Fahne, darauf der heilige Sebastian gemalt war, durch die Straßen unter Gesang und Anrufung des Heiligen, daß er mit seinem ausgebreiteten Gewand die Pfeile des Verderbens abwehre. Pias Mutter, als eine der Jüngsten und Schönsten, durfte die Fahne tragen, und bei dieser Prozession sah sie Herr Tommaso zum ersten Mal. Der Heilige erhörte die Bitte, und von Stund an erlosch die Pestilenz, einen

anderen Pfeil aber konnte er nicht entkräften, nämlich den, der Herrn Tommaso aus den Augen des schönen Mädchens getroffen hatte. Der Alternde folgte der Jungen in ihre Wohnung und warb um sie, die nicht von seinem Stande war, ihm aber die Bitterkeit des Exils in ein neues Jugendglück verwandelte, und deren frühen Verlust er niemals aufhörte zu betrauern.

Bei Nennung des heiligen Sebastian war über Pias Wangen eine tiefe Glut gezogen, und aus ihren halbgesenkten Augen traf mich ein zitternder Strahl.

Ihr habt allen Grund, diesen Heiligen zu ehren, sagte ich mit Betonung, sie fest anblickend, aber sie antwortete nicht, und ihr Vater begann sich nun sehr lobend über meine Sebastiansfresken zu verbreiten, von denen er die beiden ersten gesehen hatte.

Was ich nicht aussprechen durfte, das sagte ich nun der Geliebten Tag für Tag mit dem Pinsel. Ich begnügte mich nicht mit der Ähnlichkeit der Züge, sondern legte Pias ganze Seele, wie ich sie ahnte, in das Bild hinein und gab dem Gemälde eine innere Leuchtkraft, neben der all meine anderen Bildnisse nur Farbenkleckse waren. Die Augen hatten etwas Hilfesuchendes, wie wenn die gefesselte Seele um Erlösung flehte, aber um den Mund schwebte ein kaum wahrnehmbares Lächeln, eine ferne, ahnungsvolle Glücksverheißung. Die zarte Gestalt blieb ganz unter den dunkeln Gewändern verborgen, nur der Ansatz des Kopfes, der blumenhaft wie auf schlankem Stengel saß, und die zarte, anmutige Linie, mit der der Hals in den Nacken überging, waren noch sichtbar, die dunklen Haare von spielenden Lichtern vergoldet, einfach gescheitelt und aufgesteckt. Ich änderte nichts, denn alles war Offenbarung, da es aus meinen verliebten Augen unmittelbar in den Pinsel floß, aber der Sitzungen wurden viele, und sie dauerten lang. — Der Notar bemerkte zuweilen, indem er sich die Hände rieb: Ich sag' es ja, die wahrhaft guten Bilder werden überhaupt nicht fertig.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Endlich fand sich doch ein Augenblick, wo ich dem Mädchen unter vier Augen gegenübersaß, denn Herr Tommaso, der uns für heut allein Gesellschaft leistete, hatte die seinigen wieder einmal zu friedlichem Schlummer geschlossen. Sobald ich seine gleichmäßigen Atemzüge vernahm, beugte ich mich gegen das Mädchen vor und sagte leise: Ihr seid mir nicht mehr böse, Madonna?

Sie hob die großen Augen erstaunt gegen mich auf und fragte: Worüber?

Weil ich für die Sebastiansgruppe Eure Züge stahl.

Was sagt Ihr nur! flüsterte sie verwirrt. Ich muß Euch ja dankbar sein, daß Ihr mich wert hieltet, in Eurer Kunst fortzuleben.

Und doch gingt Ihr damals zürnend fort und ließt mich in Schmerzen zurück.

Nicht zürnend, stammelte sie, ich war nur ins tiefste Herz erschrocken, als Ihr mir mich selbst zeigtet mit dem entseelten Märtyrer auf dem Schoße, denn es war mir, als hättet Ihr meine eigenen Gedanken gemalt.

Ich wußte nicht recht, was sie damit sagen wollte, aber ich hatte den Pinsel weggelegt und hörte ihr zitternd zu. Ich schielte nach Herrn Tommaso hinüber; der schlummerte im Lehnstuhl ruhig fort. Da zog ich die Sonette aus dem Busen, die ich immer hier verborgen trug, faßte ihre Hand, die sie mir mit einem tiefen Blick vertrauend überließ, und fragte stammelnd, wer sie solche Worte gelehrt habe, die mein Herz unentrinnbar umstrickten, daß es ihr folgen müßte, wohin sie auch ginge.

Sie war tief erglüht und antwortete verwirrt, ohne die Verse abzuleugnen, sie sei es gewohnt, so vor sich hinzuträumen, das füge sich zuweilen von selbst zum Reim.

Die Einsamkeit hat mich das gelehrt — denn, wenn ich sprechen soll, so kann ich nicht ausdrücken, wie ich's fühle, aber in Reimen kann ich alles frei heraussagen. — Dabei blickte sie mich ernst und hingebend an.

Es schien mir nur natürlich, daß sie keine andere Sprache hatte als die Poesie, denn in ihrer zarten unirdischen Schönheit glich sie in diesem Augenblick einem Wesen von höherer Art.
Ich lag auf meinen Knien und bedeckte ihre Hand mit Küssen: Ich habe alles verstanden, Pia, jubelte ich, auch was Euer Mund nicht sprechen kann, — aber ehe ich fortfahren konnte, hatte sie mir ihre Hand entrissen, ich hörte ein Geräusch hinter mir, und mich umblickend, gewahrte ich Herrn Tommaso, der sich die Augen rieb und mich verwundert ansah.
Ich stotterte, daß ich meinen Pinsel gesucht hätte, der mir allerdings entfallen war und neben Pias Stuhl am Boden lag.
Der alte Herr versicherte aber diesmal nicht, er habe alles gehört, sondern sagte: Ich muß etwas geträumt haben.
Dieser Vorgang spielte sich nicht in Salvestros Räumen, sondern in meinen eigenen ab. Ich hatte nämlich darauf bestanden, Pias Bildnis, welches das Entzücken der ganzen Verwandtschaft war, in meiner Werkstätte fertig zu malen, weil bei den kurzen, trüben Wintertagen das Licht in der düsteren Wohnung Salvestros zusehends schwand. Ich verfuhr dabei nach dem Grundsatz Cäsars, der den Feind zu trennen rät, denn ich war der ewigen Gegenwart Isabettas müde und meinte, den entscheidenden Augenblick nicht länger verschieben zu dürfen. Freilich fand ich mich eine Zeitlang in meinen Hoffnungen getäuscht, denn Isabetta, die sich zu Hause langweilte, machte sich's zur Aufgabe, die Schwester täglich zu begleiten, eine überflüssige Aufsicht, da der Vater selbst uns nie verließ.
Die letzten Sitzungen fielen gerade in den Beginn des Karnevals, der in diesem Jahr mit unerhörtem Aufwand und einer noch nie dagewesenen Pracht der Schauzüge gefeiert wurde. Lorenzo hatte mein Talent für pomphafte Schaustellungen und Dekorationen erkannt und überließ mir den Entwurf des Bacchuszuges, für den er selbst die unvergänglichen Verse gedichtet hatte. Die besten Architekten und Maschinisten, Maler und Musiker arbeiteten im Wett-

streit Tag und Nacht, dieser um den Teilnehmern die Chorgesänge einzuüben, jener um Schmuck und Gewänder auszuwählen, andere um die wunderbar künstlichen Maschinen zu fügen, aus denen schwebende Genien einen Blumenregen, und lebendige Amoretten ihre Pfeile in die Menge streuen sollten. Ich war die Seele all dieser Erfindungen, und das laute, fieberhafte Treiben füllte die Zeit aus, die ich fern von Pia verbrachte, und beschwichtigte ein wenig meine verliebten Qualen.

Nun hatte ich, um der schaulustigen Isabetta und ihrer ganzen Verwandtschaft gefällig zu sein, das Dach meines Hauses durchbrechen und zu einer Art Terrasse umschaffen lassen, von wo aus der Festzug, der in der Via Larga vom Mediceerpalast seinen Ausgang nahm, bequem zu überschauen war. Denn wer keine Fenster nach einer der Hauptstraßen hatte, der mußte auf das Schauspiel verzichten, weil es in diesen Tagen lebensgefährlich war, sich unter die Menge zu wagen. So machte Isabetta mit ihrer ganzen Sippe und Freundschaft gern von meiner Terrasse Gebrauch, mit Ausnahme Salvestros, der sich zu erkälten fürchtete.

Ich selber aber war mit Pia und ihrem Vater in der Werkstätte zurückgeblieben, um das gute Licht noch zu benützen, wobei sich der Auftritt zutrug, den ich eben geschildert habe.

Das Jauchzen und Händeklatschen der Gesellschaft hallte bis zu uns herunter und mischte sich mit den dröhnenden Trompeten und den schrillen Pfeifen auf der Straße, die den Beginn des Schauzugs verkündeten.

Von der Werkstätte aus konnte man denselben nicht sehen, da die Fenster nach Norden gingen, deshalb kam Isabetta herabgestürzt, um uns auf die Terrasse zu holen. Für mich war es nun ein rechter Frondienst, die ganze Anordnung des Zuges zu erklären, den Pantherwagen mit der hochthronenden üppigen Frauengestalt und dem weinseligen Gotte, die springenden Bacchanten und taumelnden Silene mit ihrem Gefolge von Nymphen und Faunen,

und was sonst meiner eigenen erfinderischen Phantasie entquollen war, was mich aber jetzt in meiner seligen Weihestimmung fast anwiderte.

Die beginnende Dunkelheit mahnte meine Gäste an die Heimkehr, aber eine dicht zusammengeknäuelte Menschenmasse, vor- und rückwärts wogend ohne sich vom Platze zu bewegen, füllte die Straßen, die nach dem Dom führten. Aus den Fenstern ergoß sich ein ununterbrochener Regen von Blumensträußen, Orangen und Konfekt, als sei Florenz in ein einziges umgestürztes Horn des Überflusses verwandelt. Die Gassen waren ein Pandämonium von tanzenden Masken, fackelschwingenden Reitern, geschmückten Schauwagen und brüllenden Zuschauern, die mit ihrem Lärm das Himmelsgewölbe erschütterten.

Ich führte deshalb die Gesellschaft durch eine Hintertür und einen Garten nach menschenleeren Seitengassen, von wo ein jeder ungefährdet seine Wohnung erreichen konnte, aber hier ließ Herr Tommaso Isabetta und Pia ein wenig vorausgehen und hielt mich bei der Hand zurück.

Ich habe heute einen sonderbaren Traum gehabt, mein Lieber, sagte er leise. Ich bin auch jung gewesen und weiß, wie das Herz mit jungen Leuten durchgeht, aber ich will nicht, daß solche Träume sich wiederholen, deshalb muß ich dich ersuchen, Pias Bild aus dem Gedächtnis fertig zu malen.

Mir war bei den ersten Worten der Atem ausgeblieben, jetzt riß er sich mit einem lauten Schluchzen los, das wie ein Schrei klang.

Was ist dir? fragte der alte Herr bestürzt.

Ich antwortete nichts, als: Ihr tötet mich! aber ich sagte es in einem Ton so aufrichtiger Verzweiflung, daß er sich rühren ließ und fragte, ob ich denn das Mädchen wahrhaft zu lieben glaube.

Da gestand ich ihm alles, soweit es mich allein betraf: wie ich seine Tochter zum ersten Male gesehen und wie mich ihre Gestalt von da an als mein eigener Genius umschwebt und zu meinem besten Schaffen befähigt habe, ich sagte ihm, daß ich nur um

ihretwillen Isabettas Bild gemalt und daß sein eigenes wohlwollendes Entgegenkommen eine Hoffnung in mir genährt habe, ohne die ich das Leben nicht mehr ertragen könne.

Er schien von meiner Beichte bewegt, zumal ich nicht versäumte, ihn an die Zeit zu erinnern, da er um Pias Mutter warb, eine Mahnung, die, wie ich wußte, in sein Herz drang. Er fragte, ob ich denn nicht wisse, daß seine Tochter Novize sei; ich mußte dies bejahen, gestand aber, daß ich aus Andeutungen ihrer Schwester zu entnehmen geglaubt, man würde nicht verschmähen, sie zu vermählen, wenn sich eine passende Gelegenheit fände. Ich wisse wohl, daß mich meine Herkunft nicht berechtigen würde, die Augen zu seiner Verwandtschaft zu erheben, aber ich glaube, mir durch mein Talent eine ehrenvolle Stellung in der Stadt erworben zu haben, und sei gewiß, daß es angesehene Männer gebe, die mir ihre Töchter nicht weigern würden.

Herr Tommaso versank in längeres Sinnen und sagte endlich: Es ist wahr, daß wir bei der Versorgung unserer Töchter nicht wählen können wie so viele andere, und es ist auch wahr, daß ich mich mit Schmerzen auf immer von meinem Kinde trenne. Aber ich muß dir gestehen, daß ich, wenn die Dinge anders ständen, niemals eingewilligt hätte, sie einem Maler zur Frau zu geben. Wenn du nach dieser freimütigen Erklärung auf deiner Werbung beharrst, so magst du dir dieser Tage die Antwort holen.

Ich versicherte mit freudeklopfendem Herzen, daß ich mit seiner Erklärung völlig einverstanden sei und Pias Hand als eine unverdiente Gunst von ihm empfangen werde, für die ich bereit sei, mit meinem Leben zu danken.

Der alte Herr schien mit meiner Versicherung zufrieden, und ich wagte kaum zu atmen, um nicht aus meinem seligen Traum zu erwachen.

Nachdem wir eine Weile schweigend nebeneinander hingegangen waren, fragte er, aus Gedanken auffahrend: Hast du den Dominikanermönch schon predigen hören?

Ich verneinte beklommen.
Es ist wahr, er ist ein großer Redner, fuhr Herr Tommaso fort, aber ich bin alt, ich nehme nichts Neues mehr auf. — Mein Sohn Ruggiero ist einer seiner glühendsten Anhänger.
Und wie mit sich selber sprechend, setzte er hinzu: Es will mir nicht gefallen — ich fürchte, es ist nur, weil sie einen Haß, nicht weil sie eine Liebe haben.
Als wir in der Nähe seines Hauses waren, sagte er plötzlich: Ich will heute noch mit dem Mädchen sprechen, und dann mag Salvestro den Kontrakt aufsetzen. Geschehene Dinge müssen recht sein.
Also war ich der Antwort sicher, und aus der vertraulichen Mitteilung über seinen Sohn durfte ich schließen, daß er mich bereits als Familienmitglied betrachtete.
Ich mußte die Seligkeit, die mir fast den Busen sprengte, durch das Stadttor hinaus in die freieren Lüfte tragen. Dort stand ich lange auf dem Flußdamm bei den Weiden, bis ich Pias Fenster sich erhellen sah und mir sagte, daß jetzt wohl die Unterredung mit dem Vater vorüber sei.
Kanonendonner und der tausendstimmige Jubelruf Palle! Palle! zerriß die Luft, als über den schwarzen Häusermassen sieben feurige Kugeln, das mediceische Wappen bildend, langsam in die Höhe stiegen und eine flammende Palme ihre Funken bis hinauf zu den Gestirnen warf, die groß und ruhig niedersahen.
Ich saß in dieser Nacht noch lange in meinem Stübchen, zu dem nur ein kleines Stück Sternenhimmel hereinblickte, ohne ein Licht anzuzünden, und die Türe hatte ich auch verriegelt, damit mir nicht plötzlich eine Schar angetrunkener Masken hereinstürme und die stille Seligkeit meines Busens entweihe. Denn selbst bis in meine enge Gasse wälzte sich die nächtliche Orgie, die bis zum Morgen fortdauerte. Der Schöpfer des Bacchuszuges drückte unterdessen seinen Kopf in das einsame Kissen und träumte von der süßen, reinen Blume, die er durch die Macht seines Pinsels

erworben zu haben glaubte. Aber durch die wonnevollsten Gesichte hindurch klang immer wieder von unten herauf das warnende Ritornell des Bacchusliedes:

Di doman non c'è certezza!

*

Salvestro erschien des andern Tages bei mir und zeigte sich von allem unterrichtet. Er kam, um die Bedingungen der Heirat in trockener Weise zu erörtern, und ich zeigte ihm meine Bücher, welche zur Genüge bewiesen, daß ich im stande war, eine Familie auf mehr als anständigem Fuß zu erhalten. Der Notar schied sehr befriedigt von mir, nachdem er erklärt hatte, daß er alle Schwierigkeiten für beseitigt halte und Messer Tommaso unverzüglich Mitteilung machen werde. Er ließ mich dabei durchblicken, welche Vorteile er von der neuen Verbindung für die ganze Familie erhoffe, und ich verstand wohl, was er meinte. Denn er hatte vordem ein öffentliches Amt besessen, das ihm gelegentlich seiner Heirat mit der Tochter eines Verbannten durch allzu diensteifrige Kreaturen Lorenzos entzogen worden war, und bei dieser Gelegenheit war er auch um eine Summe rückständigen Gehaltes gekommen, die er nie wieder erlangen gekonnt. Die Schuldforderung hoffte er durch meine Fürsprache bei Lorenzo selbst schon lange einzutreiben, und da ich den festen Vorsatz hatte, mich niemals in etwas zu mischen, das einer Staatsangelegenheit nur von ferne ähnlich sah, bat ich ihn, die Summe einstweilen als Vorschuß von mir anzunehmen, bis sich die Gelegenheit finde, seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen.

Wiewohl Herr Tommaso wünschte, die Verlobung geheimzuhalten, so war doch schon am selben Tage die ganze Verwandtschaft davon unterrichtet, und einer um den anderen kam, mir seine Freude zu bezeigen und aus meiner Vertrauensstellung bei Lorenzo irgendeinen Vorteil für sich zu erhaschen.

Herrn Tommaso sah ich in dieser Zeit nur ein einziges Mal und in seiner eigenen Wohnung, die ich damals zuerst betrat. Er empfing mich väterlich und ließ mich von meiner Jugend und Erziehung erzählen. Dabei fiel mir eine große Blässe und Müdigkeit in seinen Zügen auf, die mich bekümmerte, und mitten im Sprechen senkte er den weißen Kopf auf die Brust und entschlief. Noch schwebt mir die lange Halle im ersten Stockwerk vor, mit einem Fenster nach dem Flusse und dem anderen nach dem Gärtchen, zu dem von hier wenige Stufen hinabführten. Schwere, wurmstichige, aber schön geschnitzte Tische und Stühle bildeten die einzige Ausstattung, an der Wand hing eine Reihe Ahnenbilder von mittelmäßiger Arbeit, aber lauter edle, schön geschnittene Gesichter, die Männer mit einem Zug von Gewaltsamkeit, der auf rasche Taten schließen ließ. Viele unter ihnen zeigten jene herabgezogenen Mundwinkel, die ich zuerst an Pia bemerkt hatte, und die ein Abzeichen des Geschlechts zu sein schienen; diese hatten alle in der Blüte der Jahre gewaltsam geendet, einige davon auf dem Blutgerüst.

Ich blickte von diesen melancholischen Gesichtern weg auf den Schläfer, dessen greises Haupt ein Strahl der westlichen Sonne verklärte, der einzig lichte Punkt in dem düsteren Gemach. Sein Gesicht schien von dem traurigen Abzeichen übergangen zu sein, vielleicht war es auch nur durch den dichten Bartwuchs verborgen.

Als er aufwachte, fuhr er in demselben Gedankengang fort, bei dem ihn der Schlummer überrascht hatte, und schien von der Unterbrechung nichts zu wissen.

Pia bekam ich nicht zu Gesichte, und die Bescheidenheit verbot es, ihren Anblick zu suchen.

Als ich nach einigen Tagen wiederkam, fand ich zu meinem höchsten Erstaunen die Treppe im Hof, die zu Tommasos Räumen führte, durch einen bewaffneten Bengel von soldatischem Ansehen und mit häßlichen, scheelen Augen gesperrt, der mir mit barschem Gebaren den Zugang wehrte. Auf meine Frage nach Messer Tommaso ant-

wortete er kurzweg, der alte Herr sei nicht zu sprechen, und pfiff, sich gegen die schräg aufgestemmte Hellebarde lehnend, laut und höhnisch vor sich hin.

Mir ahnte Unheil, und da er auf mein gütliches Zureden nicht achtete und ganz danach aussah, als sei er gesonnen, gegen einen Wehrlosen Gewalt zu brauchen, eilte ich die freie Treppe zu Salvestros Wohnung hinauf, um mir eine Erklärung auszubitten. Ich fand aber nur Isabetta, die ich seit jenem Karnevalstag nicht wieder gesehen hatte, und die mir jetzt im heftigsten Zorn den Rücken wandte.

Ich bat und beschwor sie, mir zu sagen, was vorgehe, konnte aber nichts anderes erfahren, als daß ich ein sitten- und gewissenloser Mensch sei, der sein Gewerbe mißbrauche, um sich in ehrbare Familien einzuschleichen und Hader und Verwirrung zu stiften.

Endlich erschien Salvestro ganz zusammengedrückt und noch kleiner als sonst, er stimmte in die Litanei seiner Frau ein und stotterte: Ich — ich sagte es Euch ja, es tut nicht gut.

Aber was um aller Heiligen willen ist denn geschehen? rief ich außer mir.

Nun erfuhr ich, daß den Abend zuvor ganz unerwartet Ruggiero eingetroffen sei, niemand wisse, aus welcher Veranlassung. Er sei aber eben recht gekommen, um die Zügel der Hausregierung zu ergreifen, da er seinen Vater in einem Zustand tiefer Schlafsucht gefunden habe, aus dem der alte Herr nur vorübergehend durch die Reizmittel der Ärzte zu erwecken sei, und man sehe wohl, daß es rasch zu Ende gehe. Ruggiero habe, voll Grimm über die geplante Heirat, sofort den aufgesetzten Kontrakt zerrissen, und er, Salvestro, sei beauftragt, mir dies in bündiger Form mitzuteilen und alle meine weiteren Schritte im voraus für nutzlos zu erklären.

Den Grund dieser Gewalttat konnte oder wollte mir Salvestro nicht nennen, und ich bestürmte ihn vergeblich, einen lichten Augen-

blick zu benützen und gemeinsam mit mir den Kranken zu einer klaren Äußerung seines Willens zu vermögen. Der Notar zitterte bei dem bloßen Gedanken an einen Streit mit Ruggiero und versicherte, der alte Herr sei gar nicht mehr imstande, einen Willen zu haben, geschweige denn ihm Geltung zu verschaffen.

Trostlos verließ ich das Haus, das ich mit so stolzer Zuversicht betreten hatte. — Noch desselben Tages erschien jener Bursche mit den frechen, schielenden Augen in meiner Werkstätte, verlangte im Namen Ruggieros, daß ich ihm das bestellte Bildnis seiner Schwester ausliefere und meine Forderung dafür nenne, ich geriet aber in solche Wut, daß ich den Ungezogenen ohne weiteres zur Türe hinauswarf.

Ich machte jetzt bei den Verwandten die Runde, die sich mir so freundschaftlich genähert hatten, und bat um ihren Beistand, aber ich fand überall verlegene Gesichter oder gar geschlossene Türen, denn Ruggiero schien auf alle einen Bann zu üben, der selbst ihren Eigennutz zum Schweigen brachte.

Und dazu wie ein Hohn auf meine Verzweiflung der wilde Mummenschanz, der immer weiter tobte und mir als seinem Vater huldigte. Täglich neue Umzüge, Jubel und Gesang in meiner Gasse, wobei ich die Fenster verhängte, um nichts zu sehen noch zu hören.

Einmal, während ich so zu Hause saß, trat ganz plötzlich Ruggiero in meine Werkstätte. Auch wenn er seinen Namen nicht genannt hätte, würde ich ihn an der Ähnlichkeit mit Vater und Schwester erkannt haben, vor allem an dem Schnitt des Mundes, der den Familienzug besonders deutlich trug. Ihm allein eigen waren nur die dichten, zusammengewachsenen Augenbrauen, die ihm ein gewaltsames Ansehen gaben und die ich nur bei einem einzigen seiner unglücklichen Vorfahren so gefunden hatte.

Er teilte mir mit trockenen Worten mit, daß der alte Herr Tommaso das Zeitliche gesegnet habe, und daß er gekommen sei, die Verpflichtungen seines Vaters einzulösen. Er ersuche mich also,

ihm das Bildnis seiner Schwester auszuliefern und jeden beliebigen Preis dafür zu fordern. — Unsere besonderen Beziehungen und das inzwischen Vorgefallene berührte er mit keinem Wort.

Ich bezwang mich und erwiderte ebenso ruhig, daß ich dem Sohne des edlen Toten zu jedem Dienst verpflichtet sei, daß ich aber die Arbeit nicht aus den Händen geben könne, bevor sie mein eigenes Gewissen befriedige, wozu ich noch einer weiteren Sitzung benötigt sei.

Doch diese List verschlug mir nichts, Ruggiero strich sich mit der Hand über das durch eine mächtige Narbe verunzierte Gesicht und sagte: Ich weiß wohl, daß es bei Malern Brauch ist, niemals fertig zu werden, aber einmal müßt Ihr ja doch ein Ende machen, also gebt nur her.

Während wir so stritten, hatte er mit seinen Falkenaugen das von einem Vorhang halb verdeckte Bildnis erspäht, er langte es ohne weiteres von der Staffelei und trat damit zum Fenster. Das süße Gesicht leuchtete aus dem dunkeln Hintergrund mit seinem unergründlichen Liebreiz um den ernsten, geschlossenen Mund und schien für seinen Maler zu bitten.

Auch Ruggiero verstand die stumme Gewalt der unwiderstehlichen Augen, es ging etwas Mildes durch seine herben Züge, und er sagte: Das ist trefflich gemalt, ich kann Euch meine Anerkennung nicht versagen.

So müßt Ihr auch erkennen, lieber Herr, daß dies keine Arbeit ist, die man beim ersten besten bestellen und sie ihm mit Geld vergüten kann. Ein solches Bild konnte nur malen, wer Eure Schwester höher schätzt als sein eigenes Leben, und es ward begonnen unter der stillschweigenden Bedingung, daß ich es nur aus den Händen geben würde, um das Urbild dagegen zu empfangen.

Genug und übergenug von diesem Gegenstand! antwortete Ruggiero finster und wandte sich der Türe zu. Meine Schwester darf zwischen uns gar nicht mehr genannt werden. Ihr kennt unsern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Entschluß. Und morgen werde ich zu Euch schicken und noch einmal fragen, was Eure Bedingungen sind wegen des Bildes, denn es kann mir nicht gleichgültig sein, die Züge meiner Schwester in fremden Händen zu lassen.

Er wollte gehen, doch ich hielt ihn auf.

Ihr müßt wissen, daß Drohungen hier gar nichts nützen, aber für Eure Freundschaft hätte ich jedes Opfer gebracht. Sprecht ein gutes Wort, so ist das Bild Euer.

Ich drohe nicht, ich bin kein Händelsucher, sonst würde ich anders reden, aber ein Freund meiner Feinde kann nicht der meine sein.

Ich trat ihm lebhaft näher.

O möchtet Ihr eine Seele nicht zurückstoßen, die sich Euch so herzlich zu verbinden wünscht! Gleich als ich hierher kam, hat mir das Herz geblutet, Euer edles Wappen geschändet zu sehen. Und doch wäre alles gutzumachen, wenn Ihr nur wolltet.

Ruggiero trat ein wenig zurück und maß mich von Kopf zu Fuße. Ein stolzes Lächeln ging über seinen Mund.

Und wenn Ihr Lorenzos rechte Hand wäret, hier ist niemand, den nach den Gnaden Eures Gebieters lüstet. Wißt, daß seine Ahnen sich bescheiden in ihre Buden gedrückt haben, wenn die meinigen über den Platz ritten. Und wir sollten ihn um Wohltaten angehen? Nein, ihn frei und offen hassen zu dürfen, ist alles, was wir von ihm wünschen, sagt ihm das!

Das klang freilich anders, als was ich von Salvestro und den übrigen zu hören gewohnt war. Doch während mich des Jünglings Worte, seine edle Haltung und die Festigkeit, die aus seiner ganzen Erscheinung sprach, zu unwillkürlicher Sympathie hinrissen, mußte ich zugleich erkennen, daß es dieselben Eigenschaften waren, die mein Unglück unwiderruflich machten.

Wie? sagte ich, ist dies gerecht, ist es menschlich? Ich kam als Fremder in diese Stadt, um Werke des Friedens hier zu schaffen, nicht um an ihren Kämpfen und ihrem Haß teilzuhaben; weiß

ich doch kaum von den Parteiungen, die sie solang entzweiten. Wenn hier Unrecht geschehen ist, soll ich es entgelten? Ihr seid Soldat, und wenn ein Kriegsherr Euch in Sold nimmt, so fragt Ihr nicht lange, ob seine Sache gerecht und ob seine Hände rein sind; so trat ich in Lorenzos Dienste, nur mit dem Unterschied, daß ich in seinem Namen kein Blut vergieße, niemand Ketten bringe.

Ist das gewiß? sagte Ruggiero, und aus seinen Augen schlug es wie zwei Feuerflammen. Er tat mit erkünstelter Ruhe ein paar Schritte durch das Zimmer und setzte sich dann auf eine Stuhllehne. Soll ich Euch etwas erzählen? begann er. Ich trieb mich gestern so auf den Gassen umher — ich suchte da zwei kostbare Dinge, Herr — die Freiheit von Florenz und die alte Zucht unserer Sitten. Da begegnete ich dem Panthergespann mit den thyrsusschwingenden Dirnen, und ich mußte mich zur Seite drücken, sonst hätten sie mich niedergerannt. Es war schon etwas spät und die Lust auf ihrem Gipfel. Die schöne Ariadne glitt aus den Armen ihres taumelnden Gottes herunter, und ein fetter Silen mit Efeukranz um die Glatze — man sagte mir, es sei ein Bischof — trug die Beute davon. Das Volk aber jauchzte Lieder nach — ich will davon schweigen, man sagt ja, Seine Magnifizenz lasse sich selbst herbei, solche Gesänge zu dichten. Aber ich fragte, wer diesen schönen Schauzug ausgedacht habe, und man nannte mir Euren Namen. Es war nicht das erstemal, daß ich ihn hörte, ich hatte ihn schon früher vernommen aus dem verehrungswürdigsten Munde, und ich wußte, daß viele Eurer Bilder den Gutgesinnten ein Ärgernis sind, doch auf solchen Wegen dachte ich Euch nicht zu finden. Vielleicht daß Ihr es so genau nicht wißt, zu welchen Diensten Euch der Tyrann mißbraucht, der nicht mit Schwert und Dolch unter seinen Mitbürgern wütet, sondern ihre Seelen vergiftet und sie im Schlamm gemeiner Lüste wälzt, bis sie so stumpfsinnig werden, daß sie die Kette nicht mehr am Halse fühlen. Als ich vor Monden Florenz verließ, da war mein Herz voll Hoff-

nung, denn ein Geist des Ernstes war über das Volk gekommen, ein Besinnen, das der erste Schritt zur Freiheit ist. Das alles dankten wir den Feuerworten des einzigen Mannes, den der Himmel zum Strafen und zum Retten gesendet hat. Und wie habe ich jetzt meine Mitbürger wiedergefunden? Die Saat, von der wir eine reiche Ernte erwarteten, weithin überschwemmt von dem Schlamm Eurer wilden Orgien, und mancher, in dessen Herz schon die Donnerstimme des Propheten geschlagen hatte, rast jetzt neben dem Panthergespann her und klammert sich krampfhaft der fliehenden Lebensfreude ans Kleid, als könne er so dem Morgen entgehen. Ja, dieses Morgen! Nicht umsonst hat er den Propheten ermahnt, nicht soviel von dem morgigen Tage zu reden. Nicht umsonst brüllt es mir aus jeder Straßenecke entgegen: Kein Morgen! Haltet den Augenblick fest, denn es gibt kein Morgen! Aber ich hoffe ihn noch zu erleben, den Aschermittwoch, der auf diesen Karneval folgen wird!

Ich stand während dieser sprudelnden Rede wie gelähmt und vermochte nichts zu meiner Verteidigung zu sagen. Gewohnt, mich in Lorenzos Gunst zu sonnen, war ich dem großen Strome gefolgt und hatte mich seiner überwältigenden Persönlichkeit blindlings hingegeben, ohne je zu fragen, wie wohl die Kehrseite der glänzenden Schaumünze beschaffen sei. Jetzt erhob sich ein Etwas in meiner eigenen Brust und wollte dem Ankläger recht gegen mich geben, und während ich mich aufzulehnen suchte gegen die zugefügten Kränkungen und Schmerzen, überfiel es mich mit unsäglicher Verwirrung, daß sie vielleicht nicht völlig unverdient seien.

In solchem Zustand ließ mich Ruggiero zurück. Er hatte noch beim Fortgehen Miene gemacht, Pias Bildnis gleich mit sich zu nehmen, aber ich war davorgetreten, um mein Eigentum zu schützen, da hatte er sich in Geduld gefaßt, und mit den Worten: Ich bin ein Christ und will keine Gewalt brauchen — hatte er das Zimmer verlassen.

Doch noch von der Schwelle rief er zurück: Ihr werdet mir das Bild senden, Meister, es ist meine Bitte!
Das Wort Bitte sprach er mit einer Betonung aus, die klang wie ein klirrendes Schwert.
Ich sah ihm lange nach, wie er die Straße hinabschritt mit dem ernsten, kriegerischen Anstand, den ich ungeachtet meiner Verzweiflung bewundern mußte.
Mein Leben in Florenz zog, ohne daß ich es wollte, an meinem inneren Auge vorüber. Die Freundschaft des Herrschers, die rasche Gunst bei der Menge und diese Geselligkeit, bei der alle Musen und Grazien zugegen waren. Ich stellte mir die Gesichter meiner neuen Freunde vor: welch eine Feinheit im Blick, wieviel Geist auf den klugen, schmalen Lippen; diese Züge sprachen eine Höhe des Denkens aus, wo der Begriff von Recht und Unrecht aufhörte, hier gab es keine Begeisterung mehr als die Kunst und außer der Schönheit keinen Gott.
Und dieses Mysterium für wenige Eingeweihte, war es wahr, daß ich es unter die Menge getragen hatte, die mit ihren groben Sinnen nur Gift und Verderben daraus saugen konnte? Ich wußte, ich hatte mit meinem Pinsel Familienglück zerstört und Mädchen um ihre Tugend gemalt, denn wo meine Kunst eingedrungen war, zog die Eitelkeit nach und öffnete der Verführung die Türen. Aber dies rechnete ich mir nicht als Verschulden, sondern nur als unglücklichen Zufall an. Und dennoch lag eine Beklemmung auf mir, wie das Gefühl von Schuld und die Ahnung von schwerer Buße.
Damals konnte ich freilich diese Dinge noch nicht so deutlich unterscheiden, wie ich sie jetzt aus der Entfernung eines halben Jahrhunderts und darüber wahrnehme, ich fühlte nur aus Ruggieros harten Reden die Macht der Wahrheit heraus und fluchte gleichzeitig der Schwäche meines Naturells, die mich in den Stand setzte, so gerecht zu sein und gegen mich selbst Partei zu nehmen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus dieser Selbsterniedrigung trug mich endlich der Gedanke an das reine Geschöpf, das durch seine Liebe mich vor mir selbst geadelt hatte, wieder empor. Wenn Pia mir ihr Herz schenken konnte, wie brauchte ich da an mir zu zweifeln und nach anderer Menschen Beifall zu fragen?

Nur auf ihre Rettung hatte ich zu sinnen, sie dem Klosterzwang zu entreißen und auch gegen den Willen ihrer Familie für das Leben, für mich selber zu gewinnen. Aber würde ich das zarte, an keinen Kampf gewohnte Kind bereit finden, mir heimlich zu folgen und um meinetwillen den tödlichen Groll des Bruders auf sich zu nehmen? Ich wußte es nicht; ihre Seele war mir ein angestauntes, süßes, unergründliches Rätsel geblieben, mir fehlte jede Kenntnis, um zu berechnen, wessen ihre Natur fähig war.

Aller Zugang zu ihr blieb mir versperrt, selbst dem findigen Cecchino gingen die Mittel aus, denn der einzige Rat, den er noch wußte, Ruggiero durch eine falsche Denunziation ins Gefängnis zu bringen, wurde von mir als allzu florentinisch verworfen.

Ich stand stundenlang auf dem Damm unter den kahlen Pappeln und wartete, ob mir Pia nicht ein Zeichen gebe, aber die Fenster blieben geschlossen, und ich hätte glauben müssen, man habe sie schon ins Kloster gebracht, wäre mir nicht durch Cecchino berichtet worden, daß ihre Prüfungszeit noch daure und die nötige Mitgift noch nicht beisammen sei. Ich segnete in meiner Blindheit den Geiz Salvestros, der, was einmal sein war, mit beiden Händen festhielt, sonst hätte vielleicht mein eigenes Geld der Geliebten die Tore des Klosters öffnen müssen.

Eines Tages, als ich so auf meinem Posten stand, ging jener Bursche mit den scheelen Augen an mir vorüber und sagte, leicht an die Mütze greifend: Herr, die Wasserdünste sind ungesund, ich möchte Euch raten, den Standpunkt zu wechseln.

Ich drehte ihm wütend den Rücken, gesonnen, mich durch keine Drohung schrecken zu lassen, aber von Stunde zu Stunde wurde es finsterer und hoffnungsloser in meiner Seele.

Ich wandte mich nochmals an den Notar, den ich in viele Tücher gewickelt am Fenster sitzend fand und der mehr denn je über seinen Husten klagte. Der Tod seines Schwiegervaters mahnte ihn an das eigene Sterben, und außerdem beherrschte ihn die Furcht vor Ruggiero so, daß er auf meine Vorwürfe und Klagen nur ein Achselzucken zur Antwort hatte.

Das einzige, was ich erfuhr, war, daß Pia einen freiwilligen Schwur getan habe, ihre Gedanken ganz von mir ab auf Gott zu wenden, doch aus dieser Mitteilung machte ich mir nicht viel, denn unter dem Drucke der Gewalt gab es keinen freien Willen.

Isabetta hatte gleich zu Anfang unserer Unterredung das Zimmer verlassen; als ich fortging, begegnete sie mir im Flur vor der Treppe und steckte mir im Vorübergehen ein Blättchen in die Hand.

Obgleich Ihr es nicht verdient habt, so lautete das Schreiben, sollt Ihr dennoch wahre Freundschaft kennenlernen. Seid vorsichtig, damit nichts Gewaltsames geschieht, und man wird Euch behilflich sein, diejenige wiederzusehen, um deretwillen Ihr Euch nutzlos verzehrt. Liefert das Bildnis aus, schließt Eure Wohnung, schickt die Diener fort und verbreitet in der ganzen Stadt die Nachricht, daß Ihr Florenz verlassen habet. Dann haltet Euch auf Eurem Landsitz verborgen, dort werdet Ihr weitere Nachricht erhalten.

Ich war nicht gewiß, ob diese Weisung nicht vielleicht ein mit guter Absicht gelegter Fallstrick sei, der mich auf einige Zeit vom Schauplatz fernhalten sollte. Aber Cecchino drang in mich, den Rat, den er unter allen Umständen für den besten hielt, augenblicklich zu befolgen. So verschwand ich des andern Tages aus der Stadt, nachdem ich mein Fortgehen so offenkundig wie möglich gemacht hatte, und lebte in tiefster Verborgenheit auf meinem Landgut, wo ich mit niemand verkehrte als mit Cecchino, der mir täglich aus Florenz Nachricht brachte. Er mietete heimlich ein Zimmer Pias Hause gegenüber und sah das Mädchen, das seit

meinem Weggang wieder mehr Freiheit genoß, täglich an der Seite des Bruders nach dem Klosterhof von San Marco wandeln, wo Fra Girolamo noch immer unter großem Zudrang die Apokalypse erklärte.

In dieser Muße spann ich meine Pläne, wie ich Pia befreien und mit mir nach Rom führen wollte, wo wir beide unter dem starken Schutz des Kardinals standen. Wenn ich des Mädchens Einwilligung erlangte, so machte die besondere Lage des Hauses gar nicht viele Vorkehrungen zur Flucht nötig; eine Leiter nächtlicherweile von dem seichten Arnoufer aus an die Gartenmauer gelegt, ein Kahn, der uns unterhalb des Wehrs auf das andere Ufer übersetzte, und dort zwei Pferde, für die bereits gesorgt war, um uns auf die Straße nach Rom zu bringen, der Sicherheit und dem Glücke entgegen. Cecchino, der in Florenz zurückblieb, mußte durch auffallende Anstalten die Verfolgung nach einer anderen Richtung ablenken, bis wir einen genügenden Vorsprung erlangt hätten. Und waren wir erst in Rom, so konnte uns keines Bruders Grimm unsere Seligkeit mehr trüben.

Endlich ließ mir Isabetta Tag und Stunde nennen, wo ich verkleidet in ihre Wohnung kommen könne, denn Ruggiero müsse über Feld, und der scheeläugige Battista werde ihn begleiten.

Ich wanderte also an einem schönen Wintermorgen in schlechtem Kittel, mit grobem, bäurischem Schuhwerk, die Haare nach ländlicher Sitte zugeschnitten und einen Korb mit Käse und Eiern auf dem Kopf, wie ein Bauer, der die Erzeugnisse des Landguts seiner Herrin nach der Stadt bringt, von Castello herein. Niemand erkannte mich, und ich wollte eben bei der Kirche Ognissanti in die Straße einbiegen, die zu Salvestros Wohnung führte, als ich den ewig lungernden Battista erblickte, der, den Arm in die Hüfte gestemmt, an einer Ecke lehnte. Er pfiff vor sich hin, ohne auf mich zu achten, und ich ging mit behäbigem Bauernschritt ruhig vorbei.

Unter der Haustür stand eine hübsche junge Magd mit klugem Gesicht, die mich scheltend empfing, weil ich so lange auf meine

Eier warten lasse, auf der Treppe aber kam mir Isabetta selber entgegen und zog mich in eine tiefe Halle, deren Fenster nach dem Flusse gingen.

Sie legte mir die Hände auf die Schulter und sagte in innigem Ton: Ich wußte, daß Ihr eine Tollheit begehen würdet, darum wollte ich die Gefahr vermindern, indem ich sie mit Euch teilte. Jetzt habt Ihr Euren Willen und werdet einsehen, wer es gut mit Euch meint.

Dann nahm sie mir das Wort ab, was ich auch vernehme, die Fassung bewahren zu wollen, weil ich durch Lärm und Ungestüm mich selbst und alle in Gefahr brächte. Ihr Bruder, fügte sie hinzu, sehe in mir die ärgste Pest, die über Florenz und sein Haus kommen konnte, und ich hätte seinen Grimm noch mehr gereizt, indem ich ihm das Bildnis vorenthielt.

Während wir sprachen, trat Pia selbst herein. Ich wußte nicht, ob sie auf mein Erscheinen in dieser Verkleidung vorbereitet war, ihre Augen, die mit unnatürlich starkem Glanze leuchteten, als ob an ihrer Stelle dem Opalgesicht zwei Diamanten eingesetzt wären, trafen mich ohne eine Spur von Überraschung, aber mit einem fremden, abwesenden Blick.

Ich war mit einem Sprung an ihrer Seite. Erkennst du mich, Pia?

Sie nickte, ohne auf meine Maske zu achten. Nun flüsterte ich ihr leise meinen Plan zu, während Isabetta sich zögernd nach dem Hintergrund des Saales zurückzog. Sie habe nichts anderes zu tun, erklärte ich ihr, als mir durch ein Lichtsignal anzuzeigen, ob es im Hause ruhig sei, und dann in den Garten herauszuschleichen, wo ich sie ohne Gefahr die Mauer hinabtragen würde.

Sie aber schüttelte den Kopf und antwortete nur: Nein, nein, ich darf nicht, ich kann nicht.

Glaubst du denn, ich wolle dich in Gefahr und Elend stürzen? sagte ich ungeduldig. O fürchte nichts — ich habe es dir nie gesagt, in Rom lebt mir ein mächtiger Blutsverwandter, der uns

mit starkem Arm gegen alle Nachstellungen schützen wird. Du wirst in ihm einen besseren Bruder finden, als der ist, den du hier verlässest. Er wird dich zu den Füßen des heiligen Vaters führen, daß du seinen Segen empfängst und getrost in ein neues schöneres Leben eintreten kannst.

Ich redete noch viel mit der ganzen Gewalt meiner Liebe auf sie ein, aber sie schien nicht zu hören, noch zu begreifen.

Erst als ich heftiger wurde und einen Arm um sie zu legen wagte, wich sie weit zurück und rief mit flackernden Blicken: Laßt mich, ich bin geweiht, — nichts Irdisches darf mich mehr berühren.

Was soll das heißen? stammelte ich in Herzensangst. Was ist geschehen, das dich so verwandelt hat?

Sie lächelte seltsam und legte den Finger auf den Mund.

In den Zeiten, da es Wunder gab, stiegen die Söhne des Himmels herab zu den Töchtern der Erde. Die Wunder können wiederkehren — Glauben und Schweigen, das ist die Losung — Gelobt sei der Herr in Ewigkeit!

Ich sah sie starr und entsetzt an, denn tief im Grunde ihrer Augen glühte ein irres Feuer. Sie näherte sich wieder und sagte geheimnisvoll: Euch darf ich es enthüllen, denn Ihr seid selbst von den Auserwählten, die die Glorie der Seligen geschaut haben.

Ich beschwöre dich, Pia, — begann ich, aber sie winkte mir zu schweigen, und ich konnte aus den ins Leere starrenden Augen sehen, wie sie in dem Chaos ihrer Gedanken nach einem festen Punkt suchte.

Wie es kam, weiß ich nicht mehr, hob sie endlich an, aber ich floh vor dem Strafgericht Gottes, vor Waffengetöse und Angstgeheul, und hatte mich in einen finstern Gang verirrt, in dem ich fort und fort gehen mußte, ohne Ende. Von den Wänden troff es auf mich nieder, und der Boden, auf dem ich mich mühsam fortschleppte, war feucht wie von Blut. Es fielen mir die römischen Katakomben ein, aus denen kein Weg mehr ans Tageslicht zurückführen soll,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und alsbald haschten furchtbare Larven nach mir aus den Mauern hervor, Ungeheuer krochen vom Boden heraus und wollten mich festhalten. Ich riß mich los, eine Tür sprang vor mir auf, ich dachte der Heiligen, die in diesen Grüften begraben sind, und schrie in meiner Not nach Sankt Sebastian.

Da siehe, wunderbar! Aus der tiefen Wand leuchtete mir sein Angesicht entgegen, er schwang sich herab, er selbst, leibhaftig, im glänzenden Gewand; mit dem Schwert in der Faust vertrieb er die Larven und Tiere, die sich winselnd verkrochen. Mir wurde so leicht und selig, die Decke stieg hinauf, bis sie sich hoch oben wölbte, wie die Kuppel Eurer Kapelle, zwei starke Arme umfaßten mich gar sanft und zogen mich empor, die Erde wich zurück, über mir glänzte das Angesicht des Heiligen, wie Ihr ihn gemalt habt, in übermenschlicher Schönheit, mein Kopf ruhte an seiner Brust, und die dunkle Goldflut seiner Haare deckte mich zu, wie ein bergender Schleier. Denn während wir aufstiegen, verbreitete sich eine blendende Helligkeit, die mein Auge nicht ertragen konnte, die Kuppel hatte sich in einen goldstrahlenden Baldachin verwandelt, der mit uns in die Höhe schwebte. Ich griff nach den flutenden Locken und zog sie gleich einem Vorhang fester um mein Gesicht. Die braunen Augen warfen goldene Strahlen in die meinigen, und von seinem Mund ging eine schmerzlich süße Gewalt aus, die den meinigen nachzog. — Ich weiß nicht, was er sagte, ich horchte nur auf den Klang seiner Stimme, die, an die Chöre der Seraphim gewohnt, sich um meinetwillen zu irdischen Lauten bequemte, aber ich verstand, daß er mir ein Wiedersehen verhieß und mir gebot, zu glauben und zu schweigen. Doch als seine Lippen die meinigen berührten, da konnte ich die unbeschreibliche Wonne nicht ertragen, ich schrie laut und stürzte auf die Erde zurück. Da lag ich in der leeren Kapelle, nur die süße Stimme des Heiligen hallte mir in den Ohren nach, und ich sah seine goldenen Haare wie ein fernes Wölkchen entschweben.

Ich hörte mit Entsetzen dem Redestrom zu, wie er mit unaufhaltsamer Gewalt von ihren Lippen floß, die sonst nur halbe Worte stammelten.

Sie ist wahnsinnig geworden, dachte ich, aber dennoch konnte ich nicht von ihr lassen. Sobald ich die gelähmte Sprache wieder fand, bat ich sie sanft, sich zu beruhigen, ihre Sinne seien jetzt überreizt durch Kämpfe und Schmerzen, sie müsse den Blick vorwärts richten in eine bessere Zukunft, und ich beschwor sie fast fußfällig, mir in die Freiheit zu folgen, wo ihres Vaters Segen mit uns sei und uns Häuser bauen werde.

Flieht Ihr selbst! schrie sie plötzlich mit schriller Stimme und allen Gebärden des Schreckens. Flieht und sagt es auch den andern! — Schon sind die sieben Siegel eröffnet, es kommt der Reiter auf dem fahlen Pferd, sein Name ist Tod und die Hölle folgt ihm nach; nichts Lebendiges wird entkommen, wenn die Stadt durch die Flamme des Gerichts gereinigt wird.

So komm, daß wir uns retten! rief ich und warf mich vor ihr auf die Knie, sie umklammernd, aber sie riß sich heftig los und sagte: Laßt mich, ich bin geborgen, er ist da, um mich zu schützen, ich werde ihn wiedersehen, bald, bald! Schon jetzt ist er um mich, aus den Lüften rührt er mich an — hier und überall.

O Pia, sagte ich verzweifelt, du wirst wieder du selber werden, und dann wird es zu spät sein, du wirst die Arme ausstrecken und Klostermauern finden.

Er wird bei mir sein, antwortete sie verzückt, und ich werde dann seinen Anblick ertragen, denn alles Irdische hab' ich ihm zum Opfer gebracht —

Schon während wir sprachen, hatte ich Rufen und Klopfen von der Straße vernommen, jetzt kam die Magd an die Türe gestürzt und verkündete atemlos, Herr Ruggiero sei da und suche die Schwester.

Isabetta zerrte mich an der Hand durch eine Reihe von Zimmern und Gängen eine dunkle Treppe hinab nach einem lichtlosen Raum

unter der Erde, wo sie mich einschloß und allein ließ. In meinem Herzen war alles kalt, meine Gedanken standen still, ich sagte nur immer leise vor mich hin: Sie ist wahnsinnig — o Gott, sie ist wahnsinnig.

Desto schärfer nahmen meine Sinne die Außendinge wahr, den feuchten Holzgeruch, der mir sagte, daß ich mich an einem Ort befand, wo Brennholz aufgeschichtet lag, die Schritte über meinem Kopf, die Türen, welche auf- und zugeschlagen wurden, und zwischen alles durch Ruggieros befehlende Stimme.

Jetzt ist es aus, dachte ich, er bringt sie fort ins Kloster.

Als alles still wurde, holte mich Isabetta aus meinem Gefängnis an das Tageslicht zurück.

Ihr werdet nun ruhiger sein, seitdem Ihr sie selbst gesehen habt und begreift, daß ihr kein Zwang widerfährt. Diese Seele bedarf Eurer nicht, sie hat Euer Gefühl nie erwidert, sie hat gar keinen Raum für Eure Liebe.

Oh, sie ist wahnsinnig, lallte ich.

Nein, nicht wahnsinnig, sagte Isabetta, aber sie hatte von je einen Hang zur religiösen Schwärmerei; all diese Erschütterungen, der Tod des Vaters und die Predigten des neuen Propheten, die Ruggiero uns zu hören zwang, haben ihn zur Verzücknng gesteigert.

Und das Bild, das unselige Bild, setzte ich zähneknirschend hinzu, aber ich will ihn vernichten, diesen lächelnden Götzen!

Die schöne Frau ergriff beschwichtigend meine Hand und strich mir das verwirrte Haar aus der Stirne.

Durch welchen Zauber hat sie Euch denn so ganz behext? sagte sie mit sanftem Vorwurf. Hatte das Leben denn einem Mann wie Euch kein anderes Glück zu bieten, als dieses Mädchen?

O Madonna, stammelte ich, wenn Ihr wüßtet, — wenn Ihr fühlen könntet! —

Ich weiß es ja — ich fühle es ja, sagte sie und brach in Tränen aus, ihren Kopf an meiner Schulter bergend. — Böser, undank-

barer Mann, der es so gut haben konnte! Was habe ich nicht alles für Euch getan!

Sie zog plötzlich meinen Kopf heran und küßte mich zärtlich, da ich aber schwankend stand, stieß sie mich zurück und rief: Geht, geht, der Weg ist frei!

Ich wollte reden, sie wiederholte den Befehl, ich beugte mich auf ihre Hände nieder, die sie mir heftig entriß, da küßte ich den Saum ihres Kleides und gehorchte der gebieterischen Gebärde, die mich zur Türe wies.

*

Es war Frühjahr geworden, die wilden Anemonen und frühen Tülpchen blühten auf Wegen und Stegen, als ich von der Bologneser Straße her dem Tore entgegenritt, unter dessen Bogen ich an jenem traurigen Wintermorgen nach meinem Abschied von Isabetta der Arnostadt Lebewohl gesagt hatte. Ich war während meiner freiwilligen Verbannung viel im Lombardischen und Venezianischen umhergezogen, die lange Wanderung hatte mich erfrischt, und ich brachte eine neue Welt mit mir nach Hause; ein Bild, das ich in Mailand gesehen, verfolgte mich wachend und im Traume, ein gewaltiger Umschwung bereitete sich in meinem Innern vor, denn ein Höherer hatte mich mit seinem Geiste berührt.

Die Stadt sah ernster aus als sonst, trotz der Frühlingslichter, die darüber spielten; schon auf der Reise hatte man mir erzählt, Lorenzo liege siech auf seiner Villa zu Careggi.

In meiner langverschlossenen Wohnung hauste noch der Winter, Fußboden und Wände waren kellerkalt, und dicker Staub lag auf den Studienblättern und Skizzen. Während zu allen Fenstern und Türen die Frühlingssonne einzog, stand ich unter der Haustüre und sah gedankenlos einem Flug Schwalben nach, der sich im Blauen wiegte, als ein paar Reiter die Straße herabkamen, schöne jugendliche Gestalten, auf stolz geschirrten Rossen vom edelsten

Blut, Pagen schritten voran, die Hände in die Seiten gestemmt, mit der zierlichen Anmaßung, die dem jungen Völkchen eigen ist. Ich verbeugte mich tief, als ich in dem Vordersten den erlauchten Piero, Lorenzos Sohn, erkannte, der mir obenhin zunickte. Seinen Nachbarn zur Rechten hatte ich aus der Entfernung nach dem blonden gelockten Haar zuerst für den Fürsten von Mirandola gehalten, aber er war stattlicher von Wuchs, und da ich den Kopf wandte, wollte ich meinen Augen nicht trauen, denn ich sah den Kardinal Orsini vor mir. Er winkte erfreut und sprang vom Pferd, das der Knabe rasch am Zügel faßte, und während die andern ihres Weges weiter ritten, drückte mich Fabrizio auf dem Hausflur in die Arme.

Weißt du, daß ich schon lange hier bin, Landstreicher? sagte er. Unzähligemal habe ich an deine Werkstätte geklopft, aber niemand konnte mir sagen, wo der Wind dich hingeführt hatte. Nun, da bist du ja endlich. — Und ein ganzer Mann bist du geworden. Höre, Gaetano, ich bin stolz auf dich.

Singend sprang er voraus die Treppe hinauf, die alte Marietta, die mir das Haus besorgte, sah sich fast die Augen aus dem Kopf nach dem schönen Jüngling. Oben in der Werkstatt stellte ich mich eine ganze Weile vor ihn hin und starrte ihn an, denn seine Schönheit, wenn ich sie lang entbehrt hatte, überraschte mich stets aufs neue.

Er stand lächelnd da, als sei die ganze Schöpfung nur der Rahmen für sein entzückendes Bild, und sagte: Wie gefällt dir Sankt Sebastian im französischen Wams?

Aber mitten in dem Scherz hielt er inne, ein Gedanke schien ihn zu berühren, und er sprang rasch auf anderes ab, indem er von seinem herrlichen Wohnsitz bei San Domenico erzählte und wie er sich mit Piero die trübselige Fastenzeit so gut als möglich vertreibe. Von Lorenzo sagte er mir, daß er trotz seines Leidens ganz der alte sei, voll unerschöpflicher Laune und größer als ein sterblicher Mensch.

Obgleich ich ihm versicherte, daß nach den neuen Eindrücken, die ich empfangen, mich der Anblick all meiner bisherigen Werke nur demütige, bestand er doch darauf, die Arbeiten in der Werkstätte zu besichtigen, und machte sich, ohne auf meine Einsprache zu achten, über die herumgestreuten Skizzenblätter her. Um seinem Blick nicht allzu wertlose Dinge preiszugeben, holte ich aus einem Winkel verschiedene angefangene und fertige Malereien hervor. Darunter stieß ich unversehens auf Pias Bildnis und erschrak fast vor dem süßen Gesicht, von dem der ganze Raum zu leuchten begann. Aber Fabrizio blickte darüber hinweg und griff nach einer zunächst stehenden Susanne von schwächlichem Entwurf, die er lange und aufmerksam musterte.

Was ihn nach Florenz geführt hatte, teilte er mir gar nicht mit, ich konnte nur aus einzelnen Worten schließen, daß sein Aufenthalt am Arnoufer keinen kirchlichen Angelegenheiten diente. Er hielt sich, wie ich von ihm erfuhr, nur wenig in der Stadt auf und wünschte, um zwangloser zu sein, daß ich seinen Stand und Namen verschweige. Aber ich dachte mir gleich, daß sein allzu freier Wandel, über den ich schon in Rom hatte klagen hören, Anstoß erregt und seine zeitweilige Entfernung herbeigeführt haben müsse.

So wenigstens mußte ich den Seufzer deuten, mit dem er sagte: Wir Kirchenfürsten sollten der Welt ein Beispiel geben: aber hören wir denn auf, Menschen zu sein, wenn wir den Purpur tragen?

Als er gegangen war, konnte ich dem Zauber nicht widerstehen, ich holte Pias Bild wieder hervor und betrachtete es lange. Da überkam mich ein heftiges Verlangen, einmal wenigstens die gemalten Lippen zu küssen: ich drückte meinen Mund auf den des Bildes und sagte: Jetzt mußt du mich doch dulden, wenn ich auch kein schöner Heiliger bin.

Doch der unerwartete Rückfall machte mich selber bestürzt, ich verbarg die Tafel im entlegensten Raum des Hauses und gab mir

das Versprechen, alles zu meiden, was mich an das unselige Mädchen erinnere.

Nun geschah es aber, daß ich an einem der nächsten Abende, von Castello nach der Stadt wandernd, mich in den Feldern verirrte. Ich hatte einen Fußpfad eingeschlagen und kam, da ich der Gegend nicht recht kundig war, erst spät nach mancherlei Kreuz- und Quergängen vor der Stadtmauer an, jedoch nicht bei der Porta al Prato, wie ich erwartet hatte, sondern bei der kleineren Pforte am Arno, die längst geschlossen war. Ich dachte nun den Flußdamm entlang und an den Häusern hin die Brücke alla Carraja zu gewinnen, und es war mir ein uneingestandener Vorteil, daß ich auf diesem Wege, ohne meinem Versprechen untreu zu werden, einen Blick, einen einzigen raschen Blick, nach Pias Fenster werfen konnte.

Der Wasserspiegel schimmerte in schwachem Mondlicht, als ich auf dem Damm unter den hohen, jetzt schon etwas belaubten Pappeln flußaufwärts schritt, dem alten Turm entgegen, der einen großen finsteren Schatten über das Gewässer warf. Aber es war nicht mehr möglich, das Flußbett zu betreten, denn der schmale Kiesstreifen des Ufers war weggefressen von dem Wasser, das bis herauf an den rohrbewachsenen Erdwall schlug. Die Gebäude lagen im Dunkeln, nur zwischen dem Turm und dem Wohnhaus war das Wasser eine Strecke weit erhellt, und ich gewahrte nicht ohne Befremden, daß seitlich vom Palast her aus dem Fenster, das auf die kleine Brücke führte, ein Licht durch das dunkle Baumgezweige fiel, verschwand und nach kurzem als ein gedämpfter, dauernder Schein zurückkehrte. Ich erinnerte mich, daß zu Tommasos Lebzeiten dieser Raum unter dem Dache unbewohnt war, und der Gedanke durchzuckte mich, ob nicht der grimme Ruggiero seine Schwester der besseren Bewachung wegen in dieses einsame Gemach verbannt habe.

Ich wollte eben umkehren, als ich eine Entdeckung machte, die mich in die äußerste Aufregung versetzte.

Unter dem Weidicht zu meinen Füßen vernahm ich ein Seufzen, wie wenn das Wasser gegen eine Bootswand klatscht, und das auseinandergebogene Gezweige gab einen länglichen dunkeln Gegenstand frei, der hier verborgen gewesen und in dem ich trotz der Finsternis unschwer einen Nachen erkannte. Sein Seil lag flußaufwärts unter Wasser, aber wie sehr ich mich auch zwischen dem dichten Ufergestrüpp mühte, ich konnte nicht finden, wo er angebunden war.

Dieser rätselhafte Kahn, der seiner Form nach keinem Arnofischer gehören konnte, und das Licht da oben regten eine wilde Gedankenjagd in mir auf, daß mein Herz laut klopfte und mein Blut wie unsinnig durch die Adern raste.

Ich nahm mir vor, nicht vom Platze zu weichen, ehe der Besitzer des Nachens erschienen sei, und verbarg mich zu diesem Zweck an der allerdunkelsten Stelle unter den Pappeln. Aber Stunde um Stunde verrann, es wurde immer stiller und dunkler, der frühe Mond war schon hinunter, ich sah statt der Gebäude nur noch Riesenschatten und hörte nichts mehr als das Klatschen des Wassers an den Nachen und das Klagelied eines Käuzchens über meinem Kopf, das sich in den Zweigen der Pappel eingenistet hatte und durch meine erzürnten Steinwürfe nicht zu vertreiben war. Endlich verstummte auch das Hu, hu, und auf der ganzen Stadt, soweit mein Ohr reichte, lag tiefes, mitternächtliches Schweigen; nur das Wasser rauschte leise, und die Mühle klapperte in der Ferne fort. Über den Wasserspiegel spann sich tiefe Dunkelheit. Dumpfer Orangenduft streifte vom Wind getragen an mir vorüber. Ich wartete und wartete noch immer, aber der Herr des Nachens wollte nicht kommen. Aus dem Arno stiegen feuchte, giftige Dünste auf, die mich kalt durchfröstelten, mein Schuhwerk war benetzt vom Nachttau, und von Schauern geschüttelt machte ich mich auf den Heimweg. Zwei mit Säcken beladene Esel wurden eben nach der Stadt getrieben, ich trabte als würdiger Bruder Langohr hinter ihnen über den Torweg,

mit einem noch schwereren Gewicht auf der Seele. Doch ich kämpfte tapfer, um die Last abzuschütteln, und setzte den Fuß nicht mehr in jene Gegend. Aber mein böses Schicksal wußte es zu fügen, daß ich in einer der nächsten Nächte, von einem fröhlichen Bankett zurückkehrend, die Carrajabrücke überschritt, als eben über den Hügeln von Settignano sich die ersten Streifen zu färben begannen.

Da vernahm ich den Fluß herauf leisen, vorsichtigen Ruderschlag, während in den Straßen noch alles still war, und blieb jählings stehen. Es war noch nicht hell genug, um die Gegenstände zu unterscheiden, aber ich zweifelte keinen Augenblick, daß es derselbe Nachen sei, den ich drunten im Weidengestrüpp entdeckt hatte. Ich eilte rasch die steinernen Stufen zum Fluß hinab und barg mich unter dem Brückenpfeiler, wo der Kahn landen mußte. Zwei Männer saßen darin, von denen nur der eine ruderte. Der andere, der in einen dunkeln Mantel gehüllt war, erhob sich, um ans Land zu steigen, und ich erkannte im fahlen Zwielicht die bleichen Züge des Kardinals. Mir entfuhr ein Schrei, als hätte ich einen Stich ins Herz bekommen. Fabrizio sprang aus dem Kahn, und wir blickten uns im Dämmerlicht wohl ein Ave Maria lang schweigend an.

Dann schob er mich mit seiner kräftigen Hand sanft zurück, denn ich stand in einer Haltung da, als wollte ich ihn in das Element zurückstoßen, aus dem er aufgetaucht war.

Du hast mir aufgelauert, sagte er vorwurfsvoll.

Ist es denn möglich! rief ich und preßte meinen Kopf zusammen, um die schrecklichen Gedanken zu erdrücken, denn ich wußte schon, ehe er ein Wort sprach, so gewiß, woher er kam, daß ich gleich die Hostie darauf genommen hätte.

Stille, stille! flüsterte er und führte mich am Arm die Stufen hinauf, weil ich so schwankte, daß ich nicht wußte, wohin ich trat.

Siehst du, ich hätte es dir früher oder später doch erzählt, sagte

er leise, aber es ist mir lieber so, denn jetzt weißt du gleich das Schlimmste.

Er schleppte mich, ich weiß nicht wohin, ich habe nur die Vorstellung, daß wir unter einer Art Halle auf und nieder gingen; was er mir da erzählte, kann ich nicht mit seinen Worten wiedergeben, denn in dem wütenden Aufruhr meines Innern blieb mir nicht erinnerlich, wieviel ich gleich aus seinem eigenen Munde erfuhr und wieviel ich mir erst später aus den Ereignissen zusammenfügte. Ich habe so oft zu meiner Qual und Buße die ganze Entwicklung des unseligen Verhängnisses wieder durchdenken müssen, daß die Einzelheiten lebendig vor mir stehen, und mir ist, als hätte ich alles selbst erlebt.

Gleich am ersten Tage seines florentinischen Aufenthaltes war dem jungen Kardinal ein wundersames Abenteuer zugestoßen. Er stand allein im Chor der Sebastianskapelle, um meine Fresken zu betrachten, aus denen ihm klar wurde, weshalb die Leute auf der Straße sich oft so seltsam nach ihm umgewandt hatten, als von den Arkaden her Geschrei und Gelächter erscholl. Das Portal flog auf, und herein stürzte ein wunderschönes blasses, wie es schien zu Tode erschrockenes Mädchen, das mit dem Ruf ‚Heiliger Sebastian!' vor dem Altar auf die Knie fiel, und hinter ihr her eine Schar halbberauschter Masken, die sie zu ergreifen suchten. Fabrizio riß den Degen aus der Scheide und trieb die Trunkenen mit flachen Hieben zur Kapelle hinaus, deren Tür er hinter ihnen ins Schloß drückte. Dann eilte er zu dem schönen Kinde zurück, das immer noch vor den Stufen des Chors kniete, die Hände auf der Brust gefaltet und die strahlenden Augen in Anbetung auf ihn geheftet, als habe es ein solches Wunder erwartet. Er hob sie empor, gab ihr zärtliche Schmeichelnamen und glättete ihr verwirrtes Haar; sie schmiegte sich an seine Brust, daß er ihr armes Herzchen wie das eines gefangenen Vogels klopfen fühlte, bis heftig am Portal gerüttelt wurde und eine Frauenstimme Pia, Pia! rief. Da küßte er sie auf den Mund, ließ sie auf den

Stufen des Altars niedergleiten und verschwand durch die angelehnte Seitentüre.

Das war Pias Erscheinung gewesen, die ich für eine Ausgeburt des Wahnsinns hielt. In diesem Augenblick der Todesangst, als sie, vom Maskengewühl verfolgt, sich in die Kapelle flüchtete und den Retter mit blankem Degen hinter dem Altar vorstürzen sah, mochte es leicht den Anschein haben, als trete der Heilige selbst aus dem Bild heraus — ich hatte ihr ja nie gesagt, daß ein sterbliches Urbild ihres Götzen lebe.

Die Schönheit des Mädchens und der Reiz des unerhörten Abenteuers rissen den betörten Jüngling hin, die Komödie weiterzuspielen. Durch den schrankenlosen Einfluß, über den er verfügte, hatte er schon in wenigen Tagen alles erkundet, wozu ich Monde gebraucht, und mit dem gewohnten Leichtsinn setzte er seinen tollen Plan ins Werk, ohne nach dem Ende zu fragen. Ein Diener Pieros, der in halsbrechenden Unternehmungen erfahren war, mußte ihm behilflich sein, im Dunkel der Nacht den unzugänglich scheinenden Turm von der Rückseite zu ersteigen. Sie ließen auf dem von Regengüssen geschwellten Strom nächtlicherweile eine Leiter herabschwimmen, die sie an das Gemäuer lehnten. Unter dem Fenster standen aus Mauerluken starke Balken einige Zoll breit hervor, sie hatten vor alters zur Verteidigung des Turmes gedient, weil man in Kriegszeiten auf den herausgeschobenen Stützen schwebende Brücken errichtete, von wo die Mannschaft schwere Steine auf die Belagerer schleuderte, jetzt öffneten sie dem schlimmsten Feinde den Weg, denn sie boten der Leiter, die im Wasser schwankte, den erwünschten Stützpunkt und halfen dem von seinem bösen Geiste geleiteten Kardinal, den Turm zu erklimmen. Bei schwachem Mondlicht sah er sich in einem engen Gelaß, wo die Ratten erschreckt aus dem mächtigen, in der Ecke aufgeschichteten Steinhaufen herausfuhren, und tastete sich im Dunkeln mit Lebensgefahr auf einer zerbröckelnden Treppe in das obere Stockwerk hinauf, das von zwei Seiten Licht emp-

fing. Er erkannte die Türöffnung, die auf die Brücke führte, und im nächsten Augenblick stand der verwegene Jüngling schon auf schmalem Bogen über dem gähnenden Abgrund. Das Steingeländer war stellenweise zerstört, die Brücke schlüpfrig durch Moos und Unkraut, und am Himmel nur ein schmaler Streifen der Mondsichel, um ihm den Weg zu zeigen. Aber drüben glänzte plötzlich ein Licht auf.

Pia betrat mit einem Öllämpchen das gegenüberliegende Gemach, das ihr der Bruder angewiesen hatte, um sie — bitterer Hohn des Geschicks — vor meinen Nachstellungen zu behüten.

Sie setzte das Licht auf den Tisch, band ihre langen schwarzen Haare los, dann kniete sie nieder und barg den schönen Kopf auf dem Betpult.

Doch plötzlich erhob sie sich, wie durch ein Geräusch beunruhigt, machte mit dem Licht in der Hand ein paar Schritte durch das Gemach und öffnete die Fenstertüre. Es war eine jener schwülen Nächte, wie sie ein verfrühter Lenz zu bringen pflegt, wenn er die jungen Keime vor der Zeit aus dem Mutterboden lockt, um sie dann treulos den nachrückenden Winterstürmen preiszugeben. Während sie zurücktrat, um das flackernde Licht zu schützen, überschritt der Versucher rasch den Abgrund, der zwischen beiden lag.

Sie ward seiner erst ansichtig, als er mit seiner Gestalt die Türöffnung verdunkelte, es mußte ihr scheinen, als ob er geradeswegs vom Himmel herabgestiegen sei. Sie sah ohne Schrecken zu ihm auf, während der Schein ihrer Lampe hell in sein Gesicht fiel, aber der starre Blick, mit dem sie ihn ins Auge faßte, hatte etwas Abwesendes, wie wenn er auf einer überirdischen Erscheinung ruhte.

Als Fabrizio das Gemach betrat, ließ sie beide Arme schlaff an der Seite herabsinken, und er hatte eben noch Zeit, ihr die fallende Lampe aus der Hand zu nehmen. Er rief sie mehrmals in den sanftesten Tönen bei Namen, sie lächelte selig, ohne zu antworten,

aber als er sie umfassen wollte, öffnete sie mühsam den Mund und sagte tonlos, wie jemand, der im Schlafe spricht: Berühre mich nicht, ich erwache sonst.

Kein Erwachen, Pia, sagte er leise, ich bin's, ich bleibe bei dir.

Er legte mit sanfter Gewalt ihre Arme um seinen Hals, ihr Busen drängte sich ihm entgegen, sie seufzte leise. — Nimm mich mit dir, da hinauf, wo du wohnst, kam es in unaussprechlicher Sehnsucht von ihren Lippen. — Komm, ich will dir hienieden zeigen, wie glücklich die Seligen sind, sagte der Unglückliche und küßte sie sanft, und ihr Mund wuchs innig an dem seinen fest, als wollte sie ihre Seele da verhauchen. Aber Pias Schutzgeist war nahe und rührte sie mit leisem Fittich an, daß sie aus der Bezauberung auffuhr und erschrocken weit zurückwich. Da warf sich der Kardinal zu ihren Füßen und bekannte, daß er nur ein armer sündiger, von Liebe betörter Sterblicher sei, und flehte um Erbarmen. Sie stieß ihn weinend von sich und drohte, ihn dem Zorn ihres Bruders preiszugeben, doch Fabrizio, der nur zu gut mit dem weiblichen Herzen rechnete, antwortete, er verlange nichts Besseres, als zu ihren Füßen zu sterben, und stellte sich, als wollte er selbst in Ruggieros Degen rennen. Erst als er ihre Verzeihung erlangt hatte, zog er sich auf dem gefährlichen Weg zurück, wobei ihm ihre Augen ängstlich folgten.

Was in Pias Busen vorging, seit sie vom Himmel auf die Erde gestürzt war, ist ein Rätsel, das kein Mann zu ergründen vermag. Ich glaubte damals, der Unselige habe Höllenkünste in Bewegung gesetzt, um nach jenem Rückzug ihr reines Herz dennoch zu bestricken, doch was bedurfte es anderer Mächte, als die Jugend und Schönheit der beiden und des Mädchens Entsetzen vor der Klostergruft, nachdem das warme Leben sie in den Armen gehalten hatte? Wenn noch ein dämonischer Zauber wirksam war, so hatte ich ihn gesponnen, denn heute zweifle ich nicht mehr, daß Pias Verhängnis in der Stunde begann, wo sie meinen Sebastian zum ersten Male sah, und daß in ihrer erreg-

baren Phantasie Wahrheit und Täuschung zu einem starken, unwiderstehlichen Gefühl zusammenflossen. Denn was weiter geschah, habe ich kaum nötig zu erzählen: daß der Kardinal nicht ruhte, bis er ein zweites Mal in ihre Kammer gedrungen war, daß er sie blaß und abgezehrt, halb krank vom Kampf zwischen Furcht und Sehnsucht wiederfand; denn solange gewohnt, sich die süßesten und frömmsten Träume unter Fabrizios Zügen zu verkörpern, hatte sie im Glauben, ein gottgefälliges Gefühl zu nähren, ihre Seele ganz hinweggegeben und konnte keine Macht mehr über sich erlangen. Von da an erstieg der Kardinal fast jede Nacht den alten Turm, nachdem er das Mädchen gelehrt hatte, ihm durch Lichtsignale den Weg zu zeigen und die Gefahr zu mindern. Für sie war er schlechtweg ein römischer Edelmann und Gast Lorenzos, der sein Leben an ihren Besitz wagte und der nur deshalb nicht bei ihrem Bruder um ihre Hand warb, weil sie selber es ihm verboten hatte, denn seinen wahren Stand und Namen verschwieg er ihr. — —

Was ich auf diese Beichte ihm erwiderte und wie wir auseinanderkamen, ist mir nicht mehr erinnerlich, nur weiß ich, daß ich lange, lange durch die menschenleeren Straßen irrte, bald hundert Schritte vorwärts rennend, als ob ich im schnellsten Lauf die schreckliche Enthüllung hinter mir lassen könnte, bald plötzlich am Boden angewurzelt, wie einer, dem die jähe Überraschung die Füße lähmt; denn daß es so weit mit Pia gekommen, das wollte mir noch gar nicht zur dauernden Klarheit werden, sondern schlug nur von Zeit zu Zeit wie ein Blitzstrahl in mein Gebein.

Ich kam erst zur Besinnung an einer zischenden Brause, die mir über dem entblößten Kopf niederging, und fand mich weit weg bei San Niccolò, an der Brustwehr des Stromes lehnend, der seine gelben Wogen erzürnt vorüberrollte, denn Regengüsse in den Bergen hatten ihn über Nacht geschwellt. Ein grauer Flor verhüllte den ganzen Himmel und sandte einen dichten, alles verschleiernden Regen nieder mit einer Kälte, die mir das Gebein

durchfröstelte. Die Sonne, nach der meine nassen, vom Regen blind gemachten Augen suchten, hatte wie aus Scham ihr Angesicht tief verborgen.

Zu Hause fand ich zu meiner größten Überraschung den Kardinal, der mich hier erwartete, nachdem er lange in den dämmernden Straßen nach mir gesucht hatte, denn ich war in stummer Verzweiflung von ihm fortgerannt. Aber die Müdigkeit hatte ihn überwältigt, daß er auf meinem Ruhebett eingeschlummert war; seine Mütze hatte er abgelegt, Degen und Mantel waren zu Boden geglitten, und mit dem emporgewandten friedlichen Antlitz, dessen wunderbaren Adel sein leichtfertiges Leben nicht zerstören konnte, glich er mehr als je meinem Sebastian.

Er erhob sich, sobald ich eintrat, und sagte, seine goldbraunen Haare aus dem Gesicht schüttelnd: Geschehene Dinge sind einmal nicht mehr zu ändern.

Ich hielt meine Augen von ihm weggewendet, während er schön wie ein Cherub im Zimmer stand, aber er legte mir beide Arme um den Hals und sagte im Tone des alten Vertrauens: Komm, blicke nicht so finster weg — soll ich denn um dieses Mädchen einen Bruder verlieren? Sage mir nicht, du habest sie geliebt; man kann nicht lieben, was man nicht besitzt, und dein Leben gehört einer anderen Gottheit an. Was brächte es denn dir für Gewinn, wenn ich sie im Kloster hinwelken ließe? Komm, sei nicht traurig, sonst wünschte ich wahrlich, ich hätte sie nie gesehen.

Und nun enthüllte er mir einen verbrecherischen Plan, zu dem er schon die Anstalten getroffen hatte, weil die doppelte Gefahr der Entdeckung stündlich über seinem Haupte schwebte. Er wolle sie auf ein Landgut in der Nähe Roms führen, wo er sie unerkannt besuchen könne; es müßten dort sichere, ihm blindlings ergebene Leute um sie sein. Er wolle sein Unrecht nach Kräften gutmachen, er denke selbst eine Art Trauung vornehmen zu lassen, damit ihr Gewissen sich ganz beruhige, denn, setzte er seufzend hinzu, ich

will lieber die Zahl meiner eigenen Sünden noch vermehren, als sie bekümmert sehen.
Ich starrte ihn an, ob er im Fieber spreche, oder ob meine Ohren falsch gehört hätten.
Ihr Laien nehmt solche Dinge viel zu ängstlich, sagte er verlegen, als er mein sprachloses Entsetzen sah.
Ich suchte vergeblich nach Worten, um sein Gewissen zu rühren; ich stellte ihm vor, an welch reinem, kindlichem Gemüt er sich versündigt hatte; ich sagte, daß die Entdeckung der Wahrheit, die nicht auf immer ausbleiben könne, Pia zur Verzweiflung treiben müßte, und schlug ihm als einzige Rettung sein schleuniges Verschwinden vor.
Er fuhr heftig auf: Was fällt dir ein? Ich würde lieber sterben als mich von ihr trennen. Ja, wenn ich sie jetzt verließe, dann würde sie verzweifeln.
Liebt sie dich denn so sehr? fragte ich bebend.
Ein Lächeln ging über sein ganzes Gesicht, und er richtete die Augen nach oben: Wenn ich sagte: Komm!, sie würfe sich von ihrem Turm herab in meine Arme.
Ich mußte die Faust in den Mund schieben, um einen Schmerzensschrei zu ersticken. So waren alle Schätze, die mir das Leben zum Paradiese machen konnten, in den Kot geworfen, die Gottheit, der ich mich nur mit gebogenem Knie zu nahen wagte, so tief herabgewürdigt! Fabrizio begann allmählich zu begreifen, was ich litt; er suchte meine Eifersucht zu dämpfen, indem er sagte: Du mußt darum nicht glauben, daß ich auf Rosen gebettet sei bei dieser Schwärmerin. Ein Heiliger ist keine bequeme Rolle, und wenn sie jetzt auch weiß, daß ich ein Mensch bin, muß ich mich doch hüten, daß ich ihrem Abgott nicht zu unähnlich erscheine — aber er schwieg bestürzt, denn ich schrie laut auf vor Wut über diesen leichtfertigen Ton.
Ich nahm mich zusammen, um ihn auch jetzt mit keinem Wort zu verletzen; ich beschwor ihn nur aufs neue, sich loszureißen, sich

für tot oder treulos beweinen zu lassen, Pia werde dann im Kloster Frieden finden. Aber er war für alle Mahnungen des Gewissens taub. Ich weinte vor ihm, ich umschlang seine Knie, ich drohte ihn zu verraten, es war alles vergebens.

Er machte sich sanft von mir los und sagte: Die schlaflose Nacht hat deinen Sinn verstört. Ruhe dich aus, Gaetano, wir reden ein andermal von diesen Dingen. Komm, laß mich gehen, Piero erwartet mich — du, und mich verraten! Eher fürchte ich, daß mein rechter Arm meinen linken zerfleische, als daß mein Gaetano mich verrät.

Er ging mit zuversichtlicher Stirne hin und ließ mich in einer Hölle zurück. So ermattet ich war, die Schmerzen gönnten mir auf dem Lager keine Ruhe; ich zerbiß in plötzlichen Wutanfällen die Kissen, um die noch ein feiner Duft aus Fabrizios Gewand und Haar schwebte; mit meinem Dolch zerfetzte ich Polster und Teppiche und was mir in die Hände fiel, und lag dann wieder stundenlang gedanken- und regungslos, als ob eine Keule mir den Kopf zerspalten hätte. Er empfing vielleicht zur selben Stunde die glänzende Florentiner Jugend in seinem Haus und würzte mit tollen Geschichten das Tischgespräch, ohne eine Regung von Sorge oder Reue um das verratene Mädchen, das ihn an die Stelle Gottes gesetzt hatte. Ich war gewiß, wenn ich Fabrizios Seele um und um wenden könnte wie einen Handschuh, ich würde nicht für einen Heller Gewissensbisse darin finden.

Ich eilte wieder ins Freie hinaus, denn die Blutwellen, die unablässig nach meinen Schläfen drängten, drohten mir das Hirn zu zersprengen. Draußen tropfte der verrinnende Regen noch von den Dächern, ich lehnte mich über die Arnobrücke, um deren steinerne Pfeiler eine donnernde Brandung schäumte, und blickte nach dem alten, moosumwachsenen Turm hinüber, von dem aus der Wolf die Hürde meines Lammes erschlichen hatte. Unwillkürlich malte meine Phantasie sich diese nächtliche Szene aus, ich sah die geschmeidige Gestalt meines beglückten Rivalen durch die

Fensteröffnung schlüpfen, sah ihn hoch oben auf der schmalen Steinbrücke wieder zum Vorschein kommen, um dann Schritt für Schritt den unheimlichen Pfad in den Lüften zu durchmessen — und sein Fuß strauchelte nicht zwischen den schlupfrigen Schlinggewächsen, kein schützender Genius breitete seine Arme über das verratene Mädchen aus und schmetterte den Ruchlosen in die Tiefe. Ich stand da und knirschte hilflos mit den Zähnen und sagte mir: es darf nicht sein, es muß ein Ende haben! Könnte ich den Verderber hier unten in den wirbelnden Fluten begraben und mit ihm auf ewig Pias Schande, und dann die Gerettete in meine Arme nehmen und sie weit forttragen in ein glücklicheres Land, wo kein Bruder in unnatürlichem Rasen die Schwester ihrer schönen Bestimmung entreißt und sie dem Wahn und dem Verderben in die Arme treibt!

Unterdessen hatte der Himmel aufs neue seinen Schoß geöffnet, und ein Regenguß entlud sich, wie ich meinte noch keinen erlebt zu haben. Das Wasser schoß mit solcher Gewalt herab, daß es sich nicht gleich im Niederfallen mit dem des Stromes mischte, sondern zuvor noch zurücksprang, daß es aussah, als ob der ganze Arno sich erhebe und gen Himmel zische.

Brich aus und ersäufe die Greuel dieser Stadt! schrie ich in den Aufruhr hinein und meinte wirklich das Steigen des Wassers mit den Augen verfolgen zu können. Unterhalb der Stadt war der Fluß bereits ausgetreten und überschwemmte die Wiesen, noch ein paar Stunden solchen Regens, so stand der ganze westliche Stadtteil im Wasser, und den zwei Verliebten war auf längere Zeit die Zusammenkunft verdorben.

Ich hatte mich unter das Vordach des Brückenhäuschens geduckt und ließ den ganzen Sturm der Elemente vertoben, ehe ich mich auf den Heimweg machte.

Die Wahrheit kann und darf ihr nicht verborgen bleiben; je länger der Frevel gedauert hat, desto härter wird sie ihn büßen, dachte ich, also lieber gleich! — So glaubte ich zu denken. Aber ach,

heute, nachdem ich mein Inneres wohl hundertmal geprüft und umgewendet habe, daß jede noch so versteckte Falte zutage trat, weiß ich: was mich zu der hastigen Tat trieb, war doch nur die blinde Eifersucht. Ich hatte wohl auf Pias Liebe verzichten müssen, aber daß ein anderer sie durch Betrug besaß, war mehr, als ich ertragen konnte.

Und doch wäre vielleicht mein Gewissen rein geblieben, hätten mir nicht die Dämonen, welche Blut beschlossen, meinen früheren Diener Cecchino gerade damals in den Weg geführt.

Er begrüßte mich mit Jubel und bot mir gleich wieder seine Dienste an, obwohl er unterdessen einen anderen Herrn gefunden hatte. Wenn es jetzt in dem alten Haus am Flusse etwas zu bestellen gäbe, das wäre gerade ein Geschäft für ihn, denn die hübsche Magd des Notars, dieselbe, die bei meinem letzten Besuch geholfen — auf Johanni trete sie aus dem Dienst, und da habe er versprochen, sie zu heiraten —, die tue ihm alles zulieb und könne jeden Auftrag besorgen, da sie das Fräulein täglich sehe. Es werde jetzt keine so strenge Überwachung mehr geübt, auch der scheele Battista habe anderes zu tun, denn — setzte Cecchino geheimnisvoll hinzu — nach den Dingen, die ihm das Mädchen erzähle, komme es ihm vor, als stehe Ruggiero in geheimen Beziehungen zu den Verbannten und plane einen Staatsstreich.

Ich hörte von dem allem nur das eine, daß der Weg zu Pia offen stand, ich segnete den Burschen als meinen guten Engel und nahm ihn gleich mit nach Hause. Dort schrieb ich ein Briefchen, um Pia zu warnen, ich teilte ihr mit, wer ihr Geliebter sei, und beschwor sie, wenn sie Rat und Hilfe bedürfe, sich meiner brüderlichen Freundschaft zu vertrauen.

Cecchino ließ ich bei seiner Seelen Seligkeit schwören, das Brieflein sicher in Pias Hände zu befördern. Er beteuerte, daß dies ein leichtes sei, und setzte mir alles haarklein auseinander. Die Lena komme jeden Morgen, ehe sie auf den Markt gehe, mit ihrem Körbchen nach Ognissanti zur Frühmesse, dort warte er auf sie

und trage ihr zuweilen auch den Korb nach Hause. Ruggiero achte nicht darauf, seit meiner Abreise habe er die Sorge für das Fräulein einer alten Betschwester aus der Verwandtschaft übertragen, die taub sei und den halben Tag schlafe. Da finde sich leicht die Gelegenheit, im Garten oder auf der Treppe dem Fräulein ungesehen den Zettel zuzustecken. Das Mädchen sei treu wie Gold, und wenn ich versprechen wolle, ihn wieder in meine Dienste zu nehmen und die Lena dazu als seine Frau, so würden sie beide für mich durch Wasser und Feuer gehen.

So segnete ich den Zufall für diese unerwartete Güte und gab das Blatt aus der Hand, an dem ein Verhängnis hing. Als der Schritt geschehen war, wurde mir leichter, und ich ging nach all den Erschütterungen mit der Überzeugung, daß ich meine Pflicht getan, früh zur Ruhe. Aber nach ein paar Stunden festen Schlafes erwachte ich plötzlich an einem Druck, an einer unleidlichen Bangigkeit. Hatte ich schwer geträumt, war ein Nachtgeist unheilverkündend an mir vorübergestreift? Ein unaussprechliches Wehgefühl zerriß mir das Herz, ich fühlte gar keinen Zorn mehr, nur ein grenzenloses Mitleid mit mir, mit Pia, selbst mit Fabrizio, mit der ganzen blinden, leidenden Welt.

Ich weinte wie ein Kind, ohne daß die Tränen meine Seele erleichterten, es litt mich nicht mehr auf dem Lager, ich kleidete mich mit zitternden Händen an und eilte in die dunklen Gassen hinaus. Ein unklares Gefühl trieb mich dem Arno zu, ich wußte nicht, was ich dort wollte, es war mir nur, als ob Pia nach mir riefe. Und zum ersten Male tauchte der entsetzliche Gedanke in mir auf, sie könne sich in der Verzweiflung ein Leides getan haben, doch ich verscheuchte das Schreckbild, dessen Anblick ich nicht ertragen konnte, indem ich mir ihre glühende Frömmigkeit ins Gedächtnis rief.

Die Nacht war so finster, daß ich mich an den Häusern vorwärts tasten mußte, nur da und dort gab mir an einer Straßenecke der Schein eines Tabernakels die Richte.

Ich suchte den Fluß hinab vom linken Ufer einen freien Ausblick nach Pias Fenster zu gewinnen, ob nicht das Licht in ihrem Zimmer meine Sorgen beschwichtige, aber das Viertel von San Frediano war von der wachsenden Gewalt des Stromes überschwemmt, und das Wasser stand schon in den Straßen. Daher kehrte ich um und strebte wieder meiner Wohnung zu, als mir die Brücke herauf zwei Männer entgegenkamen, die einen dritten in ihrer Mitte führten, ihn unter den Armen haltend. Dieser hing schwer bald auf die eine, bald auf die andere Seite und schien sich in einem Zustand bewußtloser Trunkenheit zu befinden, dergleichen ich nie gesehen hatte. Die beiden andern schwankten gleichfalls hin und her und sangen dazu, während im Näherkommen einer dem Stummen in der Mitte von Zeit zu Zeit einen Stoß versetzte und ihn ermahnte, selbst zu gehen. Sie trugen alle drei lange Mäntel mit über den Kopf gezogenen Kapuzen, auch war die Dunkelheit so groß, daß ich keine Gesichter sah. Aber als ich sie im Vorübergehen scherzend fragte: Was habt ihr da geladen? und einer von ihnen mir mit derbem Lachen antwortete: Einen Schlauch Rotwein, wie du siehst, da wollte mir die Stimme bekannt erscheinen, ohne daß ich wußte, wem sie gehörte. Sie gingen weiter, und ihr Gesang wurde bald vom Brausen des Wassers übertäubt. Ich hatte bemerkt, daß der Dritte beim Gehen die Füße nicht bewegte, sondern mehr geschleift als geführt wurde, wobei er wie eine tote Last nach vorwärts fiel. Als ich aber ein paar Schritte von der Brücke entfernt war, meinte ich einen dumpfen Fall zu hören, wie wenn ein schwerer Körper ins Wasser schlägt. Ich erschrak und eilte an den Ort zurück, aber da war nichts zu hören, noch zu sehen, die Dunkelheit hatte die drei Männer verschlungen, und die Wasser rauschten laut und schäumend um die Brückenpfeiler, daß ich glauben mußte, durch dieses Getöse getäuscht worden zu sein.

Beim Weitergehen stieß ich auf zwei bewaffnete Wächter mit Laternen am Stock, die mich fragten, ob ich nicht Degengeklirr

und streitende Stimmen vernommen hätte. Ich verneinte und erzählte ihnen die seltsame Begegnung. Aber der Vorfall hatte meinen Gedanken eine andere Richtung gegeben, das Schäumen der Wasser brachte mir jene Stunde aus meiner Kindheit vor den Geist, wo mein Bruder mich aus solchen Todesstrudeln gerettet hatte. Jetzt, da ich dachte, ihm sein Opfer entrissen zu haben, schmolz mein Herz gegen ihn und kannte keinen Groll mehr, die Zeiten kehrten mir zurück, wo wir einander das Teuerste auf Erden gewesen, und ich sagte mir, daß er vielleicht der einzige Mensch sei, der mich wirklich liebte. Denn die Täuschung, als ob Pia im Werk meiner Hände mich selbst geliebt habe, war mit einem Male zerronnen, und jetzt hatte er sie so gut verloren wie ich, ich brauchte ihn also nicht mehr zu hassen. Ob er mir jemals verzeihen würde, was ich getan? — Eine tiefe Wehmut bemächtigte sich meiner und füllte mir die Seele mit unaussprechlicher Sehnsucht nach dem verlorenen Bruderherzen. Und während ich weinend weiter ging, schien mir die Nacht wie ein großes Bahrtuch auf alles, was ich liebte, niederzusinken.

Der Morgen machte mich wieder zum Mann, aber die Redlichkeit forderte es jetzt, den Kardinal von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen. Ich wappnete mich in meine gute Sache und wanderte zu Fuße nach San Domenico, wo mir die Dienerschaft mitteilte, daß Monsignore schon den gestrigen Abend mit dem erlauchten Piero weggeritten und seither nicht zurückgekommen sei. Dieser Aufschub bedrückte mich, denn ich empfand ein dringendes Verlangen, mir die Seele zu erleichtern und dem Bruder frei in die Augen zu blicken.

Zu Haus erwartete mich Cecchino bestürzt und niedergeschlagen, er hatte mich, wie er sagte, seit dem vergangenen Abend gesucht und nirgends mehr finden können.

Ich kam, um Euch zu warnen, sagte er aufgeregt, ich weiß nicht, was vorgeht, die Lena sollte gestern abend kommen und mir Nachricht bringen, wie wir verabredet hatten, aber sie blieb aus —

auch heute früh kam sie nicht in die Kirche. Ich versuchte es am Ende und ging unter einem Vorwand gerade ins Haus, aber da wies mich der Scheeläugige mit barschen Worten ab und schlug mir die Tür vor der Nase zu.

Dann ist dem Fräulein etwas zugestoßen, rief ich, denn eine ungeheure Angst hatte mich bei seinen ersten Worten erfaßt und mir alle meine nächtlichen Ahnungen zurückgerufen. Aber der gute Mensch schüttelte den Kopf und suchte mich über diese Furcht zu beruhigen, indem er versicherte, er habe das Fräulein noch vor kurzem gesund und wohl oben im Garten an der Mauer lehnen sehen. Aber, setzte er zaghaft hinzu, er glaube, daß sie den Brief gar nicht bekommen habe.

Nicht bekommen? sagte ich, und eine andere, nicht minder schreckliche Furcht verdrängte die erste.

Seht, antwortete er, sie nickte mir freundlich von der Mauer zu, denn wir hatten zuweilen ein Wort gewechselt, aber sie gab kein Zeichen, daß etwas Geheimes zwischen uns sei. Und dann, müßt Ihr wissen, ist es dem Herrn Ruggiero verredet worden, daß Ihr hier seid, denn der Notar begegnete mir gestern und sagte: Also dein Herr ist wieder da? Meine Frau hat ihn ums Haus schleichen sehen; er soll jetzt fein vernünftig sein und sich die verliebten Gedanken aus dem Kopf schlagen. Ich hätte vielleicht besser getan, den Brief gar nicht zu bestellen, da Ruggiero gewarnt war, aber ich meinte zu verstehen, daß sie um Euretwillen das Fräulein rascher aus dem Haus schaffen wollen, und da, dachte ich, habe die Sendung doppelte Eile.

Und nun glaubst du —? begann ich, aber ich konnte den Satz nicht zu Ende sprechen, denn die Zunge klebte mir an dem vertrockneten Gaumen.

Ich fürchte, er hat der Lena aufgelauert und ihr den Brief entrissen, darum wollte ich Euch warnen, Herr, daß Ihr ihm nicht in den Weg rennt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte mir vorgenommen, die Geschichte Schritt für Schritt, wie sie geschehen ist, gleich als eine fremde Begebenheit zu Ende zu erzählen, aber im Schreiben faßt mich das ganze Entsetzen von damals wieder und läßt mich nicht auf den Erinnerungen jener Tage verweilen. Das eine will ich nur sagen, daß ich gleich nach Cecchinos Mitteilung mich auf das schnellste Roß warf und mit verhängten Zügeln nach San Domenico sprengte, wo der Kardinal noch immer nicht erschienen war. Die Ruhe der Dienerschaft, welche an sein Ausbleiben gewohnt war, beschwichtigte ein wenig meine Aufregung, ich begann zu hoffen, daß ihm, solange er mit Piero sei, kein Unglück zustoßen werde, und daß ich noch Zeit habe, ihn vor Ruggiero zu warnen. Ich versprach demjenigen eine hohe Belohnung, der mir zuerst seine Rückkehr anzeige, da ich Monsignore eine Mitteilung von allerhöchster Wichtigkeit zu machen habe. Aber der Abend kam, und ich erhielt keine Nachricht, und als ich ein drittes Mal mich in San Domenico zeigte, flüsterte mir Fabrizios Vertrautester, der mich von Rom her kannte, zu, es sei möglich, ja wahrscheinlich, daß Monsignore die Stadt verlassen habe, — eine Angelegenheit der zartesten Art — ich werde ihn ja verstehen —, und da ich heftig in ihn drang, mir alles zu sagen, erzählte er, daß am vergangenen Abend dem Kardinal durch einen schlecht gekleideten bäurischen Menschen noch spät eine mündliche Botschaft überbracht worden sei; er habe vom Nebenzimmer aus so viel verstanden, daß es sich um ein Fräulein handle, das gegen ihren Willen ins Kloster geschafft werden solle. Der Kardinal habe sich mit dem Menschen lang und umständlich verabredet und sei dann eine halbe Stunde später wohlbewaffnet in Pieros Gesellschaft weggeritten.

Hatte sich Pia unter Fabrizios Schutz geflüchtet? Das war nicht möglich, denn Cecchino hatte sie ja noch den folgenden Tag gesehen. So war es ein Fallstrick, den ihm Ruggiero gelegt hatte, — und ich mußte schweigen, mußte meine qualvollen Befürchtungen

für mich behalten und die Nachforschungen allein fortsetzen, um Pias Namen nicht ins Spiel zu bringen.
Ich eilte noch am selben Abend zu Piero, wo ich jedoch nichts weiter erfuhr, als daß sich der Kardinal etwas früher als sonst von der Gesellschaft getrennt habe und seitdem nicht mehr gesehen worden sei.
Ein zweiter Tag verging, dann ein dritter. Niemand sprach von dem Verschwinden des Kardinals, er hatte den Befehl hinterlassen, nicht nach ihm zu forschen. Mir fiel Minute um Minute wie Tropfen siedenden Öls auf die Seele, und die beiden Tage wurden zu zwei Jahrtausenden der Verdammnis. Da, eines Morgens — — — Herr Jesu, sei uns allen gnädig in der Stunde des Gerichts! — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als der Arno fiel, hatten sie keine dreißig Schritte unterhalb des alten Turmes einen Leichnam aus dem Wasser gezogen, der im Weidengebüsch verfangen war.
Ich trieb mich eben in der Nähe umher, als vor der Pforte, die nach dem Fluß führt, ein Rennen und Laufen entstand. Ich drückte mich unter die Menge, aber ich wagte nicht an den Ort zu gehen, nur von den Zurückkehrenden fing ich einzelne Worte auf, die mir das Schreckliche enthüllten.
Der arme Jüngling! Das Hochwasser hat ihn fortgerissen, sagte der eine. Ein anderer antwortete: Nein, er ist nicht ertrunken, er hat ja eine Wunde auf der Brust — ein Mord! —
Es muß ein großer Herr sein, nach der Kleidung zu schließen, hieß es bei anderen — ja, der Tod macht mit keinem Umstände — und achselzuckend gingen sie weiter.
Ich stand eingewurzelt bei der Mauer, nichts lebte in mir, als das Ohr, das jedes Wort auffing. Und immer kamen neue Scharen nach und drängten sich zu der Unglücksstätte, Handwerker im Schurzfell, ihre Werkzeuge noch in der Hand, rannten aus den offenen Läden herbei, Weiber kamen mit Kindern auf den Armen, um sich an dem traurigen Schauspiel zu weiden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Müllerknechte haben ihn zuerst gefunden, hörte ich in einer Gruppe sagen. — Nein, die Fischer waren es — Wer ist denn das Mädchen, das sie mit Gewalt von der Leiche wegtrugen? fragte eine Frau, die eben von der Stätte zurückkam.

Ich stand noch immer und horchte. Ein paar Schritte über den Torweg und nach dem Arno hin hätten mir Gewißheit gegeben, aber ich war nicht imstande, mich zu regen. Endlich hieß es: Da bringen sie die Bahre! — Mützen ab, es sind die Brüder der Misericordia.

Die Vermummten kamen eilig heran, in ihrem gleichmäßigen Schritt, den Pilgerhut nach hinten über die schwarze Kapuze zurückgeschoben, die leere Bahre niedrig am Boden tragend.

Die Menge wich aus, ich blieb unbeweglich stehen, mir schien es, als ob all diese Augen aus den schwarzen Masken heraus auf mich einbohrten und mich unter der Menge als den Mörder suchten. Endlich wollte ich mich aufraffen, um ihnen zu folgen und der Wahrheit ins Gesicht zu blicken, aber eine ungeheure Feigheit lähmte meinen Willen. Noch konnte ich ja hoffen, so lang ich ihn nicht gesehen hatte, und solang ich hoffte, lebte mir Fabrizio noch, und ich war rein von Brudermord.

Ein paar Stunden vielleicht konnte ich gewinnen, ehe die Hölle begann. — Und so schlich ich nach Hause, indem ich bei jedem Schritt mühsam den Fuß vom Pflasterstein losreißen mußte.

Ich saß wie ein Blödsinniger in meiner Werkstatt, als ein Häscher erschien und mir im Namen des Bargello befahl, mit ihm zu gehen. In meiner Verwirrung glaubte ich, daß man mich schon ins Gefängnis abhole, und folgte schwankend ohne Widerspruch. Aber er führte mich nach der Kirche Ognissanti, die von Menschen gefüllt war: viele Kerzen brannten am Altar, unter dem eine Leiche aufgebahrt war. Alle Augen hefteten sich auf mich, und die Leute rückten zur Seite, um meiner jammerwürdigen Gestalt Platz zu machen. Männer in roten Mänteln umstanden den Sarg und entzogen mir noch den Anblick des Toten. Einer von

ihnen kam mir entgegen und begann eine umständliche Rede, daß die Arnofischer einen Leichnam aus dem Wasser gezogen hätten, in dem man den vermißten Kardinal Orsini zu erkennen glaubte. Da aber der Tote durch das längere Liegen im Wasser sehr verändert sei und man wisse, daß ich Monsignore von früher Jugend nah gestanden habe, werde ich aufgefordert, zu erklären, ob die Persönlichkeit mit der des verschwundenen Kardinals übereinstimme.

Ich brachte als Antwort nur einen tierischen Laut aus der Kehle, der Kreis öffnete sich, aber statt heranzutreten wich ich weit zurück, denn mir war, als ob unter meinem Fuße die ewigen Flammen leckend aufschlügen. Einer von den Roten wollte mich vor die Bahre ziehen, aber ich sträubte mich, ich schrie, man solle mich lassen, denn ich bildete mir ein, daß bei meinem Herantreten ein roter Blutquell aus der Wunde brechen müsse, und als ich von den Rückwärtsstehenden mit Gewalt vorgeschoben wurde, wagte ich dem Toten nicht ins Gesicht zu sehen, nur ein flüchtiger Blick aus halbgeschlossenen Lidern hervor zeigte mir die geballte wachsweiße Hand, an welcher ein paar mir wohlbekannte Juwelen glänzten. Ich wußte nicht mehr, wo ich mich befand, ich meinte, der Tote hebe klagend die Hand gegen mich auf, ich schrie: Fabrizio, verzeih mir, verzeih mir! — und stürzte neben ihm zu Boden.

— — — — — Nach diesem Auftritt sah sich der Rat der Achte bewogen, mich in Gewahrsam bringen zu lassen. Mir erschien alles wie ein wüster Traum. Als man mich in den Palast des Podestà führte, empfand ich nur ein dumpfes Staunen, daß ich dieselben Räume, deren edlen Bau und künstlerischen Schmuck ich oft bewundert hatte, als Gefangener betrat, und auch jetzt starrte ich beim Hinaufsteigen sinnlos die Wappenschilder längs der Treppe an. Gefangen und des Mordes verdächtig; dieses Bewußtsein durchdrang mich langsam, als ich hinter doppelter Türe auf dem hölzernen Schragen saß. Aber ich war fest entschlossen,

um jeden Preis Pias Ehre zu retten und ihr den Bruder zu erhalten, und hatte deshalb gleich auf die Frage, ob der Kardinal Feinde besessen, verneinend geantwortet. Auch als man mir zu bedenken gab, daß ich durch meine Stummheit die eigene Lage verschlimmere, denn es habe sich ein Zeuge gegen mich gefunden, der mich unlängst in heftigem Wortwechsel mit dem Ermordeten gesehen, blieb ich bei meiner ersten Erklärung. Mochte es denn mein eigenes Leben kosten, ich war bereit, es als freiwillige Sühne darzubringen, ich dachte an den greisen Tommaso, der mich freundlich lächelnd dort oben empfangen werde, wenigstens einer, dem ich in die Augen blicken durfte, und in dem finsteren Abgrund meines Inneren dämmerte ein Licht des Friedens auf.

Ja, nicht nur um den Täter, den ich allein kannte, vor Entdeckung zu schützen, um meiner selbst willen wollte ich den Mord auf meine Schultern nehmen, denn ich war ja doch der Schuldige, wenn nicht nach der Tat, so doch im Geiste, ich hatte den Streich nicht geführt, aber ich hatte den Arm des Mörders bewaffnet. Ich betete aus Herzensgrund, daß mein Blut als einzige Sühne für diese Tat fließen möge, und aus der Erleichterung, die mein Entschluß mir gewährte, meinte ich zu erkennen, daß Gott mein Opfer gnädig annehme. — Und doch, es war so grausam, von Henkershand zu sterben, so jung noch, in voller Kraft des Schaffens, ehe ich meinen Namen unsterblich gemacht. Alle die unerschaffenen Werke, die in meinem Geiste lebten, lockten schmeichelnd ins Leben zurück. Ich zitterte davor, daß ich schwach werden könnte; wo die Religion nicht ausreichte und das matte Licht meines Glaubens sich wieder zu verfinstern drohte, rief ich die Heldengestalten des Altertums zu Hilfe, daß sie mich stärken sollten.

So verbrachte ich die Stunden, die sich endlos dehnten; so oft ich auf dem Gang Schritte vernahm, meinte ich herausgeführt zu werden in die ewige Freiheit, aber niemand kümmerte sich um mich, und ich erfuhr nicht, was außen vorging.

Als mir der Gefangenwärter das Essen brachte, flüsterte er mir zu: Seid guten Mutes, Herr, Ihr steht unter starkem Schutz. Seine Magnifizenz glaubt nicht an Eure Schuld. Wäre es nicht ein Kardinal, so hättet Ihr längst Eure Freiheit wieder.

Ich antwortete ihm nicht, denn ich hielt den Blick unverwandt auf jenes Licht geheftet, das mir den Ausweg aus aller Qual zeigte, mir Frieden verhieß und mich fast mit Freuden erfüllte, dem ich jetzt nachgehen wollte, ohne mehr nach dem Irdischen zurückzublicken. Dennoch verbrachte ich auch diese Nacht schlaflos unter dem vergeblichen Bemühen, mich zu Gott hindurchzuringen und meine Seele auf ihren höchsten Richter vorzubereiten. Wie sollte dies kahle, nie beackerte Erdreich jetzt mit einem Male Früchte des Glaubens tragen? Das göttliche Wort war mir ein Klang ohne Leben, ich hielt den Entschluß zu sterben aufrecht, aber ich fand den Weg zu meinem Erlöser nicht. Erst gegen Morgen entschlummerte ich aus Erschöpfung, und meine Seele, an deren Pforte kein Engel Wache stand, fiel den furchtbarsten Dämonen des Traumes zur Beute.

Meine Zähne schlugen wie im Fieber aneinander, und ich fühlte, daß eine Krankheit im Anzug war, als ich endlich vor meine Richter gestellt wurde. Unter ihnen erkannte ich einen gewissen Messer Niccolò, der zu den Kreaturen des Magnifico gehörte und an jenem Tage den Vorsitz führte. Er redete mich wohlwollend an, und aus seinem ganzen Gebaren sprach die Absicht, mich schuldlos zu finden, als er nach den üblichen Förmlichkeiten die Frage an mich stellte, was ich in jener Nacht, als der Kardinal verschwand, so spät noch auf der Carrajabrücke zu tun gehabt. Ich wußte nicht, wohin die Frage zielte, und da ich mich in ein wirres Stammeln verlor, schrie mich einer der Herren heftig an, die Wahrheit zu sagen, denn man habe Mittel, mir die Zunge mit Gewalt zu lösen.

Ich ließ einen entsetzten Blick durch das große viereckige Gemach schweifen, wo in einem Winkel ein unheimliches Werkzeug be-

festigt war. Ich wußte, daß mein schwacher, durch die lange Seelenqual erschöpfter Körper keiner Folter standhalten konnte, und schrie, während der Angstschweiß meine Stirne netzte: Ihr Herren, macht ein Ende, fragt nicht weiter, die Tat habe ich begangen, ich allein, ohne Mitschuldige —

Ein Ruf der Überraschung und des Unwillens unterbrach mich, und Messer Niccolò warf vorwurfsvolle Blicke auf seine Kollegen, ehe er sich wieder an mich wandte und in fast bittendem Tone sagte: Du redest im Fieber, Gaetano, oder die Furcht hat deinen Sinn verwirrt. Wir wollen nichts von dir wissen, als wer die zwei Männer waren, die in jener Nacht mit einem Dritten, Regungslosen, auf der Carrajabrücke an dir vorübergingen.

Die Männer, ihr Herren, kannte ich nicht, denn die Nacht war dunkel, wie Euch die Wächter, die mich dort fanden, bezeugen können.

Besinne dich wohl, Gaetano, denn an deinen Reden hängt jetzt dein eigenes Leben! In einem Hofraum, unweit Ognissanti, ist eine starke, schon vertrocknete Lache Blutes gefunden worden, von dieser führten Spuren zur Arnobrücke und auf einem großen Bogen durch die Stadt nach dem Flusse zurück. Da ohne Zweifel ein Kampf stattgefunden hat, bei dem auch der Mörder verwundet wurde, so ist kein Zweifel, daß diese Spuren von dem letzteren herrühren. Also sage uns offen — denn du siehst, wir haben schon unsern Verdacht —, ob du nicht in einem der Männer den Herrn Ruggiero, Tommasos Sohn, der dort am Flusse wohnt, erkanntest.

Ich habe niemand erkannt, stammelte ich, den Rest meiner Kraft zusammennehmend, ich weiß nichts von diesen Männern, — der Mörder bin ich, ich allein.

Aber ich wankte schon auf den Knien, daß mich ein Häscher stützen mußte, und der Saal kreiste mit mir.

Da hörte ich Messer Niccolò noch sagen: Betrachtet, Ihr Herren, den Körperbau dieses armseligen Menschen, der die Tat begangen

haben will, und stellt Euch dazu die athletische Gestalt des Kardinals Orsini vor. Des Toten Brust ist mit Wunden besät, und diesem ist nicht einmal die Haut geritzt. Ich glaube, daß wir von dieser Aussage eines Wahnwitzigen keine Kenntnis zu nehmen brauchen.

Nun erhoben sich widerstreitende Stimmen, denen ich nicht zu folgen vermochte. Ich lag in den Armen eines Häschers, und obwohl ich den Blick abgewandt hielt, stand doch vor meinem inneren Auge beständig jenes schreckliche Werkzeug; eine ungeheure Furcht, daß ich, der all dieses Unheil verschuldet, auch noch durch körperliche Schwäche den Rächer verraten könnte, verdrängte jeden andern Gedanken.

Unterdessen war ein Sbirre eingetreten und machte Messer Niccolò eine lange Mitteilung, wonach sich dieser mit erfreutem Ton an die Richter wandte.

Gott sei gelobt! Der Schuldige hat sein Versteck in San Marco verlassen und liefert sich selbst der Gerechtigkeit aus. Er werde augenblicklich vorgeführt! Diesen hier, fuhr er mit einem Blick auf mich fort, bringe man hinweg. Er ist krank und war schon krank, als er hierher kam.

Auf der Schwelle stieß ich mit Ruggiero inmitten der Häscher zusammen. Er trug einen Arm verbunden, sein Gesicht war totenbleich und die Winkel des Mundes so tief herabgezogen, daß er um vieles gealtert schien. Im Vorübergehen sandte er mir einen durchdringenden Blick zu. Ich weiß nicht, ob ich Erleichterung empfand, daß nicht ich es war, der ihn verriet, oder Zerknirschung, daß Gott mein Opfer verworfen hatte, aber gewiß ist, daß ich es für eine Ehre gehalten hätte, meinen Kopf neben den seinigen auf den Block zu legen. — —

Das erste, was ich nach langer Zeit deutlich wahrnahm, war ein Summen und Brausen wie von vielen Menschenstimmen, aber als ich meinen schmerzenden Kopf vom Schragen erhob, wußte ich nicht, ob das Geräusch von außen hereindrang oder ob es in meinen eigenen Ohren brauste.

Der Wärter erschien wieder und brachte mir Essen, das ich nicht berührte.

Der Tausend! redete er mich vertraulich an, habt Ihr denn einen Kopf zuviel? Ich sagte Euch ja, Ihr hättet nichts zu fürchten, und unsereiner weiß doch, woher der Wind weht. Nun, Ihr könnt Gott danken, daß man den Rechten hat.

Als ich ihn fragte, ob auch er den Lärm vernehme, sagte er: Das will ich meinen. Ganz Florenz drängt sich da außen vor dem Palast. Hört Ihr, wie sie schreien: Palle! Palle! Wenn man ihnen den Gefangenen auslieferte, sie würden ihn in Stücke reißen.

Was ist geschehen? fragte ich, mühsam meine Gedanken sammelnd.

Ein arges Komplott hat man entdeckt. Der Streich galt gar nicht dem Kardinal, das war ein Mißgriff in der Dunkelheit; auf den Herrn Piero war es abgesehen, und dann sollten der Reihe nach alle seine Brüder dran. Ich habe es den Ruchlosen selber sagen hören, fuhr er leiser fort. Denkt Euch nur, weil der alte Stamm faul sei und keinen Axthieb mehr brauche, habe er die jungen Schößlinge ausrotten wollen. Schon gestern waren die Herren ihm auf der Spur, denn sein Diener, der mitschuldig war, wollte sich verkleidet aus der Stadt schleichen und hat sich, da man ihn festnahm, selbst entleibt.

Einen Augenblick wagte ich zu hoffen, daß Ruggiero die Wahrheit geredet habe, und daß ich doch kein Brudermörder sei, dann aber wurde mir seine ganze Absicht klar: er opferte sein Leben, um seinen Stolz und die Ehre seiner Schwester zu retten; so verstand ich auch den fragenden, gebietenden Blick, den er mir an der Schwelle zugeworfen hatte: er war nur erschienen, um meinen Angaben zuvorzukommen. Und er hatte richtig gerechnet, denn, obschon Fabrizios Vergehen unter seiner Dienerschaft Mitwisser hatte, wurde niemals eine Stimme laut, die der Ermordung des Kardinals einen anderen Beweggrund unterschob. So groß auch damals schon die Verderbnis unter dem Klerus war, sie wagte

sich noch nicht nackt und frech über die Straße, und mit der Erklärung, die Ruggiero für seine Tat gab, war allen Teilen gleich gedient.

Ich wagte es bebend, nach dem Schicksal des Gefangenen zu fragen.

Ha, der wird dem Henker wenig Mühe mehr machen, war die Antwort, schade drum. Er schrie und tobte wie ein Rasender vor den Herren da drinnen, bis ihm eine Ader sprang, daß ihm das helle rote Blut aus dem Mund lief, denn er hatte einen Stich in der Brust. Sie trugen ihn eben ohnmächtig vorbei, als ich unter der Türe stand. Das Völkchen wird unzufrieden sein, wenn ihm das Schauspiel entgeht, sorgt nur, daß es nicht durch Euch entschädigt wird. —

Es wurde Abend und wieder Morgen.

Als der Tag graute, trat ein Mann im Dominikanerhabit in meine Zelle. Ich erhob mich und wartete ruhig, was er mir anzukünden habe, aber mein formverwöhntes Auge konnte es auch jetzt nicht lassen, diese Erscheinung zu mustern. Ich erblickte ein Gesicht von gewaltsamer Häßlichkeit, wie durch einen inneren Vulkan herausgetrieben, alle Formen ins Übermaß gesteigert, und doch regte sich der Geist des Malers in mir, dem es nicht zuwider gewesen wäre, diese ausdrucksvollen Züge nachzubilden.

Seine Augen, von einem eigentümlich falben Grau, waren müde und tief nach innen zurückgezogen, wie zwei Löwen, die in ihren Höhlen kauern.

Ich komme von einer schuldbeladenen Seele, die in diesem Augenblick vor ihrem Richter steht, — begann er leise.

Ist Ruggiero tot? unterbrach ich zitternd.

Er ist reuig hinweggeschieden.

Nach dem Ton der Worte durfte ich hoffen, daß der Rächer an seiner Wunde eines ehrlichen Soldatentodes gestorben sei, aber ich hatte nicht den Mut, danach zu fragen.

Er bittet Euch, ihm zu verzeihen, wie auch er verziehen hat, fuhr der Mönch fort. Er habe Euch unrecht getan, verblendet durch allzu große Liebe für die Tochter seines Vaters. Auch läßt er Euch danken für das, was Ihr für ihn tun wolltet. Ich soll Euch das sagen, es ist sein Auftrag.

Die Worte fielen nicht im Ton der priesterlichen Milde, sondern hart und kurz, wie widerwillig, aus seinem Munde.

Eine Bitte hat er an Euch hinterlassen, es ist ein weltlicher Gedanke, dessen er sich auch in der Nähe des höchsten Richters nicht entschlagen konnte, wofür ihm Gott in seiner Barmherzigkeit ein gnädiges Maß der Strafe zuerkennen möge.

Ich habe verstanden, Vater, und schwöre, daß ich lieber tausend Tode leiden, als die Ehre seines Hauses mit einem Hauche trüben will.

Ferner bittet er, Euch der Verlassenen anzunehmen, die in einer feindlichen Welt zurückbleibt. Die heilige Zuflucht ist ihr verschlossen, denn Gott hat das Licht ihres Geistes umnachtet.

O Vater, sagte ich in Tränen, wenn ich je wieder frei werde, soll diese Erbschaft des Toten für mich eine heilig-teure Pflicht sein.

Der Mönch durchbohrte mich fast mit den Blicken.

Fürchtet nichts, in ein paar Stunden werden sie Euch in Freiheit setzen — Ihr seid zu nötig, — aus seiner Stimme klang ein schneidender Hohn, dann setzte er rasch hinzu: Mein Amt ist zu Ende, und entfernte sich, ohne die Hand zum Segen zu erheben.

Ein paar Stunden später war ich in Freiheit, wie mir der Mönch vorhergesagt hatte!

*

Heller Kerzenglanz fiel aus Herrn Tommasos Zimmer auf die düstere Treppe, als ich das alte Haus am Flusse betrat. Ich hatte die Haustüre offen gefunden, Weihrauchduft drang heraus, aber niemand begegnete mir im Hof, und kein Laut ward vernehmbar, denn die Nachbarn mieden die Räume, die einen Hochverräter beherbergt hatten.

Unter dem Fenster nach dem Flusse, das ein dunkler Teppich ganz verdeckte, stand ein schwarz ausgeschlagener Katafalk, und darauf lag Pia, mein drittes Opfer in wenigen Tagen! Nein, nicht sie selbst, ein weißes Marmorbildnis, das ihr glich und ihr doch gänzlich fremd war. Die schwarzen Haare — ich sah sie zum ersten Male gelöst — lagen in feuchten Strähnen auf beiden Seiten des Sarges und reichten über die Knie herab. Weiße Rosen waren dazwischen gestreut und die ganze Gestalt mitleidig mit Blumen überdeckt. Die langen Wimpern warfen tiefe schwarze Schatten unter die geschlossenen Augenlider, aber der schmerzliche Zug des Mundes hatte sich geebnet, und über dem ganzen Angesicht lag ein verklärter, seliger Friede, als ob sie unter überirdischen Wonnen entschlummert wäre. Sie war noch schöner als je im Leben, aber über ihrer Schönheit lag jetzt ein majestätisches Siegel, das sie von Liebe, Mitleid, Trauer abschloß. Diese Schönheit tröstete und erhob mein Herz, ich war gewiß, daß ihre reine Seele alles Erdenleids vergessen unter Paradiesesblumen spielte. Viele Wachskerzen brannten ihr zu Häupten, und der Schein glitt über die Ahnenbilder an der Wand, die mir alle strafend ihre Augen zuwandten wie belebte Wesen. Noch stand Tommasos Stuhl bei der Gartentüre, aber diese selbst war verschlossen.

Ich wollte mich zurückziehen, da es hier nichts mehr zu tun gab, aber hinter mir hüstelte es auf dem Gang, und ich vernahm die Stimme des Notars: O, o Herr Gaetano — teurer, be—bester Freund, wie geht es Euch? Ich bin so glücklich, Euch wiederzusehen.

Ihr habt recht, fuhr er fort, als ich keine Antwort gab, der Anlaß ist zu traurig, — ach, ach — die Pia, Eure Braut — es bricht mir das Herz. Wir hatten sie doch so gut gehütet, aber gestern abend — nur einen Augenblick ließ meine Frau sie allein, da ist das Unglück geschehen — hier an diesem Fenster, denn sie wollte immer nach dem Flusse sehen. Wir eilten gleich zu Hilfe, aber es war zu spät; als wir sie herauszogen, weilte ihre Seele schon bei den Engeln.

Der Notar war in diesen Tagen noch kleiner geworden und gänzlich zur Mumie eingeschrumpft.

Wußte Pia von diesen schrecklichen Ereignissen? fragte ich leise.

Sie wußte es und wußte es nicht, denn als die Häscher das Haus durchsuchten — der Herr behüte jeden Christenmenschen vor solchem Kreuz —, da drangen sie auch in ihr Zimmer, aber Pia lachte über unsere Furcht und redete immer von ich weiß nicht welchem Heiligen, der kommen und uns beistehen werde. Auch müßt Ihr wissen, daß Ruggiero sie schon ein paar Tage vor der Entdeckung mit Gewalt ins Kloster schaffen wollte, aber sie sperrte sich verzweifelt, und ich sagte: Laß sie hier! Ich schwöre Euch, daß ich es war, der das sagte, denn ich wußte, was wir Eurer Braut schuldig waren. Dann kam der Schreck, als man da unten den Toten aus dem Wasser zog, und hernach war sie immer wie von Sinnen. — Aber dieser Ruggiero! Er war ein schrecklicher Mensch, wie ich ja immer sagte. — Seine Kompanie nach Florenz führen, die Herren Medici vertreiben, denen die Stadt so vieles dankt, — unsern teuren Magnifico — wie geht es ihm denn?

Während dieser Reden entstand ein Geräusch im Totenzimmer, eine schwarze Gestalt erhob sich langsam vom Fußende des Katafalks, wo ich sie nicht beachtet hatte, und Isabetta schritt an uns vorbei nach der Treppe, ihrem Gatten einen Blick der Verachtung zuwerfend.

Auch ich wandte mich zu gehen, aber der Notar folgte mir mit gefalteten Händen: Ihr geltet viel, lieber Herr Gaetano — Ihr werdet es diesen Herren sagen, daß der arme, alte Salvestro nichts wußte von diesen Ränken. — Hätte ich gewußt, trotz der Verwandtschaft, mit dieser meiner eigenen Hand hätte ich die Anzeige geschrieben, rief er mir noch die Treppe hinunter nach.

Am selben Tage fiel ich in eine schwere, fieberhafte Krankheit, die mein Leben bedrohte und von der ich als ein Gerippe aufstand. Ich wollte keinen Menschen mehr sehen und verbrachte die Zeit

müßig, wie ein Tier in meiner Höhle verkrochen, voll Groll und tiefer Verstocktheit. Nun hatten alle Ruhe gefunden; was hatte denn nur ich so Schweres verbrochen, daß ich nicht aufhören durfte, zu leiden?

Da kam eines Tages ein Bote, der mich nach Careggi rief.

Wie fand ich den Herrscher verändert! Durch das tückische Leiden zum Schatten abgezehrt und die Haltung gebrochen; ich setzte, als ich ihn sah, keine Hoffnung mehr auf das Tränklein von destillierten Edelsteinen, das ihm die Ärzte soeben zubereiteten. Nur der Geist, an dem wir alle unser Lämpchen angezündet hatten, glühte noch in ungeschwächter Kraft.

Es ist nicht zu sagen, mit welcher Güte er mich empfing, er streckte mir beide Hände entgegen und drückte die meinigen fest. Mein Anblick tue ihm wohl, sagte er, und erinnere ihn an schöne Stunden. Warum ich mich so lange nicht bei ihm gezeigt habe?

Als ich ihm für meine Freiheit danken wollte, drohte er lächelnd mit dem Finger.

Die Herren Achte wollten dich behalten zur Strafe, daß du sie zum besten gehabt, aber es wurde ihnen bedeutet, du seiest von je nicht ganz fest im Kopfe gewesen.

Ich konnte meine Tränen nicht bezwingen, da sagte er tröstend: Ich weiß, wie nahe der Tote dir stand, er selbst hat es mir gesagt, wie er dich liebte. — Aber die Persönlichkeiten sind vergänglich, die Kunst ist ewig. Vergiß das Vergängliche und freue dich, daß du am Ewigen mitschaffen darfst.

Ich schüttelte trostlos den Kopf.

Bei Euch da oben ist ewig blauer Himmel, wo die Schuld nicht hinaufreicht, aber ich —

Auch mir wurde ein Bruder in Jugendblüte hingemordet, schön und liebenswert wie der deine. — Aber höre, was ich dir sagen will. Wer Dauerndes schaffen soll, darf sich nicht in seinen persönlichen Geschicken verlieren. Beweise du, daß wir uns nicht in dir getäuscht haben, Gaetano! Sei ein Mann und vor allem sei

ein Künstler. Vollende die Fresken, die du uns versprochen hast. Und wenn du dein Unglück zu einem unsterblichen Bilde verklären kannst, so wird die Kunst nichts bei deinen Schmerzen verloren haben.

Seine Augen ruhten fest auf mir, während er gebückt, doch nur wie von der Bürde der Gedanken, im Lehnstuhl saß. Sein zwingendes Lächeln beherrschte mich ganz, ich kniete zu seinen Füßen, küßte ihm die Hände und schwor mich ihm aufs neue zu eigen. Der alte Zauberer hatte mich abermals gefangen.

Vergiß es nie, sagte er beim Abschied, daß dein Platz bei dem großen Heerbann ist, der die neue Zeit vor der Rückkehr der Barbarei zu schützen hat. Auf diesem Posten müssen wir leben und sterben.

Auf dem Heimweg von Careggi prüfte ich meine Kräfte, ob ich imstande sein würde, nach allem, was geschehen war, noch einmal die Hand an jene Fresken zu legen, und getragen von Lorenzos starkem Geiste glaubte ich mich groß genug, das Werk zu vollenden. Für zwei Gruppen hatte die Kapelle noch Raum: die Rückkehr des Märtyrers an den kaiserlichen Hof und dann die Auffindung seiner Leiche. Sollte es mir gelingen, auch den letzten Akt der Trägödie mit lebendiger Gewalt auf dieser Mauer zu verewigen und durch diese Tat mein Gemüt zu erlösen?

Es war mir nicht beschieden. Ich hatte mich für stärker gehalten als ich war: als mir über dem Altar die Züge Fabrizios in ungestörter Schönheit entgegenglänzten, brach mein künstlicher Mut zusammen. Da stand ich armer, mißgestalter Bastard, und der echte Sprosse, der, dessen bloßer Anblick Freude verbreitet hatte, moderte in der Gruft. Daneben das unglückliche Mädchen, das er ins Verderben gestürzt hatte! Er? Nein ich! — Galeotto war der Maler! sagte eine Stimme in mir, denn ohne das bestrickende Bild wären die beiden schuldlos ihres Weges gegangen. War der Pinsel nicht verflucht, der das getan hatte? Durfte meine Hand ihn noch einmal berühren und vielleicht neues Leid über die Menschen bringen? Wäre mir's nicht besser, bei dem geringsten

Handwerker in Dienste zu treten und durch die niedersten Verrichtungen mein Leben zu fristen, als auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts zu gehen?

Es war mit einem Male so dunkel in der Kapelle geworden, daß ich die gemalten Gesichter nicht mehr unterscheiden konnte. Als ich unter den Portikus trat, sah ich am Himmel von allen Seiten schwarze Wolkenschichten dicht und dichter zusammenrücken, auf der Piazza trafen zwei Windströmungen aneinander und begannen, sich umfassend, unter Staubgewirbel einen wahren Höllenreigen. Im Nu waren die Straßen von Menschen reingefegt, man hörte nichts mehr als das Schmettern ausgerenkter Fensterläden und das Dröhnen fallender Ziegel von den beschädigten Dächern. Während ich nach einer der Säulen griff, um nicht mit in die Höhe gezogen zu werden, streifte ein Blitz meine Wimpern wie der Fittich eines Goldadlers, und völlig gleichzeitig fiel über meinem Haupte ein Donnerschlag, daß ich glaubte, der Boden wanke. Als ich aus der Betäubung wieder zu mir kam, blinzelte ich nach der Sebastianskapelle hinüber, ob noch ein Stein auf dem andern stehe, aber nichts war versehrt. Erst später erfuhr ich, daß der Blitz in den nahen Dom geschlagen und Brunellescos Kuppel beschädigt hatte, und daß zugleich ein Wirbelsturm verheerend in den Mediceerpalast gefahren war.

Eine schreckliche Sturmnacht folgte auf diesen Tag. Durch die ganz verfinsterte Luft ging ein Brausen und Stöhnen, zuweilen auch ein Klirren und Rasseln, als ob Heere da oben in den Wolken kämpften. Die stärksten Bäume wurden entwurzelt, Häuser fielen ein, ein Freund, der in der Nähe des Signorenpalastes wohnte, erzählte mir, daß die Löwen die ganze Nacht hindurch gebrüllt und an dem Käfig gerüttelt hätten. Das blutrote Feuerzeichen, das in der Gegend von Careggi über den Himmel hinfuhr, habe ich mit eigenen Augen wahrgenommen.

Als der Tag anbrach, nahm es mich wunder, ob Florenz noch stehe, da sah ich in der Dämmerung Scharen von Menschen

nach Santa Maria del Fiore strömen. Nach ein paar Stunden hatte sich der Zudrang noch vermehrt, und ich erfuhr, daß im Lauf des Morgens Fra Girolamo in der Domkirche predigen solle. Dies kümmerte mich nicht, erfüllt wie ich war von meinen Schmerzen; nach langem Umherschweifen jedoch kam ich abermals am Dom vorüber, und jetzt bot sich mir ein überraschendes, erschütterndes Schauspiel. Die Menge, die im Tempel keinen Raum gefunden hatte, umlagerte das Portal, die Stufen; vornehme Damen, die ich von Ansehen kannte, knieten außen im Straßenkot. Ich drängte herzu, da schlug aus der offenen Tür eine Donnerstimme an mein Ohr, die meinen Fuß festbannte.

Sehet die Großen dieser Erde an, wie sie in Hoffart gehen und noch vom Tode verlangen, daß er ihnen schmeichle. Ihre Dichter und Philosophen haben sie bei lebendigem Leib unter die Sterne versetzt und wollen durch tausend Fabeln ihre Abstammung von den Göttern herschreiben. Groß ist ihre Macht, aber der Herr hebt seine Hand auf, und sie werden hinfahren wie die Blätter im Sturmwind.

Ein Ächzen ging durch die ganze Kirche, daß ich wirklich meinte, das Sausen der Blätter im Winde zu vernehmen. Ich stand und staunte regungslos, wer solche Worte zu sprechen wage, aber viele Hände ergriffen mich am Rock und zogen mich auf die Knie nieder.

Gehet in die Häuser der großen Prälaten, ihr werdet sie finden mit Horaz, Virgil und Petrarca in der Hand. Im ritterlichen Gewand gehen sie umher und singen Liebeslieder zur Laute und erklimmen zur Nachtzeit die Fenster der Mädchen. Das sind die Hirten, denen die Leitung Eurer Seelen übergeben ward.

Ich dachte mit Schaudern: Es ist ein Gott, der richtet. Jedes Wort, das mich erreichte, griff wie mit glühenden Zangen in mein Herz, wenn ich auch dem Gedankengang des Predigers nicht folgen konnte. Jetzt geißelte er die Sittenverderbnis auch im Volke, und ein Zucken, das durch die Reihen lief, zeigte mir

immer den Ort, wo seine Worte eingeschlagen hatten. Niemals hatte ich etwas Ähnliches gehört; was ich sonst von der Kanzel vernommen, waren gewundene Reden über dunkle Begriffe, hier aber fiel jedes Wort mitten ins Leben hinein und rührte schonungslos an eine offene Wunde; ein jeder konnte wie in einem wahrhaftigen Spiegel sein eigenes Bild erkennen. Es war, als würde von den Versammelten einer um den andern mit seinen geheimsten Gedanken und Taten vor Gericht gefordert, wo jeder das Maß seiner Strafe empfangen sollte.

Ich dachte nicht mehr daran, mich zu entfernen; auf den Knien schleppte ich mich näher an die Türe heran, um besser zu verstehen, was mich doch vernichtete und verdammte.

Wie Sturmesbrausen schlug die mächtige Stimme wieder an mein Ohr: Da führen sie das Altertum im Munde, als ob ihnen Venus und Minerva beistehen könnten, wenn das letzte Stündlein kommt. Statt des dreieinigen Gottes haben sie Götzenbilder, aus Stein und Holz gemacht, die sie verehren, und nennen es die Wiedergeburt der Schönheit und der Kunst.

Ich lag mit der Stirn auf dem Pflaster und dachte: Jetzt ist die Reihe an mir.

Ich aber sage: eitel ist eure Kunst, und eure Schönheit ist vom Teufel! O, die Tyrannen sind klug, sie wissen, daß man die Augen verführen muß, ehe man die Herzen verdirbt und die Nacken ins Joch spannt. — Aber dreimal ruchlos sind sie, wenn sie nach dem Heiligen greifen. Auf die Kirchenwände malen sie Bilder, bei denen Vater Satan den Pinsel geführt hat, um auch an geweihter Stätte die Herzen der Männer und Weiber in Sinnenlust zu verstricken. Wehe ihnen, der Herr wird sie ausspeien aus seinem Munde! — — —

Ha, ich sehe dich stehen in der Versammlung, kupplerischer Teufel, wie du dich auch verbergen möchtest! Den ganzen Winter lang habe ich mit dir gerungen um die Seelen dieses Volkes. Tritt nur hervor, ich sehe dich wohl. — —

Mir schien es, daß die Augen des Predigers durch die Steinwand hindurch mich träfen und mir wie zwei Raubtiere die Brust zerfleischten. Ich wand mich und ächzte, doch die Nachbarn kümmerten sich nicht um mich, ein jeder war nur beschäftigt mit seiner eigenen Gewissensnot.

— O Italien, begann die Stimme aufs neue, du bist krank bis auf den Tod. In der Schlemmerei hast du deine Gesundheit verloren. Und wenn ich dir sage: laß ab von den Speisen, die dich ins Grab führen, so lachst du und spottest und willst keine Arznei, und sagst, der Arzt rede im Fieber. — Ungläubige, die ihr nicht hören noch sehen wollt, der Herr sagt euch durch mich: Weil Italien voll ist von Blut und Greueln, von Dirnen und Kupplern, so will ich es den Barbaren zur Beute geben. Eure Kirchen, diese Tempel der Hoffart, sollen Pferde- und Schweineställe werden — besser, als daß sie noch länger der Baalsdienst und jeglicher Greuel entweihe! Von Osten werden Barbaren hereinfluten und von Westen werden Barbaren hereinfluten und jeder Winkel Italiens wird widerhallen von Jammergeschrei. Dann möchtet ihr euch gerne bekehren, aber ihr könnt es nicht, denn euer Sinn wird verwirrt sein. Dann werdet ihr zu den Astrologen gehen, aber sie können euch nicht helfen. Ihr werdet Trost suchen bei den falschen Priestern, aber welchen Trost sollen sie euch aus Horaz und Virgil spenden? Fürsten werden das härene Gewand nehmen und die Völker zittern unter der Heimsuchung.

O Florenz, o Italien, eure Züchtigung wird schrecklich sein. Der Hunger wird auf den Krieg folgen und die Pest auf den Hunger. Da wird ein Sterben kommen, daß der Boden nicht mehr Raum hat für so viel Gräber. In jedem Hause werden Leichen liegen, Männer werden mit Karren durch die Straßen ziehen und werden rufen: Bringet eure Toten heraus! Sie werden sie zu Bergen aufschichten und mit ihnen davonfahren. Sie werden weiterziehen durch die Straßen und schreien: Wer hat Tote? Wer hat Tote? Und ihr werdet unter die Türen treten und werdet sagen: Hier ist

mein Sohn, hier ist mein Bruder, hier ist mein Gatte. — Und sie werden immer wieder kommen und schreien: Ist kein Toter mehr da! Wer hat noch Tote? —

Angstgeheul aus tausend Kehlen erschütterte den Dom, daß es war, als ob die Riesenkuppel wankte. Alles lag jetzt auf den Knien und schlug sich die Brust. Ich barg mein Gesicht an der Erde, denn ich glaubte die Posaune des Gerichts über meinem Haupte zu vernehmen. Nur die Stimme des Predigers rang sich durch all den Lärm durch und schwebte wie ein Sturmvogel über der Versammlung: Ich sage euch, ich sage euch, das große Gewässer ist nahe, helfet mir die Arche bauen! — —

Ein Stoßen und Drängen und Treten von allen Seiten brachte mich zu mir selber. Ich wurde bald nach rechts, bald nach links geworfen, bis ich wankend aufgestanden war und mich von der Menge weiterschieben ließ, die sich vom Domportal hinter dem Prediger her nach San Marco wälzte, am Mediceerpalast vorüber. Man hörte nichts im Volke als Schluchzen, Weinen und Beten.

Ich war auf eine mir selbst unbegreifliche Weise unter die Vordersten geraten, die unter der Klostertüre den Prediger umringten und ihn am Zipfel seiner Kutte festhalten wollten. Er hob die Hände auf über die Menge, und da ich nachdrängte, zog er mich mit sich in den Klosterhof.

Ich sah wieder in dieselben Augen, die mich im Gefängnis so strafend angeblickt hatten, aber heute leuchteten sie von einer gewaltigen Glut, und rötliche Blitze zuckten heraus.

Kommst du endlich? sagte er mit dumpfem Ton. Den ganzen Winter lang, Tag für Tag, habe ich dich vor mein Angesicht gefordert, aber du wolltest nicht hören. Was suchst du jetzt bei mir?

Erbarmen, sagte ich. Ich bin von meinem Erlöser abgefallen — meine Lieben habe ich zu Tode gemalt — ich bin verloren, Vater, wenn du dich nicht erbarmst.

*

Auf dem nackten Boden der Sakristei von San Marco lag erschüttert und in Tränen aufgelöst ein Mann, der von dem Maler Gaetano nur noch die äußere Form trug. Sein Inneres war wie in einem Tiegel ausgeschmolzen.

Mein ganzes Leben war in einer langen Verkettung von Schuld und Strafe an meinem Geiste vorübergezogen, und wo meine eigenen Augen zu schwach waren, hatte mir der wunderbare Mann die einzelnen Glieder der Kette deutlich gezeigt. Die Buße, die er mir auferlegte, war, dem Dämon meines Pinsels auf ewig abzuschwören.

Noch ein anderes Opfer forderte er von mir, ehe ich in seine Nähe zurückkehren durfte, und ich ging auf sein Gebot nach der Sebastianskapelle, wo der frisch angerührte Kalk den Maler erwartete. Dort hatte ich den Mut, die hochgefeierten Fresken ganz mit einer weißen Tünche zu überdecken, aber ich tat es mit abgewandtem Gesicht, damit nicht die Schönheit meiner Kinder mir das Herz erweiche.

Ich kam meinem Meister nicht wieder von der Seite, und von ihm allein empfing ich von nun an Licht. Wenige Tage nachdem ich den Weg der Erlösung gefunden hatte, starb Lorenzo auf seiner Villa zu Careggi, das Geisterwehen wurde zum Sturmgebraus und fegte die mediceische Herrschaft wie Spreu hinweg. Die Besten, die mich einst ihres Umgangs gewürdigt hatten, sah ich in diesem Sturm sich schiffbrüchig an den Felsen von San Marco klammern. Der Dichter von Montepulciano erhielt eine Zelle neben der meinigen, und auch den edlen Fürsten von Mirandola sah ich in der Dominikanerkutte einziehen, freilich nur im Tode.

Was in Florenz von Werken meiner Hand zu finden war, das ging bei dem großen Sühnefeuer, welches vor dem Signorenpalast die Eitelkeiten zerstörte, in Flammen auf. Nur das Bildnis Pias wußte ich zu flüchten, und nachdem ich es durch wenige Pinselstriche am Gewand in ein Madonnenbild verwandelt hatte,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

barg ich es in meiner Zelle, der es nach meinem Tode verbleiben soll. Sonst habe ich keinen Pinsel mehr berührt, mit der einzigen Ausnahme, daß ich nach dem Märtyrertode unseres Meisters sein teures Antlitz auf Befehl des Klosters malte, und obwohl es nur aus der Erinnerung geschaffen ist, gilt es bei denen, die den Meister kannten, für sein bestes Bild. Diese Übertretung wird mir, wie ich hoffe, verziehen sein, denn niemals werden diese Züge eines Weibes Herz zu verderblicher Glut entzünden.

Ein halbes Jahrhundert ist seit jenen Tagen verflossen. Ich sah die oft wiederholten Prophezeiungen des Meisters alle in Erfüllung gehen, die einen früher, die andern später. Barbarenhorden haben sich über Italien ergossen und Greuel mit Greueln getilgt. Jetzt flutet der Strom des Lebens in einem ebeneren, aber auch in einem engeren Bette. Was kann ein alter Mann Besseres tun, als die Vergangenheit überdenken; aus dieser Beschäftigung lernt sich mancherlei. Wie mit der Zeit aus der übertünchten Wand die Farbenpracht meiner Fresken stellenweise wieder durchschlug, so tritt auch von dem alten Gaetano da und dort wieder etwas hervor. Nicht alles scheint mir mehr verwerflich, was ich zuerst vergötterte und dann verdammte, und besonders das Andenken Lorenzos ist mir groß und wert geblieben, trotz der Anklagen, die an ihm haften. Wie die Metalle nicht rein gefunden werden im Schoß der Erde, so gibt es vielleicht in der Welt kein reines Gutes und kein reines Böses.

In meiner Brust ist Friede. Auch die Gestalten meiner Opfer treten nicht mehr als blutige Schatten vor mich, sie schweben versöhnt und lächelnd Hand in Hand — Fabrizio, Pia und auch du, unglücklicher Ruggiero. Ich blicke der Stunde, wo ihr mich zu euch rufen werdet, ohne Furcht entgegen.

Friede sei auch mit euch, die ihr diese Zeilen leset!

Anno Pestis

Man schrieb das Jahr des Unheils 1527, das Jahr, wo die Ewige Stadt unter den Piken der Lanzknechte blutete, der Papst in der Engelsburg gefangen saß und die Seuche durch alle Gauen Italiens zahllose Opfer mähte. Unter Blut und Greueln ging jene schöne und übermütige Zeit, jene zweite Jugend der Menschheit, welche man die Renaissance nennt, zu Grabe.

Nur den Florentinern war ein kurzer Hoffnungsschimmer aufgegangen, denn sie hatten die Neffen des Papstes, die beiden letzten Sprößlinge vom Stamm des alten Cosimo, ohne Blutvergießen vor die Tür gesetzt und mitten in dem allgemeinen Jammer ihre Unabhängigkeit wiederhergestellt, aber bei dem frommen Dankfest, das den ruhmlosen Sieg feiern sollte, erhob die eben eingeschläferte Feindin, die Pest, das Haupt aufs neue, und genährt durch das Zusammenströmen so großer Volksmassen, griff sie um sich mit der Gewalt einer Feuersbrunst, die in trockenem Holze wütet.

Der wohlhabendere Teil der Bevölkerung war auf das Land oder die naheliegenden Villen geflohen, wen Armut oder Staatsgeschäfte an die Stadt fesselten, der schloß sich in seinem Hause ein, ließ weder Freunde noch Verwandte vor sich und blieb in absichtlicher Unkenntnis ihres Schicksals, um keiner Todesnachricht und keinem traurigen Gedanken Einlaß zu gestatten; andere suchten in rauschenden Bacchanalen Vergessenheit. Die volkreichsten Plätze waren verödet, die ausgestorbenen Paläste wurden Diebshöhlen, gefährliches Gesindel trieb sich zur Nachtzeit durch die Straßen und plünderte die unbewachten Häuser, und die Obrig-

keit, welche den Räubereien nicht steuern konnte, bot lieber selbst die Hand und teilte die Beute.

Obgleich Kirchen und Klöster zu Spitälern eingeräumt wurden, konnten sie doch die Zahl der Kranken nicht fassen, und es wurde außerhalb der Mauern eine Lazarettstadt aus Holz- und Strohbaracken gebaut, die sich von der Porta alla Croce bis zu der Porta al Prato hinzog, die Hälfte der Stadt Florenz umschließend. So war man bis zu Anfang des Monats August gekommen, wo die Wut der Seuche aufs höchste stieg und man innerhalb der Mauern im Tag bis zu fünfhundert Opfern zählte. Die Menschen wagten nur noch abends und tief vermummt aus den Häusern zu gehen, Spezereikugeln oder von starken Essenzen getränkte Schwämme in der Hand, die sie an das Gesicht gedrückt hielten, ‚um sich das Hirn zu stärken', wie man seit Boccaccios Zeiten im Volk sagte, in Wahrheit aber, um nicht die verpestete Luft in die Lungen zu ziehen. Wenn ein Freund dem Freunde, ein Bruder dem andern begegnete, wichen sie beide schon von weitem aus oder drückten sich mit einem kurzen Kopfnicken, die Kleider fest um den Leib ziehend, eilig aneinander vorüber. Die meisten Läden waren geschlossen, nur die Obst- und Eßwarenhändler, die Fleischer und Bäcker setzten ihr Gewerbe fort, aber sie hatten ihr Gewölbe mit einem eisernen Gitter umzogen, und die Käufer mußten die Ware von der Straße aus in Empfang nehmen. Ja, so groß war die Furcht vor Ansteckung, daß man das Geld nicht mehr mit bloßen Händen zu berühren wagte, sondern die Kaufleute streckten den Kunden eine kleine hölzerne oder eiserne Schaufel hin, um die Münzen aufzufangen, und warfen sie dann in eine mit Wasser gefüllte Schüssel statt in die Kasse.

Wohl hatte man einen eigenen Magistrat zur Bekämpfung der Seuche, die uffiziali della sanità, die der Volkswitz uffiziali del morbo nannte, eingesetzt, und von Staats wegen war alles geschehen, was die ärztliche Wissenschaft jener Tage zur Minderung des Übels vorschrieb und was schon in früheren Epidemien

als ebenso nutzlos erfunden worden war. Man hatte, um die Landleute fernzuhalten, die Tore geschlossen, erst die ergriffenen Häuser, dann die Straßen, am Ende das ganze Stadtviertel abgesperrt; die Frommen hofften durch Fasten, Bußübungen und öffentliche Gebete den Zorn des Himmels zu versöhnen und hatten die Madonna von Impruneta, die uralte Schutzherrin gegen Seuchen, in die Mauern von Florenz geholt, während die Weltkinder in starken Spezereien, mit denen sie noch zu Lebzeiten ihren Leib balsamierten, und in einem reichlichen und sorglosen Leben ihr Heil suchten.

Aber die Pest spottete aller Schranken; mit einem Sprung warf sie sich von den ergriffenen Vierteln in das gesunde, wälzte sich, Leichenhaufen im Rücken lassend, nach dem Herzen der Altstadt, dem Mercato, wo die alten Paläste der Großen standen, wie nach den Villen, die als ein grüner Kranz die Stadt umschlossen, den Priester traf der Tod am Altar, in die Versammlung der Frommen schlug er ein wie ein Strahl, der zündet und um sich frißt, die Frauen der Reichen kauften ihn in köstlichen Brokaten, die aus durchseuchten Warenlagern kamen, und machtlos blickte die heilige Jungfrau von Impruneta aus ihrem Rahmen herunter in die Szenen von Not und Jammer, die sie nicht zu beschwören vermochte. Die Teuerung kam hinzu, und indem sie Elend und Unreinlichkeit mehrte, gab sie der Pest neue Nahrung.

Bald waren wenige Häuser, die nicht durch ein weißes Tuch vor der Türe dem Volk verkündet hätten, daß einer ihrer Bewohner der Seuche erlegen sei.

Da konnte man auf der Straße, vor den Häusern, oben auf den Dächern die Notare mit ihren Schreibern die Testamente aufsetzen, Priester im Ornat auf öffentlichen Plätzen die Beichte entgegennehmen sehen, so eilig bereiteten sich die Bürger jeden Standes und jeden Alters zum Sterben.

An einem schwülen Augustabend, als die durchhitzte Erde noch von einem kurzen und darum nicht erquickenden Regen dampfte

und schon ein neues Gewitter an dem bleigrauen Himmel stand, kam ein junger Mann langsam aus dem Arco de' Pecori hervor über die Piazza San Giovanni geschlendert, der sich durch Gang und Haltung von allen Vorübergehenden unterschied. Er war von mittlerer Größe und feinen Gesichtszügen, die sorglose Haltung und der verweichlichte aber geschmeidige Körperbau zeigten den Weltmann, das blonde Haar trug er nicht nach altflorentinischer Sitte schlicht in die Stirn gekämmt, sondern kurz und frei um die Schläfen flatternd. In kostbarer spanischer Kleidung kam er so gelassen seines Weges, als ob die Bilder der Zerstörung und des Elends, die an allen Straßenecken kauerten, von seinen Augen gar nicht zurückgespiegelt würden. In der Hand trug er weder Spezereien noch Essenzen, sondern nur einen Jasminzweig von durchdringendem Duft, den er von Zeit zu Zeit mit einem abwesenden Lächeln an die Lippen drückte, daß es nicht schien, als suche er sich dadurch vor der Ansteckung zu schützen, sondern als zaubere der Geruch ihm angenehme Bilder herauf.

Die Begegnenden warfen ihm verwunderte Blicke zu, doch so ganz hatten Rang und Reichtum ihren Zauber nicht verloren, daß man an des reichen Marco Vettori einzigem Sohn vorübergegangen wäre, ohne ihm ein höfliches Guten Abend, Ser Filippo! zuzurufen.

Als er um die Ecke des Bigallo biegen wollte, kamen ihm die vermummten Brüder der Misericordia mit einem leeren Sarg entgegen. Er wich ihnen aus, aber statt der Sitte gemäß vor diesen Helden der Bruderliebe sein Haupt zu entblößen, wandte er sich mit Widerwillen weg, und sein Auge blieb an einem in grellen Farben lächerlich aufgeputzten Quacksalber hängen, der vor der offenen Tür von San Giovanni auf einem umgestürzten Karren saß und mit einer vom Schreien heiseren Stimme seine Wunderpillen gegen die Seuche anpries.

Wie er so mit abgewandtem Gesicht weiterging, stieß er auf einen anderen, der eben im dunklen Reisemantel eilfertig um die Ecke

bog, beide prallten Stirn an Stirn zusammen und fuhren erschrocken auseinander.

Du hier, Alessandro? rief der Blonde, nachdem er dem anderen in das bräunliche Gesicht geblickt hatte, das vom Reisehut halb verdeckt war. Was führt dich nach Florenz? Aber gleichviel, du kommst zur rechten Stunde.

Ja, entgegnete der im Reiserock, indem er dem Freunde herzlich die Hand schüttelte, in Zeiten wie diesen gehört der Mann seiner Vaterstadt. Darum bin ich auch hier, der Signoria meine Dienste anzubieten. Eher könnte ich fragen, wie kommt ein Epikuräer wie du in diese ‚Stadt der Schmerzen'? Ich glaubte dich längst nach dem Mugello geflüchtet, um auf einer deiner Villen einen neuen Decamerone aufzuführen.

Was willst du? antwortete Filippo. Ich habe fünfundzwanzig Jahre lang die Lebenskunst getrieben, jetzt will ich lernen, mit Kunst und mit Genuß zu sterben, wenn es sein soll. Ich habe die Pest herausgefordert und will sehen, wer eher vom Platze weicht, sie oder ich.

So leistet dir wohl eine schöne Frau Gesellschaft oder auch mehrere?

Die Zahl tut nichts zur Sache, lachte Filippo. Die Liebe ist das einzige Kapital, das durch Teilung nicht verliert. Aber sage mir, ist es wahr, daß du eine Schwester der Strozzi zu heiraten denkst?

Madonna Clarice ist bereits meine Frau, antwortete Alessandro, und ich denke, diese Heirat soll mir eine Leiter zu den höchsten Ämtern bauen.

Ich bitte dich, rede mir nicht von Staatshändeln, unterbrach ihn der andere rasch. Sie sind den Ehrgeiz eines so glänzenden Kopfes nicht wert, geschweige einen Tropfen Herzblut. Was willst du auch von diesem Volk erwarten? Unser Gonfaloniere ist ein Kopfhänger und hält es mit der Mönchspartei. Niccolò Macchiavelli ist tot, Francesco Guicciardini verbannt. Die andern sind Schafe,

die ein Löwenfell umhängen. Wir haben hier die lächerlichste Posse aufgeführt. Die Herren Medici machten einen Spaziergang vor die Stadt, der schöne Ippolito und sein mohrenköpfiger Vetter, da schlossen wir heroisch die Tore hinter ihnen zu; das war alles. Aber nachher die langatmigen Reden von Freiheit und Bürgergröße! Ich saß eben mit ein paar Freunden bei Tische, als der Lärm anging. Ich warf eine Münze in die Luft und rief: Die Republik oder die Medici! Die Lilie blieb oben, da gingen wir auf die Straße und riefen: Nieder mit den Palleskeu! Aber als es nachher auf der Piazza blutige Köpfe gab, ward mir der Spaß zuviel, und ich ging nach Hause. Das ist die Art, wie man in Florenz Politik treiben muß. Ob uns der Papst oder der Kaiser in die Tasche steckt, gleichviel, er wird eine leere Stadt finden, denn dank unseren Frommen ist heute der Totengräber Herr von Florenz.

Es ist nur zu wahr, Filippo, sagte Alessandro, ich erkenne meine Heimat nicht mehr, in den Straßen ist alles tot und still, kein Volk, das gafft und lärmt, keine Jugend, die ihre Schönheit und Kleiderpracht zur Schau trägt, kein Händler, der seine Ware ausruft. Selbst auf dem Mercato kein Laut, als das Klingeln der Pestglocken; bei der Porta al Prato sah ich ein einziges Fuhrwerk mir entgegenkommen, zwei schwarze Pferde waren vorgespannt, ich glaubte, es sei die Sänfte einer Matrone, — es war ein grauenhafter Fasching, der den Triumphzug der Pest bedeuten sollte, aufgeputzte Totengräber tanzten neben dem Karren, klimperten mit Gold und schrien: Es lebe die Seuche! Durch die Barackenstadt bin ich gegangen und wollte die Hütten zählen, die da eine an der anderen aus dem Boden gewachsen sind; ich war schon auf sechshundert gekommen, als ich des Zählens müde wurde. Aber das Schrecklichste sah ich im Borgo San Lorenzo, wo ich meinen alten Lehrer, den hochgelehrten, trefflichen Messer Federigo, besuchen wollte. Als ich an sein Haus kam, der Kirchenfassade gegenüber, da sah ich den Alten auf der steinernen Schwelle sitzen

im roten Lucco — denn er trug noch immer die alte Florentiner Tracht —, den Kopf an die Türe zurückgelehnt. Ich rufe ihm von weitem zu und winke, er hört mich nicht. Ich komme näher, sein Gesicht ist schwarz, der zahnlose Kiefer hängt herunter. O Filippo, der Alte war tot und saß auf seiner Schwelle, seit einem Tag umsonst Begräbnis heischend. Seine Söhne hatten ihn krank verlassen, seine Nachbarn hatten ihn, als er tot war, herausgeschleppt und gegen die Tür gelehnt, so erzählten mir die Kinder, die gaffend herumstanden.

Der andere schüttelte sich und sagte verdrießlich: Ich habe meinen Dienern bei Strafe der Entlassung anbefohlen, mir nie von Krankheits- oder Todesfällen zu erzählen. Auf der Straße wende ich den Kopf ab, sobald ich den Leichenwagen klingeln höre, und wenn mein eigener Vater darin läge. Welcher Dämon treibt dich, alle diese Schrecken aufzusuchen?

Auch der Gatte meiner Schwester ist tot, fuhr Alessandro fort, meine Schwester selbst verschwunden, vielleicht im Lazarett, wer weiß es? Die Ricci, die den Erbschaftsstreit mit mir führten, tot bis auf das letzte Glied, und haben mir nicht nur das Meine, sondern auch das Ihre hinterlassen. So mag die Pest noch manchen alten Zwist mit einem Mal geschlichtet haben. Mein Diener Antonio tot, die schöne Niccolosa tot! Ach Filippo, in eine Totenstadt bin ich gekommen, ich gehe umher, betaste mich und frage mich, ob ich denn selbst noch lebe!

Auch der schöne Cecco hat daran glauben müssen, der Riese, der aussah, als sollte er hundert Jahre alt werden, sagte Filippo. Bei der Porta Pinti war es, da gingen wir spazieren, als uns der Pestkarren entgegenkam; ein wunderschönes totes Mädchen lag darin. Cecco im Übermut hält den Karren auf und steckt den Kopf hinein, um die Leiche auf den Mund zu küssen. Nach ein paar Stunden erkrankte er, und zwei Tage später lag er im selben Karren. Aber was stehen wir da und jammern wie die alten Weiber: Der ist tot und jener liegt im Sterben! Lassen wir die Toten

ihre Toten begraben und behalten wir unseren letzten Blutstropfen der Freude vor! Wohl dem, der sich keine einzige versäumte schöne Stunde vorzuwerfen hat! Wüßtest du, wie süß die Küsse sind, die der Tod würzt! Wie die strengsten Lippen dürsten nach einem Tropfen aus dem Becher, der zur Neige geht! Jetzt lebt man rasch, in einen Tag drängt sich der Inhalt von Jahren zusammen. Nackt und aufrichtig, wie sie Gott erschaffen hat, steht jede Seele vor dir. Jetzt kein langer Dienst mehr mit Seufzen und Schmachten, kein Paradieren vor den Fenstern der Schönen, ein Wort öffnet dir alle Türen: Madonna, es ist vielleicht die letzte Nacht, die wir leben. O die letzte, letzte Freude zu versäumen! Diese Zauberformel treibt die Nonne vom Altar weg in deine Arme und die Witwe von der Leiche ihres Gatten. Morgen nicht mehr sein! Die schönen Arme, die dich heute umfangen, ein Raub scheußlicher Verwesung! Es ist ein Tropfen im Kelch des Genusses, der die Sinne umnebelt, der dich taumeln macht, ohne den künftig jeder Trank schal und nüchtern sein wird. Ich glaubte, ein Meister in der Kunst des Lebens zu sein, und sehe, daß ich nichts genossen habe bis auf diese Tage. Komm, Alessandro, wir wollen eine Gesellschaft gründen, von der man noch in hundert Jahren in Florenz reden soll. Meine späten Enkel sollen sagen: Als die Freude aus der Welt vertrieben war, fand sie eine Zuflucht in Filippo Vettoris Haus. Auf meine Schwelle will ich die Statue der Pest stellen, die den blinden Cupido an der Hand führt, vom ersten Florentiner Künstler gefertigt. Dann wollen wir umhergehen, eine andere und klügere Misericordia, und unsere Festgenossen suchen. Was jung und schön und geistreich ist, wem noch ein Funke von Lebenslust in den Adern glüht, sei bei uns willkommen. Mit den feinsten Weinen will ich meine Tafel würzen, die auserlesenste Musik soll unseren Ohren schmeicheln, und Gespräche wollen wir führen, um die uns Sokrates und Alkibiades beneiden sollen. Wen das Schicksal ereilt, dem sei nicht weiter nachgefragt, keiner habe Anspruch auf Totenklage! Stirbt das

schönste Weib aus unserem Kreise, morgen umarmen wir ein schöneres! Euthanasia soll unsere Gesellschaft heißen, und unser Gruß soll sein: Stirb wohl! Bist du der Unsere, Alessandro, oder hält dich Madonna Clarice zu fest im Bann?

Der andere machte eine Handbewegung, als schüttle er einen Strohhalm vom Ärmel.

Ich bin dabei, was die Abende betrifft, aber den Tag muß ich mir frei behalten. Morgen früh stelle ich mich den Prioren der Zünfte vor, du weißt, mein Leben gehört dem Staate —

Gut, ich lasse dir den ganzen Tag, um das Vaterland zu retten, rief Filippo lustig, aber am Abend bist du mein. Ein paar Freunde und Freundinnen findest du immer bei mir. So mag denn unter unserem Festjubel und dem Geplärr der Dominikaner das alte Florenz seinem letzten Stündlein entgegengehen! Kommst du gleich mit mir?

Nein, ich danke dir, ich habe heute noch viel zu tun, ich muß erst mein Haus in Ordnung bringen, denn den Verwalter haben sie ins Lazarett geschafft. Aber morgen bin ich bei dir, morgen abend.

Morgen ist spät, komm lieber heute mit mir. Mein Herz sagt mir, daß du heute kommen sollst. Du kennst den weisen Spruch des großen Lorenzo:

Chi vuol esser lieto, sia!
Di doman non c'è certezza!

Jetzt gelten keine Wechsel mehr auf so langen Termin.

Er wollte sich des Freundes bemächtigen, aber dieser wehrte ab und vertröstete nur immer auf morgen.

Da mußte Filippo nachgeben, er schickte sich zum Gehen an und rief noch dem Freund zurück: Komme sicher, gute Nacht! Auf frohes Sterben!

Ich komme sicher, gute Nacht! war die Antwort.

Aber in den Sternen stand es anders geschrieben.

Alessandro di Francesco della Stufa stammte aus einem alten, angesehenen Florentiner Geschlecht. Er war jung, schön und reich und stand an Bildung keinem seiner Zeitgenossen nach. Die ersten Humanisten Italiens waren seine Lehrer gewesen, und in der Schule Francesco Guicciardinis hatte er die Staatsweisheit gelernt. Er hatte die letzten Jahre auf auswärtigen Gesandtschaften zugebracht und die Vaterstadt nur auf kurzen Besuchen wiedergesehen. Er kannte die Höfe von Rom und Paris, war in Venedig vom Dogen ehrenvoll empfangen worden und hatte überall in der Gesellschaft der ersten Staatsmänner und Gelehrten, der ausgezeichnetsten Künstler gelebt, war von den schönsten und gefeiertsten Frauen seiner Zeit verzogen worden. Vor kurzem hatte er in Lucca eine Landsmännin, die stolze Clarice degli Strozzi, heimgeführt. In Florenz hatte er einst Herz und Hand einer anderen gelobt — aber das war lange her.

Als Filippo ihn verlassen hatte, trat er nachdenklich unter die Tür von San Giovanni, wo er vor sechsundzwanzig Jahren die Weihe der Taufe empfangen hatte. Beim Eintritt tauchte er den Finger in den Weihkessel, denn obwohl ein Anhänger der Platonischen Lehre, war er doch in allen seinen Gewohnheiten ein Sohn der Kirche geblieben. Ein blinder Bettler in Lumpen kniete am Eingang, ein paar Kerzen brannten trübe auf dem Hauptaltar, der Rest der Kirche lag in Dämmerung. Die Schar der Gläubigen, die sonst abends den Tempel füllten wie ein gemeinsames Haus, war verschwunden. Alessandro machte ein paar Schritte durch den hallenden Raum. Dann wandte er sich zum Hauptaltar zurück und erblickte auf den Stufen des Chors eine in brünstiges Gebet versunkene Gestalt, die er zuerst nicht beachtet hatte, denn sie kniete nahe der Tür, durch die er eingetreten war. Von dem Gesicht, das sie dem Hochaltar zukehrte, konnte er nur ein edles blasses Oval erkennen, langes, schwarzes Trauergewand verhüllte den ganzen Wuchs, und doch sagte ihm ein unbeschreibliches Etwas, daß diese einsame Beterin jung und schön sein müsse.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sobald der junge Mann dieser Erscheinung ansichtig ward, schwand der Ernst aus seinen Zügen, er nahm eine leichtere Haltung an, schlug den Mantel zurück, daß das spanische Wams darunter zum Vorschein kam, und seine Schritte hallten stärker durch die leere Runde, während sein Degen leise auf dem Mosaikboden der Kirche klirrte. Da fuhr die Beterin zusammen und wandte ihm ein schönes, aber marmorbleiches Gesicht zu, dem der ungewisse Lichtschein vom Altar her einen fremden Reiz gab.

Der junge Mann trat neben sie und sagte bescheiden: Madonna, ich sehe, Ihr seid allein, bald werden sie die Kirche schließen, die Straßen wimmeln von verdächtigem Gesindel — wollt Ihr Euch meinem Schutz und meiner Begleitung vertrauen, um nach Hause zu gehen?

Die Schöne zitterte bei seinen Worten so stark, daß sie sich mit dem Arm auf die steinernen Stufen stützen mußte, neben denen sie auf den Knien lag. Sie antwortete stoßweise mit unsicherer Stimme und gesenktem Haupt: Messere, ich habe kein Haus mehr, — das Haus Gottes ist jetzt das meinige.

Der junge Mann beugte sich mit Teilnahme zu ihr nieder und sagte: Habe ich Euch erschreckt, Madonna? Ein schwerer Kummer scheint auf Euch zu lasten.

Sie richtete den Kopf auf und sagte mit lieblichem Ton: Ja, ich bin erschrocken, als ich die Stimme hörte, die ich nie wieder zu vernehmen glaubte. Kennt Ihr die arme Bianca nicht mehr, die Ihr einst glauben ließet, daß sie Eurem Herzen die Nächste sei?

Bianca, stotterte der junge Mann, Ihr seid es und so allein — zu dieser Stunde!

Ich habe zum Herrn gebetet, daß er dieses jammervolle Volk erlöse — und mich zugleich.

Oh, er hat Euch gewiß erhört, Ihr werdet leben, rief Alessandro, der nicht mehr wußte, was er sagte, und war ihr behilflich, sich aufzurichten.

Die schwarzen Augen glühten fieberhaft in ihrem blassen Gesicht, sie hielt seinen Arm fest umklammert, und ihr Atem streifte seine Wange. Sein Auge ruhte wie gebannt auf ihr und suchte die wohlbekannten Züge in dem bleichen, aber herrlichen Geschöpf, das in der vollen Entfaltung seiner Reize vor ihm stand und ihm jetzt noch tausendmal begehrenswerter erschien, als in der ersten kindlichen Blüte.

Mein Haus ist ausgestorben, mein Mann ist tot, die Dienerschaft geflohen, flüsterte sie. Das Grauen trieb mich fort, aus jeder Ecke starrten mich Gespenster an.

Sie sank mit den Knien nach vorwärts, als breche sie zusammen, und er mußte sie in den Armen auffangen, so groß schien ihre Bewegung.

Meine Bianca, sagte er, von Mitleid und Zärtlichkeit übermannt, du bist nicht allein, ich habe dich wieder gefunden und verlasse dich nicht.

Sie schauerte in seinen Armen zusammen. Ein Blitz von Freude und Triumph schoß wie ein spitzer Dolch aus ihren Augen, aber er sah es nicht, und sie senkte gleich die Blicke wieder und fragte schüchtern: Wohin wollt Ihr mich führen?

Er schwieg einen Augenblick, und sein Gewissen sagte ihm, daß er an der einst so Heißgeliebten einen neuen Verrat zu begehen im Begriff sei.

Aber die Nähe des schönen Geschöpfes, dessen Herz er an dem seinigen klopfen fühlte, das verführerische Dunkel und die Einsamkeit rissen sein ganzes Sein in einen Wirbel hin, in dem jede bessere Regung unterging. Filippos Reden brausten ihm verworren in den Ohren nach. Das Verderben schwebte so nahe über ihren Häuptern, und das Leben war doch so verlockend schön. — Er dachte an die langen Nächte, die er vor ihrem Fenster verseufzt hatte, als die Brüder sie eingeschlossen hielten, und sie nur einen flüchtigen Gruß über die Straße tauschen konnten, an ihre Schönheit, die er nur so kurze Zeit besessen

hatte, ehe die Signoria ihn mit einer Gesandschaft nach Frankreich betraute.

Zu mir, in mein Haus, sagte er mit einer Stimme, von der sich jeder Laut wie ein schmeichelndes Hündchen zu ihren Füßen zu schmiegen schien. — Das deinige ist verwüstet und ausgestorben, auch das meinige ist leer, weil kein häusliches Feuer darin brennt. Ich bin ganz allein — Bianca, komme du mit mir — Bianca, ich habe dich nie vergessen, es war eine höhere Macht, die uns voneinanderriß. Diese langen Jahre — wie oft habe ich an dich gedacht! In jeden Gedanken an die Vaterstadt hat sich dein Bild verwoben. — Und jetzt, Bianca, sind wir vielleicht Sterbende, — sollen wir nicht die kurze Stunde noch glücklich sein?

Ja, sagte sie entschlossen und drückte mit Kraft seinen Arm, ich folge Euch.

Ein böses Lächeln ging plötzlich über sein Gesicht, aber um es zu verbergen, beugte er sich zu ihr herab und küßte sie rasch.

Sie riß sich los, trat einen Schritt zurück und wies mit abgewandtem Gesicht nach dem Altar. Bei dieser Bewegung kam ein weißes Tuch zum Vorschein, das sie wie eine Schärpe am Gürtel befestigt trug.

Er erblaßte, wich zurück und fragte betreten: Was bedeutet dieses Tuch?

Sie lachte laut auf, daß es unheimlich durch das Gewölbe hallte.

Erschreckt Euch dieser Lappen? sagte sie. Sie schwieg ein wenig, dann fuhr sie gleichgültig fort: Ich habe ihn umgeknüpft, um unbehelligt hierherzukommen. Ihr sagtet ja selbst, die Stadt wimmle von verdächtigem Gesindel. Seht, unter diesem Zeichen geht man so sicher wie unter Engelsfittichen.

Ihm war das warme Blut plötzlich erkaltet. Ein Unbehagen schauderte ihm durch alle Glieder, ihr Wesen schien ihm fremd und seltsam aufgeregt. Aber er schämte sich, dieser Anwandlung nachzugeben. Mit einer Art von Zorn riß er ihr das weiße Tuch

ab, das wie die Klapper der Aussätzigen im Orient seinen Träger in den Augen der Mitgeschöpfe zum Schreckbild machte.
Jetzt werde ich dich beschützen, sagte er.
Von der heftigen Bewegung war ihm der Gürtel zugleich in der Hand geblieben. Ihr weites, schwarzes Oberkleid fiel auseinander und zeigte ein duftiges linnenes Untergewand, das sich mit Goldstickereien um die Brust schmiegte und bis auf die Knöchel niederfiel.
Er umfaßte sie wieder, sie folgte dem Zug seiner Arme und legte das Gesicht an seine Schulter, daß die langen losgegangenen Haare über seinen Arm fielen, indem sie ihn mit beiden Händen festhielt, als fürchtete sie, er könnte ihr wieder entrinnen.
Komm, komm fort von hier! flüsterte sie ihm in die Ohren.
Er hob sie auf und trug sie wie ein Kind zum Tempel hinaus. Diesmal vergaß er, auf der Schwelle das Weihwasser zu nehmen, und wäre fast über den blinden Bettler gestolpert, der unter der Türe eingeschlafen war.
Als sie im Freien standen, war sie es, die ihn so eilig fortzog, als ob ihr in jeder Minute eine Seligkeit verloren gehen könnte.
Der Himmel war kohlschwarz geworden, der Wind fegte die Via Calzajuoli herunter und schleuderte ihnen einen Staubwirbel ins Gesicht. Madonna Bianca blieb plötzlich stehen, legte die Hand auf die Brust und seufzte tief und schmerzhaft auf.
Schließe die Augen, sagte er, ich führe dich.
Er schlug die eine Hälfte seines Mantels über sie und schlang ihr einen Arm um den Leib, sie beim Gehen leicht unterstützend, daß er sie wie ein Bündel unter dem Arm zu tragen schien.
Auf dem Ponte vecchio machten sie halt, um Atem zu schöpfen. Die schweren Wolken zerrissen endlich wie ein Vorhang im Westen und ließen eine ungeheure schwefelgelbe Feuermasse sehen, das Tal stand einen Augenblick in Flammen, dann wurde es noch dunkler als zuvor.
Ist das nicht der Weltuntergang, den uns Frate Ambrogio täg-

lich von der Kanzel verkündet? flüsterte Madonna, in den Arm des jungen Mannes geschmiegt.
Sie gingen weiter, das Geländer streifend. Da stieß Messer Alessandro auf einen weichen Klumpen und zog mit Grausen den Fuß zurück. Ein schwarzer Fleck lag am Boden, noch dunkler als die Dunkelheit, die ringsum herrschte. Alessandro wußte augenblicklich, daß er auf einen menschlichen Körper getreten war, denn so groß ist die Würde des Menschenleibes, daß er auch in der äußersten Entweihung und im Dunkel der Nacht eine unbewußte Scheu um sich verbreitet. Auch war es nicht der einzige Leichnam, den man in diesen Tagen auf der Straße liegen sehen konnte.
Ein Sterndeuter sagte mir vor kurzem, auf dem Weg der Liebe werde ich den Tod finden, sagte der junge Mann mit gezwungenem Lachen. Jetzt gehe ich den Weg der Liebe, und hier liegt der Tod.
Als sie in die Nähe der Via de' Bardi kamen, wo Alessandros Haus stand, fragte Bianca plötzlich: Und wo ist Madonna Clarice?
Alessandro war betroffen.
Sprich nicht von ihr, denke nicht an sie! war seine Antwort. Sie ist fern und hat hier nicht zu gebieten.
So liebt sie Euch nicht, daß sie darauf verzichtet, die Gefahr mit Euch zu teilen?
Sie hat nicht zu lieben, sie hat nur zu gehorchen, entgegnete er hart.
Von da an sagte Madonna Bianca kein Wort mehr auf dem ganzen Wege.

*

Als der Morgen dämmerte, fuhr Messer Alessandro aus einem unruhigen Schlafe auf. Seine Schläfen hämmerten, seine Lippen waren wie ausgedörrt, und auf der Brust und unter der Achselhöhle empfand er ein unleidliches Zerren und Brennen.
Ich werde nach dem Arzt schicken müssen, sagte er beklemmt, indem er den Kopf aufrichtete.

Messere, Ihr werdet besser tun, den Priester zu rufen, antwortete Madonna Bianca kalt, ohne sich von ihrem Sitz zu erheben, von wo sie seit Stunden bleich und regungslos auf den Schläfer herabgeblickt hatte.

Er sah sie starr mit aufgerissenen Augen an. Da schlug sie das weiße linnene Gewand zurück, und bei dem fahlen Morgenlicht sah er über der marmornen Brust drei kleine brandrote Bläschen, von einem bläulichen Hof umgeben.

Seht her, sagte sie, das habe ich gestern abend vergessen Euch zu zeigen.

Eine eiskalte Hand fuhr ihm ins Herz, und vor ihm stand grauenvoll das Gespenst der Vernichtung. Im nächsten Augenblick ward ihm siedend heiß, er riß sein Hemd auf, und auf seiner Brust sah er dieselben kleinen brandroten Flecken, die schwerste Form der Pest, die man damals kannte, die Vorzeichen des sicheren Todes.

Er sprang vom Lager auf, als wollte er das Weib erdrosseln. Aber er blieb mit geballten Fäusten vor ihr stehen und stieß nur mit dumpfer Stimme heraus: Du — du — du hast mir das getan!

Ja, sagte sie ruhig mit einem Lächeln, das dem Lächeln der Wahnsinnigen glich, ich, die unglückliche Bianca, der du ihre Jugendblüte gestohlen hast, die du dem Zorn ihrer Verwandten preisgabst und einem unwürdigen Mann in die Arme triebst, die du auch gestern nur vom Altar wegholtest, um sie aufs neue zu betrügen. Der du das Leben vergiftet hast und die jetzt auch ihr ewiges Heil verwirkt hat durch die gräßlichste und abscheulichste Tat, von der die Welt jemals hörte. Aber ich bereue sie nicht. Als das Unglück über unsere Stadt hereinbrach, und alle auf den Knien lagen und zum Himmel flehten um Rettung, da jubelte mein Herz allein der Vernichtung entgegen. Und ich ahnte doch nicht, welche Rache, welche Seligkeit mir noch vorbehalten war. Nie wird sich mehr die blonde Clarice deiner Liebe erfreuen. Oh, was sind alle Pulver der Borgia gegen die Wollust, dem Feinde den eigenen Mund wie einen Giftbecher zu reichen und zu sagen: Trink! War der Becher

nicht verlockend, war der Trank nicht süß? — Er hat schneller gewirkt als ich dachte.

Er brach in wilde Verwünschungen aus und tobte wie ein Verzweifelter durchs Zimmer. Er überhäufte sie mit den schrecklichsten Drohungen, aber war es die Kraft der Krankheit, die ihn lähmte, oder die dämonische Natur des Weibes vor ihm, er wagte nicht, den Finger gegen sie aufzuheben.

Sie ließ ihn wüten und saß unbeweglich.

Plötzlich hob sie die Hand auf und unterbrach ihn.

Still, sagte sie mit unheimlichem Lächeln. Hörst du es die Straße herunterklingeln? Das ist der Karren, vor dem alles, was Leben hat, sich schaudernd verkriecht. In wenig Stunden werden sie uns zusammen auf diesen Karren legen, in eine Grube werden sie uns beide werfen, ein Feuer der Verdammnis wird unsere Seelen empfangen. Oh, möchte doch ein Sturmwind uns in ewiger Qual dahintragen, in Ewigkeit zusammengeschmiedet wie jenes andere jammervolle Paar!

Scheusal! Megäre! sagte er mit dem tiefsten Abscheu. Pfui über deine feige Tat! Aber wenigstens sollst du nicht triumphieren, in deiner Gesellschaft will ich nicht sterben, — ich rufe meine Diener —

Er wollte hinausstürzen, aber sie hielt ihn mit Kraft am Arm zurück.

Bleib, sagte sie mit einem Ton, in dem Haß und Zärtlichkeit kämpften, wenn du deine Diener rufst, schaffen sie dich hinaus in die Baracken, von wo dich erst die Totengräber wieder abholen! Bleibe hier, meine Rache ist gesättigt, jede Pflege, die dir das Sterben erleichtern kann, sollst du von meiner Hand empfangen, denn mich hält eine wunderbare Kraft aufrecht.

Er hörte schon nicht mehr, denn er starrte mit abwesenden Blicken vor sich hin und ließ sich nach dem Lager zurückführen, auf das er taumelnd niedersank. Die Wut schien alle seine Lebenskraft aufgezehrt und dem Fieber die alleinige Herrschaft über seinen

Körper gelassen zu haben. Er streckte noch den Kopf vor, denn er glaubte die große Glocke zu hören, die die Bürger von Florenz in Tagen der Not zum Parlamento rief.

Die Signoria erwartet mich, lallte er mit schwerer Zunge, aber in seinem Hirn fing es zu brausen an, tiefe Betäubung umfing ihn, und sein Blick wurde gläsern.

Nach einer Weile öffneten sich seine Lippen noch einmal und murmelten abgerissene, unverständliche Worte, und einmal schien es der bleichen Wärterin an seiner Seite, als flüstere er: Bianca!

Da beugte sie sich zu ihm herab und küßte ihn mit ihren blutlosen Lippen auf die Stirn. Dann setzte sie sich neben ihn auf den Rand des Lagers, und unverwandt in das Gesicht des Sterbenden starrend, wartete sie ruhig wie ein Todesengel auf seine und ihre letzte Stunde.

Als der Freund am Abend nicht versprochenermaßen beim Festmahl erschienen war, machte sich Messer Filippo Vettori noch spät in der Nacht mit fackeltragenden Dienern auf nach seinem Palast, um den Säumenden abzuholen.

Als er an der Haustür den Klopfer fassen wollte, griff er in einen weichen Stoff. Die Diener leuchteten mit den Fackeln her, und Messer Filippo fuhr wie von einer Schlange gebissen zurück, denn er hielt ein weißes Tuch in der Hand.

Eine Weile stand er tief erschüttert.

Armer Alessandro, rief er, wer hätte gestern gedacht, daß du heute schon die weiße Fahne aufstecken würdest!

Dann aber fiel ihm ein, daß Schreck und Kummer den Körper empfänglicher für die Ansteckung machen. Er trat eilig den Rückweg an, indem er aus voller Kehle in die Nacht hinaussang:

Quant' è bella giovinezza
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia!
Di doman non c' è certezza!

Italienische Erzählungen

Unsere Carlotta

Über der Arnostadt ging eben die Sonne unter, der Himmel war offen, die Glorie brannte, Türme, Kuppeln, Paläste standen in einer Flammenesse, und hinein schauten verzückt die Zypressen der Villa Isotta.

Wir saßen im offenen Gartensaal, die Rede kam zufällig auf Nationalitäten, und einer wollte in der sinkenden Sonne das Sinnbild und Wahrzeichen des schönen Landes sehen, in dem wir lebten: in eben solcher abendlichen Heiterkeit gehe die italienische Kultur und Rasse unter, um den lebenskräftigeren neuen Völkern Raum zu geben.

Andere widersprachen, es wurde lebhaft für und wider gestritten. Besonders die Hausfrau, von romanischem Blut, aber in langjähriger Ehe einem Deutschen verbunden, wollte von einem Niedergang des italienischen Genius nichts wissen, ohne den in der großen Völkersymphonie die schönste Stimme fehlen würde, und manches denkwürdige Wort fiel in dem Redekampf, der sich entspann.

Italien, sagte sie unter anderem, ist und bleibt das Land der großen Menschheitstypen, die ewigen Urbilder wachsen hier immer wieder nach. Freilich haben die neueren Völker feinere Abtönungen und ein verschlungeneres Innenleben, aber das Menschentier, das einfache, mit seinen natürlichen Empfindungen fehlt, der Urtypus fehlt, von dem die anderen abgeartet sind. Was sonst des Dichters Aufgabe ist, das tut hier die Natur selber: sie vereinfacht die Gestalten.

Zum Beispiel: Verliebte, Eifersüchtige, Rachgierige gibt es in

jedem Land; aber die Liebe, die Rache, oder nehmen Sie welche Empfindung Sie wollen, ganz in einer Person verkörpert wie in der antiken Tragödie, das finden Sie heute nur noch in Italien. Solch ein menschgewordener Urtrieb, wie z. B. unsere Carlotta war, das schöne Bronzeweib, das Sie ja alle gekannt haben.

Als sie den Namen Carlotta nannte, stieg eine halbvergessene Gestalt aus meiner Erinnerung auf: ein herrliches Weib, wie eine antike Kolossalstatue, mit braunem, unbeweglichem Gesicht und großen goldenen Ringen in den Ohren. Sie stand leibhaftig vor mir, wie sie den Rasen am Hügelabhang der Villa Isotta umschorte, die Schaufel kraftvoll in das trockene Erdreich niedertretend und ruhig Scholle zu Scholle legend. Ich hatte sie nur einmal gesehen und wußte nichts von ihr, als daß sie Carlotta hieß, aber in meiner unbewußten Erinnerung war die Erscheinung haftengeblieben, ohne daß ich mich je mit ihr beschäftigt hätte. Sie sah aus wie das letzte Wesen einer untergegangenen Rasse aus einer Zeit, wo die Menschen noch weniger zahlreich, aber körperlich vollkommener waren.

Das Gespräch war plötzlich abgerissen, und eine verlegene Stille ging durch das Zimmer. Man knüpfte eine neue Unterhaltung an, die nicht mehr ins Sprudeln kam, und trennte sich früh.

Sobald wir allein waren, fragte ich die Frau des Hauses, was es mit der schönen Riesin für eine Bewandtnis habe.

Oh, wie seltsam ist es doch, rief sie, den Fortgehenden nachblickend, daß die Menschen im Leben nicht ertragen können, was sie in der Dichtung überzeugt und zum Beifall zwingt. Es freut mich, daß Sie nach Carlotta fragen, ihre Geschichte liegt vor der Zeit unserer Bekanntschaft, und ich erzähle Sie ihnen gern. Sie haben das Mädchen erst gesehen, als ihre Kraft schon gebrochen war, schließen Sie daraus, was sie in den Zeiten ihres Glanzes gewesen ist!

Sie legte sich auf ihrem Kanapee zurecht, dachte ein wenig nach und erzählte dann:

Es war bei einem Sommeraufenthalt in Montepiano, daß die Carlotta in unser Haus kam. Sie kennen die Gegend nicht? — gewiß eine der schönsten im toskanischen Apennin, ein von wilden Schluchten zerrissenes und von Bergströmen durchrauschtes Hochland, das die Wasserscheide zwischen dem Bolognesischen und Florentinischen bildet: die Setta eilt nach Osten dem Reno und der Adria zu, und die Fiumenta stürzt sich mit dem Bisenzio nach dem westlichen Meere. Ebenso zwiespältig ist der Charakter der Bevölkerung, sie spricht toskanisch und gehört der Landeseinteilung nach zu Florenz, neigt aber schon zu dem rauheren und geraderen Wesen der bolognesischen Nachbarn hinüber. Wir wohnten wunderbar im Müllerhause, durch dessen Gewölbe die schäumende Setta stürzt, aber für die Bedürfnisse war schlecht gesorgt, daher das Wirtschaften seine Schwierigkeiten hatte, und das Dienstmädchen, das ich aus der Stadt mitbrachte, wußte sich nicht zu helfen. Auch fehlte es unserer kleinen Stephanie, die eben das Gehen lernte, an Aufsicht, deshalb ließ ich im Ort nach einer Aushilfe suchen. Da quälte mich eine wandernde Krämerin, die mit ihrem Eselwagen ab und zu vor die Mühle kam, ihre Tochter zu mir zu nehmen; das Mädchen habe zwar noch nie gedient, sei aber so fleißig und bescheiden, daß ich gewiß mit ihr zufrieden sein werde. Die Krämerin war eine alte Hexe, die mit ihrem Eselkarren im Lande herumzog, den Sommergästen schlechte Seifen, dem Landvolk farbige Bänder aufschwatzte und allen Klatsch zwischen den zwei Grenzprovinzen vermittelte. Ihre Empfehlung hatte also wenig Gewicht, aber das Wasser ging mir an den Hals, auch hörte ich, daß die Tochter der Mutter sehr unähnlich sei, und willigte ein, sie mir wenigstens vorstellen zu lassen.

Des andern Tages brachte mir die Alte ein großes schönes Mädchen daher, nicht mehr in der ersten Jugend, und in seiner reifen, fast matronenhaften Fülle mehr einem Weibe gleichend, ein Prachtstück der Natur, mit braunem, ruhigem Gesicht, die Haare wie zwei schwarze Flügel über der Stirn und große goldene Ringe in

den Ohren, kurz, Sie kannten sie ja — unsere Carlotta. Man begriff nicht, wie das kleine häßliche Weib diesem edlen Koloß das Leben gegeben haben sollte.

Die Prüfung fiel nicht glänzend aus. Fast auf allen Punkten, nach denen ich sie befragte, bekannte sich Carlotta zu gänzlicher Unwissenheit, während die Mutter ihr heimliche Winke gab und des Mädchens Aufrichtigkeit durch erlogene Lobpreisungen gutzumachen suchte. Freilich, wenn für Carlotta nichts gesprochen hätte als das Zeugnis ihrer Mutter, so wäre sie wohl nie in unser Haus gekommen, aber das große, wohlgeratene Menschenkind mit dem ruhigen Wesen eines schönen, starken Tieres gefiel mir auf den ersten Blick, und den Ausschlag gab die Kleine, die sich sogleich mit ihr befreundete.

Von Stunde an entspann sich zwischen dem großen, braunen Weib und unserem kleinen blonden Kindchen die zärtlichste Liebe. Carlotta wurde nicht satt, die damals noch spärlich sprossenden goldgelben Härchen anzustaunen, in denen sie das Abzeichen einer höheren Gattung, etwas beinahe Göttliches erblickte, und in unbewußter Poesie erfand sie der Kleinen immer neue Liebes- und Schmeichelnamen, eigentlich keine Namen, sondern Naturlaute lallender Leidenschaft, in denen ihr dumpfes Gefühl nach Ausdruck rang. Ihren Taufnamen konnte sie nicht behalten und verkehrte ihn in Stofale, wie die Kleine sich selber noch lange Jahre nachher nannte.

Wie oft mußte ich ihr das Kind vom Arme reißen, wenn sie sich wie ein Kreisel damit auf dem unebenen Waldboden herumschwang, das zarte Ding an den wogenden Busen gepreßt, und dazu wie in Verzückung: Stofale! Stofale! Stofale! schrie, bis ihr der Atem ausging.

Im übrigen rechtfertigte Carlotta das Zeugnis, das sie sich selber ausgestellt hatte, denn selten hat mir ein Mädchen so viel Mühe gemacht. Sie war durch und durch Bäuerin, ohne Fähigkeit, sich in verfeinerte Bedürfnisse einzuleben, und wenn sie mit Mühe

eine neue Aufgabe gefaßt hatte, so durfte man sie beileibe nicht in der mechanischen, immer gleichen Verrichtung derselben stören, sonst stand die Maschine mit einem Ruck stille. Nur was sie für das Kind zu tun hatte, das geriet ihr alles leicht und sicher, wie aus einem natürlichen mütterlichen Einfühlen.

Bei alledem wußten wir in Montepiano ihre Dienste wohl zu schätzen, denn sie kannte jeden Bauernhof und wußte immer genau, wo es gerade einen Korb voll frischer Eier oder ein Stück schöner Butter zu holen gab; auch konnten wir ihr mit voller Sicherheit das Kind überlassen, während wir im Gebirg umherkletterten. Außerdem habe ich es stets als einen Gewinn betrachtet, besonders für die Kindheit, schöne wohlgebaute Menschen im Hause zu haben. Man mußte Carlotta sehen, wenn sie an dem kleinen Röhrenbrunnen, der neben dem Mühlbach aus dem Felsen springt, ihr Wasser holte und mit der Last zurückkam, ohne einen Tropfen zu verschütten, an jeder Hand einen schweren Eimer Wasser hängend, daß die Eimer und die starken braunen Arme aus einem Bronzeguß zu sein schienen, — die biblische Rebekka kann kein stolzerer Anblick gewesen sein.

Auch gefiel es mir an Carlotta, daß sie ernsthaft und schweigsam war wie die Natur ihrer Berge; nie hörte man ein überflüssiges Wort von ihr. Sobald sie nichts zu tun hatte, setzte sie sich am Abhang unter den Zypressen nieder, wo der Weg an der Setta hinführt, und sang, ihre Stofale im Schoße haltend, ein eintöniges Lied, immer dieselbe Strophe, die endlos wiederkehrte wie die Welle im Bach.

Überhaupt hatte sie ein nahes und stilles Verhältnis zu der Natur, sie kannte alle Pflanzen mit Namen, was bei unserem Landvolk selten ist, und sagte mit fast unfehlbarer Sicherheit das kommende Wetter voraus; von ihrem Vater, der ein Apenninenhirte war, hatte sie die Gabe geerbt, und zwar sie allein unter sieben Geschwistern. Wir hatten es an ihr ausgefunden, bevor wir wußten, daß sie als die beste Wetterprophetin ringsum zwischen Setta

und Fiumenta anerkannt war. — Welche Aufschlüsse über die Natur vermöchten uns erst die Tiere zu geben, wenn wir sie befragen könnten.

Etwas Treuherzigeres als unsre Carlotta ist nie auf zwei Beinen gegangen. Sie war noch keine Woche in unserm Dienst, so erzählten mir die Hausgenossen belustigt, daß die neue Kindsmagd sich mit unsrer Kleinen über ihre eigenen Herzensangelegenheiten zu beraten pflege, und sie sei fest überzeugt, das stille Kind mit den durchdringenden blauen Augen verstehe alles. Nun merkte ich selber auf und hörte auch richtig eines Tages mit an, wie sie die Kleine auf ihrem Schoß ernsthaft fragte: Soll ich ihn nehmen, Stofale, sag' mir's du, soll ich ihn nehmen?

Und nachdem sie eine Weile in den Augen des Kindes wie in einem Schicksalsbuch zu lesen gesucht hatte, setzte sie in klagendem Tone hinzu: Aber du weißt ja, daß ich Tag und Nacht an den andern denke.

Und plötzlich riß sie das Kind mit Ungestüm an ihre Brust und rief in Verzückung: Oh, wenn ich sicher wäre, daß mir ein solches Engelchen geschenkt würde, dann drückte ich beide Augen zu und nähme ihn doch.

Ich trat unversehens heraus und fragte, was die seltsamen Reden bedeuteten. Carlotta war zuerst betreten, dann faßte sie sich und beichtete, und so erfuhr ich jenes Tages in Bruchstücken, die ich mir selber zusammenleimen mußte, ihre ganze Geschichte.

Carlottas Familie stammte aus dem Bolognesischen, wie sie immer mit Stolz betonte, eine Riesenbrut, der Vater, vier Brüder, drei Schwestern, alle schön und groß und stark wie sie. Diese Leute hausen nur im Sommer auf ihren Bergen, des Winters ziehen sie in Scharen mit Sack und Pack herunter nach der Maremma oder nach Sardinien, wo Arbeitskräfte immer gesucht sind. Gehen sie dort nicht am Fieber zugrunde, so haben sie Aussicht, es zu einem gewissen Wohlstand zu bringen, denn die Löhne sind in jenen ungesunden Gegenden höher als anderwärts.

So rechnete auch Antonio, Carlottas Verlobter, ein kluger, stattlicher Bursch, der jeden Winter nach Grosseto auswanderte und im Frühjahr sein Erspartes gegen ein paar kräftige Maremmenpferdchen umtauschte, die er daheim mit Vorteil wieder verhandelte. Er hatte schon Aussicht auf ein eigenes kleines Gütchen, das er mit Carlotta bebauen wollte, als ihn kurz vor der Hochzeit die Malaria in wenigen Tagen wegriß. Carlotta betrauerte ihn herzlich, denn sie hatten von Kindheit an zusammengehalten. Doch fiel es ihr nicht ein, um seinetwillen unvermählt zu bleiben, sie verlangte nur, ihr Zukünftiger müsse groß und stattlich sein, wie Antonio gewesen. Aber sie war nun schon aus ihrer Bahn gerissen und sollte den Weg ihrer natürlichen Bestimmung nicht wiederfinden. Noch im selben Jahre erlag ihr Vater der gleichen tückischen Krankheit, die Mutter, die Nomadenblut im Leib hatte, schaffte sich darauf den Esel an, um von Ort zu Ort mit Nadeln und Bändern zu hausieren; ihr Wägelchen mit dem gelben Wachstuchüberzug war bis ins Mugello hinab bekannt. Die Geschwister waren versorgt, Carlotta, die Jüngste, wurde, da sie das Wanderleben der Mutter nicht teilen mochte, bei einem Verwandten in Prato untergebracht, der ihre Kräfte nicht besser zu verwerten wußte, als indem er sie in die Papierfabrik von Meletto schickte.

Denken sie sich unsre Carlotta, die für die Stille der hohen Berge und der weiten Ebenen geboren war, in dem qualmenden, quirlenden Dunstkreis einer Fabrik, unter all den flinken, geschwätzigen, verderbten Arbeiterinnen. Das arme Ding glaubte lange Zeit, der Kopf müsse ihr vor Lärm und Hitze zerspringen. Schweigend falzte sie täglich soundso viel Bogen blauen Packpapiers und wanderte am Abend einsam ihre fünf Kilometer nach Hause; ihr gewaltiger Wuchs und ihre Stummheit richteten zwischen ihr und den andern eine Scheidewand auf. Zwar stellten sich auch dort ein paar Freier für sie ein, aber sie waren unansehnlich von Person, und die gute Carlotta hätte es damals in der Blüte ihrer

Jugend für einen Schimpf gehalten, einen Mann zu nehmen, der kleiner war als sie.

Nur einer lebte in Meletto, auf den Carlotta nicht herunterſehen konnte: es war ein Papiermaſchinenführer mit Namen Rocco Fontana, ein bildſchöner Menſch von guter Herkunft und herrlich gewachſen, aber ein Verführer und Frauenverderber von Beruf. Den Damen von den umliegenden Villen ſoll er ebenſo gefährlich geweſen ſein wie den armen unwiſſenden Fabrikmädchen, denn er beſaß eine angeborene Eleganz und die ‚fierezza' im Auge — wie Carlotta ſich ausdrückte —, der kein Weib widerſtehen konnte. In Meletto verdrehte er alle Köpfe und gab zu wütender Eiferſucht, zu Zank und Umtrieben ohne Ende Anlaß.

Seine Frechheit ging über alle Grenzen. Einmal rief er ein Dutzend Arbeiterinnen im Fabrikhof zuſammen wie ein Hahn ſeine Hennen und ſagte: So gebt doch euren Streit auf, Kinder, ich will euch ja alle glücklich machen, keine ſoll über mich zu klagen haben. Nur das bitte ich mir aus, daß ihr wieder ruhig eurer Wege geht, wenn ich ſage: jetzt iſt's zu Ende. Und eins vor allem merkt euch: heiraten niemals!

Durch welchen dunklen inneren Widerſpruch warf unſre ernſte, ſittenſtrenge Carlotta ihre Leidenſchaft gerade auf dieſen? Blendete ſie die glänzende Geſtalt, oder war es vielleicht gerade ihr empörtes ſittliches Empfinden, das ſie zwang, ſich immer heimlich mit ihm zu beſchäftigen? Ich weiß es nicht, und ſie ſelber konnte mir die Frage nicht löſen.

Was ihn betrifft, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß die prachtvolle Erſcheinung ihm in die Augen ſtach. Bei jeder Gelegenheit äußerte er öffentlich, es dürfe ſich keine andre neben Carlotta ſtellen, und zog ihr dadurch den ingrimmigen Haß ihrer Kameradinnen zu. Als ausgelernter Kenner wollte er mit der Bäuerin keck und derb zu Wege gehen, wie es in ihren Bergen üblich iſt. Aber beim erſten Verſuch, ſich den großen ſchönen Vogel zu zähmen, erhielt er einen tüchtigen Schnabelhieb, der ihm zeigte,

daß dieser Wildling keine so leichte Beute war wie die kleinen zwitschernden Fabrikspatzen. Nun geriet er in Feuer, sprach von Liebe und tieferer Empfindung, Carlotta fragte tiefernst, ob er sie zu seiner Frau machen wolle, und da er mit nein antwortete, drehte sie ihm kurzweg den Rücken.

Aber der Pfeil saß schon in ihrem Herzen fest, und sie konnte dem Versucher nicht ernstlich grollen. Rocco Fontana war ein anderer, sobald es sich nicht um Liebessachen handelte; sein Talent und seine Tüchtigkeit mußte ihm jeder lassen. Er war des Direktors rechte Hand und die unentbehrlichste Person im ganzen Anwesen. Jeden Augenblick rief man nach ihm, und wenn ein Unfall geschah, war er der erste, der zusprang. Auch auf sein gutes Herz rechneten alle: die Arbeiter borgten Geld von ihm, und wenn einer sich hatte was zu schulden kommen lassen, so mußte Rocco Fontana beim Direktor vermitteln. — Bittet nur den Herrn Fontana — Herr Fontana wird helfen — hieß es rechts und links, und wenn er in der Fabrik erschien, gab es immer ein Spähen und Hälseverdrehen von allen Seiten, bis er über die Schwelle trat, nachdem er zuvor prahlerisch seine rauchende Zigarre in den Hof geschleudert hatte, wo immer schon einer wartete, um sie wegzufangen.

Carlotta glühte heimlich wie eine Kohle, aber sie hielt stand. Sie leugnete ihm nicht, daß sie ihn liebe, wie keine andere ihn lieben könne, aber eins liebe sie noch mehr als ihn, ihre Ehre, und darum solle er nicht hoffen, sie zu besitzen, außer als seine rechtmäßige Frau vor Gott und Menschen.

Der schöne Rocco antwortete, sie rede wie ein Blinder von der Farbe, ein Weib, das liebe, springe auf den Wink ihres Geliebten in die Maschinenräder, und da er sah, daß er nichts erreichte, suchte er sie wenigstens durch spitzige Reden und höhnisches Gebaren zu quälen.

Auf was wartest du denn eigentlich? sagte er; sei's um ein paar Jährlein, so gehörst du auch schon zur Garde der heiligen Katha-

rina, und es ist doch eine große Sünde, ungeküßt in die Grube zu fahren.

Und ein andermal: Wenn du nur zum Ansehen da bist, so frage ich den Teufel nach deiner Schönheit. Bilder gibt es noch zehnmal schönere, vor die ich mich hinstellen kann und sie bewundern, zum Beispiel die Fornarina des Raphael, die in meinem Zimmer hängt, — ich zeige sie dir, wenn du willst.

Carlotta wußte von den andern, daß sein Zimmer mit lauter Photographien nach berühmten Meisterwerken geschmückt war, und sie hätte die Fornarina gerne gesehen, denn auch in ihren Bergen oben weiß man vom Raphael, aber sie hütete sich wohl, Fontanas Einladung anzunehmen.

Nie konnte sie mit sich ins reine kommen über diesen Mann, der so gut war mit allen, — gut wie das Brot, sagte Carlotta mit Andacht, — und doch so schlecht wurde, sobald ein Mädchen ihm Verlangen einflößte. Über dem vielen Grübeln und Grämen verlor sie Appetit und Schlaf, daß ihr die Wangen einsanken und die Kleider zu weit wurden. Rocco Fontana mit seinen Falkenaugen spähte zuerst die Veränderung aus und sagte ihr grausam, sie sei um zehn Jahre gealtert. Er sah sie nun gar nicht mehr an und überließ sie ihrer stummen Pein und dem schadenfrohen Mitleid der Kameradinnen. Carlotta mußte mit ansehen, wie er eine hübsche Blondine, die erst seit kurzem in der Fabrik Lumpen sortierte und ihm noch neu war, mit den Blicken verzehrte, und wie das kleine Mädchen schnippisch tat, aber doch merken ließ, daß sie zu gewinnen wäre, — in Carlotta kochte der Zorn bei all dem Zwitschern und Kokettieren, dem Röckeschwenken und Stiefelchenzeigen der städtischen Zierpuppe, wozu sie selbst so gar kein Talent hatte.

Endlich fand sie eine Linderung für ihre Liebesnot. Sie hatte auf heimlichen Wegen in Erfahrung gebracht, daß der schöne Rocco in Vajano ein Kind besaß, ein bildschönes kleines Mädchen mit schwarzen Haaren und Augen und dem Vater wie aus dem Ge-

sicht geschnitten. Die es geboren hatte, war aus Gram gestorben, und eine andere verlassene Geliebte Fontanas, eine wohlhabende Bäckerswitwe von Vajano, hatte sich aus Leidenschaft für den Vater des Kindchens angenommen und zog es liebevoll auf, obschon dieser den Fuß nicht mehr über ihre Schwelle setzte. Carlotta führte sich bei der Bäckerin ein und wußte das kleine Mädchen an sich zu gewöhnen, sie brachte Spielzeug und Leckereien aus Prato mit und kannte kein höheres Glück, als am Sonntag die schöne Kleine geputzt und bebändert in Vajano spazieren zu führen. Da lebte sie sich in einen langen Traum hinein, in dem all die dunkle Sehnsucht ihrer Natur gestillt und sie Mutter des schönsten Kindes, eines Kindes von Rocco Fontana, war.
Aber auch dieses Glück sollte ihr nicht lange ungeschmälert bleiben, denn die andern spürten ihr nach, und sobald das Geheimnis von Gildas Geburt am Tage war, entspann sich ein neuer Wettstreit. Wie vorher beim Vater, so suchte man Carlotta jetzt auch bei dem Kinde zu verdrängen, und der Witwe machte man sich unentbehrlich, indem man ihr Roccos neue Liebesabenteuer und andern Klatsch zutrug, von dem Carlotta sich ferne hielt. Die kleine Gilda wurde von einem Arm in den andern gerissen und mit Süßigkeiten krank gefüttert von dem leichtfertigen Völkchen. Als Carlotta abwehren wollte, sah man sie mißtrauisch an, und die freche Blonde fragte unverfroren: Ist es vielleicht dein Kind?
Dafür erhielt sie von Carlotta eine schallende Ohrfeige, und nun war zwischen beiden der Krieg erklärt. So oft sie in Vajano zusammentrafen, kam es zu schlimmen Auftritten, und wenn Carlotta auch die schwereren Hände hatte, so blieb sie Miras spitziger Zunge gegenüber am Ende immer im Nachteil. Man überbot sich gegenseitig in törichter Verschwendung für das Kind: ließ ihm die eine ein weißes Kleidchen sticken, so brachte ihm die andere einen schweren silbernen Löffel, obwohl Rocco sich ebensowenig um diesen Wetteifer kümmerte wie um die Pflege, die sein Kind bei der Witwe fand.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Er hatte unterdessen mit einem Fräulein aus Mailand, das auf einer der Villen um Meletto zu Besuch war, Bekanntschaft angeknüpft und trug sich mit Heiratsgedanken. Die blonde Mira schluckte einen Absud von Schwefelhölzchen, an dem sie beinahe ins Jenseits gefahren wäre, und eine andere wollte sich in den Bisenzio stürzen. Da brach in der Fabrik eine heftige Pockenepidemie aus, und Rocco Fontana war unter den Erkrankten.

Als nun der verwöhnte Mann verlassen im Lazarett von Prato lag, ließ er seine Mädchen in Meletto spöttisch fragen, welche von ihnen wohl so viel Mut und Hingebung habe, zu ihm ins Pockenspital zu kommen und ihn in diesem Zustande auf den Mund zu küssen.

Die Mädchen kreischten laut auf vor Schreck und bedankten sich für die Zumutung, nur Carlotta war gleich bereit, den Handschuh aufzunehmen.

Der folgende Tag war ein Festtag, da putzte sie sich schön, band ihr Schleiertuch über und wandelte festen Trittes nach dem Spital. Ich weiß nicht, wie sie es angestellt hat, die strenge Absperrung zu brechen; sicher ist, daß sie an das Bett Fontanas gelangte, der schauderhaft entstellt und unkenntlich dalag, denn er war gerade in dem Stadium der Vereiterung, wo die Ansteckungsgefahr am größten ist. Ehe er es dachte, hatte sie sich herabgebeugt und einen festen, leidenschaftlichen Kuß auf seinen Mund gedrückt.

Du bist eine Gans, Carlotta, sagte der Kranke übellaunig. Wenn die Pocken dich entstellen, schaut dich kein Mann mehr an, ich selbst am wenigsten.

Ich weiß, war ihre ruhige Antwort, aber ich wollte Ihnen zeigen, wie die Carlotta lieben kann.

Dann ging sie ruhig wieder fort und stellte ihr Schicksal Gott anheim. Die Gefahr ging zwar glücklich vorüber, Carlotta blieb gesund, aber der Besuch im Pockenspital wurde ruchbar und kostete ihr den Ruf, den sie bis dahin ängstlich gehütet hatte. Die Mädchen nannten ihr Betragen schamlos, die abgewiesenen Männer

verurteilten sie gleichfalls, der Direktor schloß sie wegen der Ansteckungsgefahr mehrere Wochen von der Arbeit aus, und der Oheim drohte, sie aus dem Hause zu jagen, wenn sie je wieder ein Wort mit Rocco Fontana wechsle.

Als dieser das Spital verlassen durfte, stieg ihre Not aufs höchste. Ihr Besuch hatte die alte Leidenschaft neu angefacht, und Rocco betrachtete die arme Carlotta als ihm verfallen. Er war noch so schön wie je, die schreckliche Krankheit hatte keine Spur hinterlassen, außer einer kleinen Narbe zwischen den Augenbrauen, die ihm etwas Finsteres gab, wodurch er nach Carlottas Meinung noch gefährlicher wurde. Er machte ihr den Vorschlag, sie von ihren Verwandten wegzunehmen und ganz für sie zu sorgen. Er habe eingesehen, was ein echtes Weib sei, und sie solle es gut bei ihm haben, er wolle ihr auch treu sein, solange die Liebe daure, nur daß das ewig sei, könne er nicht versprechen.

Sag', daß du mich heiraten willst, und ich bin dein, war Carlottas unerschütterliche Antwort. Aber so weit vergaß sich Fontana nicht; es war ja sein Stolz, kein Mädchen je betrogen zu haben, sie liefen ihm alle von selbst in die Arme, und auch mit Carlotta wollte er offenes Spiel spielen. Er verlangte, ihr wenigstens den Kuß zurückzugeben, den sie ihm ins Spital gebracht, aber sie widerstand, und als sie ihre Kraft wanken fühlte, packte sie ihre Siebensachen zusammen, setzte sich in den Eilwagen und fuhr herauf in ihre alten Berge.

Aber noch ein anderer Bewerber spielte in ihrem Leben eine Rolle.

Eine Wegstunde unterhalb Montepiano, am linken Ufer der Fiumenta, liegt San Quirico, das ansehnlichste Nest im ganzen Bisenziotal und Hauptort der Gemeinde von Vernio mit Rathaus, öffentlicher Piazza und waldumgrünter Bergruine. Dort wohnte dem Rathaus gegenüber ein Krämer namens Modesto; er hatte den großen Laden an der Brücke, mit Osterie und Stallungen, wo jetzt noch wie damals die Fuhrleute einstellen. Als wir einmal

vorüberfuhren, zeigte mir Carlotta das Haus, das mit einer luftigen Loggia auf das Wasser hinuntersieht, und sagte nicht ohne einen gewissen Stolz: Dieses Haus wäre das meinige, sobald ich wollte.

Der Krämer hatte nämlich seit Jahren ein Auge auf sie; er war Witwer mit drei hübschen Kindern, für die er eine Mutter suchte, und Carlotta hatte ihm schon gefallen, als er noch ledig und sie die Braut Antonios war. In der ganzen Gegend genoß er den Ruf eines Ehrenmannes, und man ging, wie Carlotta wissen wollte, damit um, ihn in den Gemeinderat von Vernio zu wählen. An ihm, an seiner Redlichkeit und Treue hielt sie sich aufrecht, wenn der Boden unter ihr wankte und sie vor Roccos unwiderstehlichen Augen ihre Festigkeit hinschmelzen fühlte, und oft hatte sie dem Versucher gedroht, wenn er nicht von ihr ablasse, werde sie sich in ihre Berge flüchten, wo ein Ehrenmann auf sie warte, der sie liebe und heiraten wolle.

Wie du willst, hatte dieser geantwortet, aber es wird dir nichts nützen. Ich sage dir voraus, daß du mich nicht vergessen wirst. Kein Mädchen, das mich geküßt hat, kann mich je vergessen.

Und der Versucher hatte wahr gesprochen: sobald sie Modesto wiedersah, erkannte sie, daß ein inneres unüberwindliches Hindernis zwischen ihnen stand. Roccos entstellten Mund hatte sie mit Leidenschaft geküßt, aber die Vorstellung, Modestos breite Lippen mit den ihrigen berühren zu sollen, machte sie schaudern. Daß er zu klein war, hätte sie ihm jetzt, gedrückt wie sie war, verziehen, und von seinem Charakter sprach sie mit Bewunderung, aber irgendein etwas, über das sie sich nicht klar war, denn bald suchte sie es in seiner Stimme, bald in seinem Gang oder in der Art, wie er beim Stehen die Beine spreizte, machte ihr seine Nähe unerträglich.

Diese Angelegenheit war es, die sie dem Kinde mit den großen fragenden Augen anvertraut hatte, und oft hörte ich sie seufzen: Ich bin schlecht, schlecht, schlecht, weil ich den Ehrenmann

von mir stoße und den schlechten Menschen nicht vergessen kann.

Die alte Hausiererin, ihre Mutter, schürte ihrerseits nach Kräften. Sie kam zweimal wöchentlich mit ihrem Kramkarren in die Mühle, wo sich gleich ein Auflauf um sie versammelte, denn die Alte übte auf das junge Volk einen unwiderstehlichen Zauber. Sie war ganz Runzeln und Beweglichkeit, dabei das geschwätzigste, was mir jemals vorgekommen, und die Kleider hingen um ihren mageren Leib wie um einen Stecken. Man kannte sie nur unter dem Spitznamen ‚Calzera', den sie von Kindesbeinen führte, aber was das Wort bedeutete, wußte niemand mehr; einige wollten es von calza — der Strumpf — ableiten, weil sie als Kind stets mit herabhängenden Strümpfen herumgelaufen sei.

Die Calzera führte also Modestos Sache, aber weniger der äußeren Vorteile halber, als weil ihr die Kuppelei überhaupt im Blute lag. Sie war so unruhigen Temperaments, daß sie nichts beim alten lassen konnte, und wohin sie kam, eine Verwicklung anzetteln mußte: schüchterne Liebesleute führte sie zusammen, riß solche, die sich gefunden hatten, auseinander, machte junge Mädchen auf junge Männer und diese auf jene aufmerksam, trug Briefchen hin und her und war so im ganzen Lande eine gefürchtete, aber unentbehrliche Persönlichkeit. Da sie für ihre Liebesdienste keine Entschädigung wollte, genoß sie sogar ein gewisses Ansehen, das sie durch Prahlerei zu vergrößern suchte, denn es wurde vom Reno bis zum Mugellotal keine Heirat geschlossen, die sie nicht für ihr Werk ausgab. Ein wenig hexen konnte sie natürlich auch, das gehörte zur Sache. Wo ihr Karren mit ihren klingelnden Glöckchen anhielt, da umstanden ihn die jungen Mädchen scharenweise und hingen begierig an ihrem Munde und an ihren kleinen glitzernden Augen, die immer aussahen, als ob sie etwas mitzuteilen hätten, und so machte die Alte mit ihrer Zwischenträgerei freilich doch ganz gute Geschäfte. Sie brauchte aber nichts für sich selbst, sie schlief unter keinem Dach, aß an keinem Tisch,

der Karren war ihr Bett, Küche, alles. Was sie verdiente, gab sie ihren Kindern, mit denen sie jedoch in stetem Hader lebte. Nur Carlotta ließ sich von ihr befehlen, als ob sie noch in den Kinderschuhen stäke, und die Unterwürfigkeit des großen, starken Mädchens gegen das kleine, häßliche Weib war oft beinahe komisch anzusehen. Allein in betreff der Heirat erreichte auch die Mutter nichts, als daß Carlotta sich immer aufs neue Bedenkzeit ausbat.

Als wir zur Heimkehr rüsteten, wollte die Kleine nicht mehr von Carlotta lassen, und auch Carlotta glaubte ohne ihre Stofale nicht leben zu können. Des Mädchens gute Eigenschaften waren uns liebgeworden, darum gaben wir ihren Bitten nach und nahmen sie mit uns nach Florenz. Modestos offene Veranda, auf der lange, weiße Laken im Bergwind flatterten und winkten, entlockte ihr beim Vorüberfahren wieder manchen Seufzer, aber als wir im Zwielicht an den Krümmungen des schäumenden Bisenzio hinrollten und nun die feurigen Schlöte von Meletto in Sicht kamen, da wollten ihr die Augen fast aus dem Kopfe schießen, und sie bog sich aus dem Wagen, bis das letzte Rauchwölkchen über den Kastanienwipfeln verschwebt war.

Die Florentiner machten große Augen, als wir das braune Enakskind zur Stadt brachten, wo sogar die Möbel neben ihr zu klein aussahen. Es war auch wirklich zum Nachstaunen, wenn sie in ihrem einfachen dunkelblauen Wollrock, das Schleiertuch auf dem Kopf und die großen Ringe in den Ohren, mit ehernem Tritt zwischen den geputzten trippelnden Städterinnen durchwandelte und durch keinen Zuruf, keinen heranrollenden Wagen jemals zu einem beschleunigteren Tempo zu bewegen war.

Die Leute wußten nicht, was aus ihr machen, und sie knüpfte mit niemandem Bekanntschaft an; ihre Schweigsamkeit und daß sie auch in der Stadt mit untrüglicher Sicherheit das Wetter voraus wußte, umgab sie mit einem fast unheimlichen Nimbus. Am liebsten saß sie unter dem Gebüsch im Garten, ihre Stofale

auf dem Schoß, und sang ihr altes eintöniges Lied, das Lied der hohen Berge und der weiten Ebenen, immer dieselbe Tonfolge wie in dumpfer, endloser Erwartung. Nichts von kleinen Wünschen, Eitelkeiten, Kümmernissen hatte Raum in ihrer Seele; die dunkle Bestimmung des Weibes erfüllte sie ganz, jenes unbegreifliche Mysterium, daß sie Mädchen war, und daß die Natur sie geschaffen hatte, um Gattin und Mutter zu werden.

Ihre Leidenschaft für schöne Kinder war bekannt, und sobald sich Carlotta mit der Stofale auf dem Arm am Gitter zeigte, riefen ihr die Burschen von der Straße aus neckend zu, sie solle doch die fremde Puppe stehenlassen und sich lieber eine eigene anschaffen.

Sobald ich den rechten Vater dafür gefunden habe, war dann Carlottas Antwort.

Oho, wie soll denn der aussehen?

Anders als ihr! kam es in vernichtendem Tone zurück, denn Carlotta machte aus ihrer Verachtung für die schmächtige, kurzbeinige Rasse um sie her kein Hehl. Dafür rächten sich die Florentiner durch hundert spitze Reden, und auf der Straße riefen sie ihr gewöhnlich nach, sie solle den bronzenen Riesen auf dem Piazzale Michelangelo heiraten, damit die Rasse rein bleibe.

Im Sommer zogen wir wieder nach Montepiano; das Müllerhaus mit seinen Wassertoren und dem schattigen Cypressenwäldchen hatte es uns angetan. Dort begann für Carlotta der alte Zwiespalt. Wenn die Post von Prato mit den Vorräten ausblieb, mußten wir das Mädchen für die Einkäufe nach San Quirico schicken, und so oft sie in Modestos Laden trat, erneuerte der Krämer seinen Antrag. Ich sah wohl, wie es in ihr arbeitete und wie ihr ganzes Wesen sie nach einem eigenen Familienleben, einem Haus voll Kinder — je mehr desto besser, sagte sie — hindrängte.

Sie ging immer mit einer unausgesprochenen Frage um mich herum, denn mich geradezu um Rat zu bitten, wagte sie nicht. Nur

einmal kam sie schüchtern auf mein Zimmer und zeigte mir Modestos Photographie, ein rundes, stumpfes Gesicht mit flacher Stirn und umschleierten Augen, die kurze stämmige Gestalt in einen Sonntagsrock gepreßt, der sie zu beengen schien.
Carlotta hatte wohl erwartet, daß ich auch des Krämers Sache führen würde, denn als ich mich etwas abfällig äußerte, antwortete sie fast gekränkt: Und er ist doch ein solcher Ehrenmann, in ganz Vernio gibt es keinen zweiten.
Das war ihr von der Mutter so oft vorgesagt worden, daß es sich wie ein Evangelium festgesetzt hatte.
Wenn er dir gefällt, warum nimmst du ihn denn nicht? fragte ich.
Da schüttelte sie traurig den Kopf und schlich hinaus.
Leidenschaftlicher wurde der Kampf, als der Kramkarren mit der gelben Wachstuchdecke wieder in der Gegend erschien.
Die Alte hatte auf ihren Fahrten wie gewöhnlich eine Menge Klatsch eingeheimst und wußte zu erzählen, daß Modestos Mutter, die ihm die Wirtschaft führte, eine reiche Witwe aus dem Pistojesischen für ihren Sohn in Aussicht habe, und daß die ganze Verwandtschaft in ihn dringe, auf die Carlotta, die ihn doch nicht liebe, zu verzichten und nach dieser glänzenden Partie zu greifen.
Sie hoffte, ihr auf diese Weise rascher das Jawort auszupressen, aber die Tochter setzte allem Zureden nur ihr angstvolles: Ich kann nicht, entgegen, für das sie keine andere Erklärung beibringen konnte als ein abermaliges: Ich kann nicht!
Die Calzera spie Feuer und Flammen. Obgleich sie sich von dieser Heirat nicht den mindesten persönlichen Vorteil versprechen konnte, denn Modestos Mutter hatte bereits erklärt, die alte Zigeunerin dürfte ihr nicht über die Schwelle, setzte sie nun einmal ihren Kopf darauf, Carlotta zu zwingen, — und was ich will, das will ich, pflegte sie zu sagen.
Wenn sie durch San Quirico fuhr, so stand auch gewöhnlich Modesto schon in Hemdärmeln unter der Haustür und schob ihr

ein Stück Salame oder ein Pfund Zucker in den Karren, damit sie seinen Anwalt bei Carlotta mache. Die Calzera legte zwar auf die geschenkten Gegenstände keinen Wert, aber es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß ein so angesehener Bürger sich um ihre Gunst bewarb, und sie suchte sich erkenntlich zu zeigen, indem sie die störrische Tochter, wo sie ihrer ansichtig ward, mit Geheul und Schmähungen überschüttete. Längere Zeit trug Carlotta die Spuren der mütterlichen Überredungsversuche in Gestalt brauner und blauer Striemen auf den Wangen herum, weil die Alte ihr einmal im Jähzorn einen Bund lederner Schuhriemchen ins Gesicht geschlagen hatte, und es blieb uns nichts übrig, als dem bösen Weibe schließlich das Haus zu verbieten.

Aber Carlotta fand dennoch keinen Frieden: das Ja und das Nein kämpften unaufhörlich in ihrer Brust. Sie gab der Mutter recht, daß nichts anderes zwischen ihr und ihrem Glück stehe, als ihr eigenes schlechtes Gemüt und der Taugenichts von Meletto. Oft klagte sie den Himmel an, daß er diese große Schönheit an einen so schlechten Menschen verschwendet habe; warum konnte er sie nicht dem guten, redlichen Modesto geben, der es so treu mit ihr meinte, daß sie ihn hätte lieben und durch ihre Person glücklich machen können!

Jeden Morgen lief sie vor Tau und Tage den weiten Weg durch den Tannenwald nach der Badia, wo ihr alter Seelsorger die Messe las, und ging in brünstigen Gebeten die Madonna an, ihr Herz zu erleuchten um des schönen Bambino willen, den sie auf den Armen trug, und der die arme Carlotta täglich an den eigenen Herzenswunsch erinnerte. Aber die Himmlische mochte sich so wenig wie wir andern mit der heiklen Angelegenheit befassen.

Oh, hätte ich damals dem großen Kinde klar gemacht, daß die Vorsehung kein anderes Mittel hat, uns zu warnen, als unser eigenes Gefühl! Aber gerade weil ich die Carlotta ungern vermißt hätte, enthielt ich mich aufs strengste jeder Einmischung. Das wackere

Mädchen war mir in diesem Sommer noch nähergetreten durch ein Ereignis, das ohne ihre furchtlose Hingebung die schwersten Folgen für uns haben konnte.

Mein Bruder war zu einem kurzen Besuch nach Montepiano gekommen, um in unserer Gesellschaft einige Berggipfel zu besteigen. Es herbstete schon, aber die Tage waren noch wunderbar sonnig und fast zu heiß, so daß man ihre Kürze nicht bedachte. Eines Tages, auf dem Rückweg von der Scoperta, überfiel uns ein Nebel, wie ich noch keinen gesehen hatte, eiskalt und dicht zum Schneiden, mit widerlichem, durchdringendem Geruch. Man konnte den Fleck nicht mehr unterscheiden, worauf man den Fuß setzte, und die Streichhölzer versagten, denn sie waren ganz durchtränkt von Feuchtigkeit.

Wir befanden uns auf einem schmalen, sanft absinkenden Kamm, wo jeder Schritt sorgfältig mit dem Bergstock abgetastet werden mußte, denn rechts und links fiel es jäh hinunter. Zwei Dritteile des Weges hatten wir hinter uns, aber eine gefährliche Stelle war noch zu überwinden, bevor wir ein Gehöft erreichen konnten, wo wir Laternen und Wegweiser oder zum mindesten eine Zuflucht zu finden hofften.

Mein Mann als der Kundigste ging voran, wir beide folgten, aber plötzlich war mein Bruder neben mir verschwunden. Ich rief, wir riefen beide und erhielten zum Glück auch Antwort. Er war abgerutscht, doch nur ein Stück weit, denn er hielt sich am Gebüsche fest und konnte an dem langen Bergstock wieder heraufgezogen werden. Aber jetzt erklärte mein Mann das Weitergehen für unmöglich. Wir drückten uns alle drei gegen ein Felsstück, um uns her das stille, unbewegliche Nebelmeer, und riefen mit aller Kraft unserer Lungen um Hilfe. Über vier Stunden verharrten wir so und setzten unser Schreien fort, bis keines mehr einen Ton in der Kehle hatte. Niemand kam, die Bauern schienen taub zu sein; auf Hilfe von Haus konnten wir nicht rechnen, denn wir hatten versäumt, das Ziel unseres Ausflugs anzugeben,

und machten uns schon gefaßt, erst von der Sonne aus unserer bösen Lage befreit zu werden.
Plötzlich drang ein schriller Schrei durch den Nebel, dem andere ebensolche Schreie wie die Pfiffe des Nebelhorns zur See in gleichmäßigen Pausen folgten; wir gaben Antwort, so gut wir konnten, zwei Lichter wurden sichtbar, die sich langsam näherten, und vor uns stand Carlotta mit einem alten, ganz in Schafpelz eingehüllten Bäuerlein.
Die Wetterkundige hatte, sobald das Nebelbrauen um die Berge begann, sich mit der Laterne aufgemacht, um uns zu suchen, nur wußte sie nicht wo, und erst nach vielem Fragen und Wiederumkehren fand sie wie ein Spürhund unsere Fährte. Auf dem Gehöft erfuhr sie, daß man stundenlang unsere Stimmen gehört, sich aber nicht herausgetraut hatte, denn die abergläubischen Leute hielten uns für böse Geister. Erst als er die Entschlossenheit des Mädchens sah, ermannte sich der Alte, ihr suchen zu helfen, und unter Führung der Laternen erreichten wir mühsam mit Anspannung aller Sinne den Bauernhof, an Gliedern heil, wenn auch bis auf die Haut durchnäßt.
Dienste wie dieser lassen sich nicht mit Geld und Geschenken belohnen, sie heben den, der sie uns leistet, in unsere Sphäre herauf, darum betrachteten wir Carlotta seit jener Nacht als eine Anverwandte, deren Wohl und Wehe uns persönlich anging.
Freilich gönnte ich das Prachtgeschöpf dem Krämer nicht und konnte sie mir auch gar nicht hinter einem Ladentisch denken; sie gehörte dem Erdboden an, und lieber noch hätte ich sie einem Kolonisten über ferne Meere mitgegeben, um auf fremdem Boden ein neues schönes Geschlecht zu zeugen. Aber ich glaubte nicht hindern zu dürfen, was sie selbst für das beste hielt, ich sah ja, ihr ganzes Herz stand nach einem Kinde, den Mann nahm sie, da sich kein anderer zeigte, mit in den Kauf.
Denn seit das Mädchen sich keines Zuredens mehr zu erwehren hatte, wurde die Schale, in der sie Modestos Vorzüge wog,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schwerer und schwerer, und als der Herbst kam, war ihr Widerstand gebrochen. Sie sah von allen Seiten die Hirten zu Tale wandern wie zu Antonios Zeiten, die Weiber mit ihren kleinen Kindern auf den Armen; Carlotta schaute ihnen oft lange nach, sie wiegte langsam ihr großes Haupt, und die Augen standen ihr immer voll Wasser. Da kutschierte denn eines Morgens die Calzera im Triumph nach San Quirico, der Esel schlug einen Siegestrab an, und alle Knopfschachteln und Nadelbüchschen hüpften auf dem Karren, weil die Alte dem glücklichen Modesto Carlottas Jawort überbrachte.

Am folgenden Sonntag machte der Krämer seinen Bräutigamsbesuch. Carlotta hatte sich für den Anlaß geputzt und eine Menge Fett auf ihren blauschwarzen Scheitel verschwendet, nicht um schöner zu erscheinen — sie hatte das nicht nötig, — sondern weil sie fand, es gehöre sich so. Nachdem sie auch ihre Küche sorgfältiger als sonst gefegt und jeden ausgewaschenen Lumpen an seinen Nagel gehängt hatte, wartete sie ergeben auf ihrem Strohstuhl am Fenster, wobei man sie von Zeit zu Zeit seufzen hörte: In Gottesnamen! — In Gottesnamen! —

Der Bräutigam erschien pünktlich zur Mittagszeit in Begleitung der Calzera, die sich gleichfalls herausgeputzt hatte. Ich sah ihn an der Seite der Alten ehrbar den Mühlweg herunterschreiten in dem schwarzen Sonntagsrock, der ihm auch jetzt nicht paßte, das feiste rote Gesicht unter einem steifen Filzhut halb verdeckt; sein ganzes Wesen troff von selbstgefälliger Biederkeit und bürgerlicher Ehrbarkeit. Bevor er die Schwelle betrat, spuckte er aus, geräuschvoll und wichtig. Braut und Bräutigam reichten sich die Hände und fragten gemessen nach dem gegenseitigen Befinden. Dann kam er breitspurig die Treppe heraufgestiegen, um sich der Herrschaft vorzustellen. Sein selbstgerechtes Gehaben mitten im ersten Bräutigamsglück fiel mir auf, er sah aus, als wollte er sagen: Seht her, da steht er, der Ehrenmann, der gediegene Bürger und künftige Gemeinderat, der sich das Mädchen ohne Geld zur Frau holt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wenn ich nicht irre, so sagte er auch ähnliches, nur in gewundener Form und unter einem Schwall salbungsvoller Reden, die ihm Carlottas und ihrer Mutter aufrichtige Bewunderung eintrugen. Die Hochzeit wurde auf den Spätherbst festgesetzt, und Carlotta sollte unterdessen in unserem Hause bleiben, bis wir einen Ersatz für sie gefunden hätten.

Während dieser Verhandlung hatte die Braut den Küchentisch gedeckt und ein kleines Mahl aufgetragen, an dem Modesto als wohlerzogener Mann sich erst nach vielen Umständen niederließ und dann für dreie aß, wogegen die Calzera, der es nicht lange auf einem Stuhl gemütlich war, sich bald mit ihrem Teller in einen Winkel kauerte. Sie strahlte jedoch in schwiegermütterlicher Glorie und hatte für die Tochter das schönste gelbseidene Tüchlein aus ihrem Kram hervorgesucht, das um Carlottas braunen Hals eine wundervolle Wirkung tat.

Nur einmal trübte ein Schatten die festliche Stimmung, als Modesto, die Gefälligkeit der Calzera, die sich öfters entfernte, benützend, einen Arm um seine Verlobte legen wollte. Da bekam er einen Stoß, daß er fast mit dem Stuhl hintenüber geschlagen wäre.

Ja, bist du mir denn gar nicht gut, Carlotta? fragte er betroffen.

Sie schwieg, da rückte er wieder näher und sagte: Bin ich dir vielleicht zuwider?

Ja freilich, du weißt es ja, war ihre ruhige Antwort.

Aber ich dachte, das sei jetzt anders.

Ich fürchte, das wird nie anders.

Warum heiratest du mich denn, wenn du mich nicht leiden kannst?

Weil ich so ein schönes blondes Kind haben möchte, wie meine Padrona, sagte Carlotta.

Der Biedermann lachte und meinte geschmeichelt, dazu könne Rat werden: seine Kinder seien alle schön, und blond seien sie auch. Als er aber später unsere Kleine auf den Arm nehmen wollte, die

aufschrie und nach ihm schlug, da riß Carlotta sie ihm mit solchem Entsetzen weg, als ob er mit seinen kurzen, stumpfen Fingern ihren Liebling hätte zerquetschen wollen.

Sie erregten Aufsehen unter den Sommergästen, als sie am Nachmittag spazierengingen; Carlotta, der schöne Koloß, zwischen der Mutter und dem Bräutigam, der zwar noch kein Recht hatte, ihr den Arm zu geben, aber vor der Öffentlichkeit doch schon merklich als der Besitzer auftrat. Er reichte ihr kaum bis an die Nasenwurzel, denn Carlotta hatte zur Feier des Tages ein paar hochgestöckelte Schuhe angezogen, in denen sie alle ihre Mitgeschöpfe um ein Merkliches überragte.

Doch sollte der festliche Tag nicht zu Ende gehen, ohne ihr die Vergangenheit noch einmal leibhaftig vor die Augen gestellt und Carlottas Herz im tiefsten aufgewühlt zu haben.

Als sie den Verlobten eine Strecke weit gegen Vernio begleitet hatte und mit der Calzera nach der Mühle zurückkam, — Carlotta weit voran, um die Kleine, die ihr entgegenlief, mit ausgebreiteten Armen aufzufangen, — kamen auf der Landstraße von Castiglione zwei Reiter im Schritt daher auf kleinen Saumpferdchen, wie man sie dort zu Gebirgswegen benutzt. Der jüngere von beiden hielt sein Tier einen Augenblick an, als er das goldhaarige Kind über die Straße laufen sah. Er hatte einen schönen Kopf mit dunklem Haar und eine Narbe zwischen den Augenbrauen — mit einem Wort, es war Rocco Fontana.

Carlotta hatte ihn schon erkannt, sie stand halb gebückt, die Arme nach dem Kinde ausgestreckt, den Kopf gegen den Reiter gewendet, und schien in dieser Stellung zu versteinern.

Als er in ihr Gesicht gesehen hatte, entfuhr ihm ein Ausruf, dann ritt er näher heran und fragte, ob das schöne Kind ihr gehöre.

Sie schüttelte den Kopf und mußte nach Atem ringen, bevor sie stotternd und stammelnd antworten konnte, daß sie noch ledig sei.

Er lächelte und sah sie lange an mit den gefährlichen Augen, die Carlotta so sehr fürchtete.

Ich hab' es dir vorausgesagt, daß du mich nicht werdest vergessen können. Ein Mädchen, das mich geküßt hat, kann mich nie vergessen. Das bedenke, ehe du dich unglücklich machst.
Carlotta antwortete, daß sie alles bedacht habe und daß sie im Begriff sei, sich zu verheiraten.
Mit dem Krämer von Vernio? fragte Rocco, und als sie bejahte, schüttelte er ungläubig den Kopf.
Ich habe ihn einmal gesehen, sagte er. Es ist unmöglich, daß der meiner Carlotta gefällt, — du hast Bessere als ihn ausgeschlagen. Wegen des Geldes nimmst du ihn auch nicht, dafür kenne ich dich. Folglich nimmst du ihn gar nicht. Und folglich gehörst du mir, denn mir ist's noch immer so zumute wie damals.
Er ritt ein paar Schritte weiter, kehrte noch einmal um und sagte in einem besonderen, halb schmeichelnden und halb gebieterischen Tone: Zwischen heut und acht Tagen wirst du kommen und mir sagen: Hier bin ich, behalte mich. — Wirst du nicht, Carlotta? Ja, du wirst, denn du weißt, daß ich dich zwingen kann; ich konnte noch jede zwingen, an der mir gelegen war.
Er bohrte noch einmal seine schönen Augen tief in die ihrigen, wandte dann das Pferd und folgte seinem Gefährten, nachdem er dem Kinde, das gleichfalls wie verzaubert zu dem schönen Reiter hinaufstarrte, eine Kußhand zugeworfen hatte.
Carlotta aber blieb wie außer sich zurück. Als er verschwunden war, kam sie auf mein Zimmer gestürzt und erzählte mir alles. Sie schien zu fürchten, daß ihm unsichtbare Mächte dienstbar seien.
Ich lachte sie aus und suchte ihr klarzumachen, wie wenig ein Mann, der so leichtfertige Reden führe, ernsthaft zu nehmen sei. Aber Carlotta glaubte mir nicht, sie brachte wirre Geschichten daher von Mädchen, die er durch seinen bloßen Blick gezwungen habe, ihm zu folgen, wohin er wollte, bis ich ihr die unsinnigen Reden verbot und sie zu Bett schickte.
Am andern Morgen erschien sie verstört und übernächtig und bat um Urlaub; sie müsse nach San Quirico, ihren Verlobten bitten,

daß er so schnell wie möglich Hochzeit mache. Die Gewalt des andern sei über ihr, sie müsse sich vor sich selber schützen.
Ich kannte die sonst so ruhige Carlotta nicht mehr, ihre Augen glühten, und ihre geschwollenen Lippen hatten etwas Fieberhaftes.
Ich weiß von einer, sagte sie, die ließ sich von außen einschließen, um nicht zu ihm zu müssen, aber als er sie in Gedanken rief, da stieg sie zum Fenster hinaus. So war mir's heute nacht, es hat mich zu ihm gezogen wie mit glühenden Ketten. Wenn Modesto nicht in diesen acht Tagen Hochzeit macht, so bin ich verloren.
Ich fragte ungehalten, ob sie denn alle Würde und Pflicht vergessen habe, da rief sie leidenschaftlich: Ich will ja mein Wort halten, aber gleich muß es sein, Modesto soll noch heut' aufs Amt und die Papiere in Ordnung bringen.
Vergebens stellte ich ihr vor, welch üblen Eindruck diese Eile auf ihren nüchternen, pedantischen, an allem Hergebrachten ängstlich hängenden Bräutigam hervorbringen müsse. Nach Modestos Empfindungen fragte sie gar nicht, sie hatte nur den dunklen Drang, ihrem eigenen Herzen zu entfliehen um jeden Preis. Da ich sie nicht beruhigen konnte, versagte ich ihr den geforderten Urlaub. Nun übernahm es die Calzera, eine dringliche Botschaft nach San Quirico zu tragen, aber sie brachte, wie vorauszusehen, die Antwort, es müsse alles langsam und in der Ordnung gehen. Übrigens war eine neue Zusammenkunft verabredet worden, bei der Carlotta ihr künftiges Haus, die Kinder und die Schwiegermutter kennen lernen sollte.
Mit Carlotta war in diesen Tagen gar nicht auszukommen, sie bebte vor geheimer Aufregung. Ich erfuhr erst später, daß Rocco, der wieder Feuer gefangen hatte, sie heimlich mit Botschaften bestürmte, und in der Furcht, von dem sicheren Anker losgerissen zu werden, gebärdete sie sich so, daß man hätte glauben können, sie empfinde die heftigste Leidenschaft für Modesto und könne den Tag nicht erwarten, der sie zu der Seinigen machte.

Erst der Besuch in San Quirico, der in aller Form und wieder am Sonntag stattfand, gab ihr das Gleichgewicht zurück. Sie erzählte bei der Rückkehr sehr befriedigt von den hübschen Kindern und dem freundlichen Empfang der Schwiegermutter. Den Bräutigam nannte sie wenig, aber sie brachte ein schönes Geschenk von ihm, eine doppelreihige Korallenschnur, mit, und ich gewann den Eindruck, daß sie völlig mit sich selbst und ihren Empfindungen ins reine gekommen sei.

Die künftige Schwiegermutter schilderte sie mir als eine Musterfrau, die nur für den Sohn lebe und keine andern Wünsche habe als die seinigen. Sie würden zusammen hausen wie im Himmel, meinte sie, und nahm sich vor, die alte Frau auf Händen zu tragen. Carlotta lebte mit ihren Gedanken jetzt schon ganz in Quirico, sie dachte sich Geschenke für die Kinder und für die Schwiegermutter aus, und es war, als gebe es mit einemmal keinen Rocco Fontana mehr.

Aber daß die Arme diesen friedlichen Zustand nicht ungetrübt genießen sollte, dafür sorgte nun die Calzera. Als sie die Eintracht der Verlobten sah und nichts mehr zu vermitteln hatte, gefiel ihr die Sache nur noch halb, und sie suchte zwischen die beiden, die sie mit soviel Mühe zusammengeführt hatte, Unkraut zu säen. An dem künftigen Schwiegersohn entdeckte sie jetzt tausend Fehler, und daß Carlotta seine Partei nahm, machte ihn der Calzera erst recht widerwärtig. Was er tat und ließ, erregte ihren Tadel, und mit seiner Mutter lebte sie in offenem Krieg. Sie lag Carlotta an, den Bräutigam noch vor der Ehe, solang die Liebe am heißesten sei, zu überreden, daß er die Alte aus dem Haus entferne. Carlotta wies das Ansinnen entrüstet ab, doch die Calzera gab keine Ruhe und trug ihr nun mißliebige Äußerungen der künftigen Schwiegermutter zu, daß Carlotta zu schwerfällig für eine Krämerin sei und ihrem Sohn die Kundschaft verderben werde. Auch sollten der Alten schon gelegentlich verdächtigende Reden über Carlottas Ehrbarkeit entfahren sein. Das brave

Mädchen schenkte der Zuträgerei kein Gehör; daher hielt sich die Calzera verpflichtet, selbst für die Ehre ihrer Tochter einzutreten, und fuhr eigens nach San Quirico, um mit Modestos Mutter vor der Haustür zu krakehlen. Als dieser begütigen wollte, wandte sich ihr Zorn gegen ihn, und sie warf ihm laut vor den Leuten vor, ihre schöne Carlotta hätte zehnmal bessere haben können als so einen Käsehändler, sie frage ihm auch nicht groß nach, und ohne ihre, der Calzera, Vermittlung hätte er nie ihr Jawort erhalten.

Wir waren ganz darauf gefaßt, sie die Verlobung auseinandersprengen zu sehen, aber unvermutet setzte das Schicksal den Umtrieben des unruhigen Weibleins ein Ziel. Man fand sie eines Tages entseelt in ihrem Wagen liegend; ein Herzschlag hatte sie sanft unter Litzen und Bändern niedergestreckt, und noch im Tode setzte sie die Wanderschaft fort, denn der Karren fuhr mit seiner traurigen Last unter Glockengeklingel ruhig auf der Landstraße weiter.

Carlottas Schmerz war unberedt, aber leidenschaftlich wie ihr ganzes Wesen.

Um so fester klammerte sie sich nach diesem Verlust an den Bräutigam, der ihr jetzt der einzige Halt auf Erden schien. Sie war mir dankbar, daß ich ihr erlaubte, jeden Sonntag in San Quirico zu verbringen, wo sie der Schwiegermutter schon im Haushalt an die Hand ging, und gelegentlich entfiel ihr die Äußerung: Die gute Mutter hatte wohl recht; es kommen die wenigsten durch die sogenannte Liebe zusammen, und wenn der Mann nur brav und häuslich ist, so kann die Frau von Glück sagen.

Wir stellten ihr frei, sich gleich zu verheiraten, aber Modesto fand es der frischen Trauer wegen nicht passend, so folgte uns Carlotta zum zweitenmal nach der Stadt.

Sie kam als eine verwandelte Person, das fühlten alle, freundlicher im Umgang, ohne die frühere Herbigkeit, wenn auch ebenso schweigsam, aber ihre Gesundheit schien zu leiden. Man schrieb es der Erschütterung über den Tod der Mutter zu und schonte

sie, wo man konnte; von aller gröberen Arbeit hatte ich sie ohnehin entbunden, seitdem sie Braut war.

Modesto schrieb anfangs ziemlich regelmäßig. Jeder Brief war ein Muster spießbürgerlicher Wohlredenheit, in schulmäßig abgezirkelter Schrift, Haar- und Grundstriche sauber wie gestochen. Carlotta war stolz, daß ihr Verlobter sich so gebildet ausdrückte. Er teilte ihr mit, daß er einen Umbau im Hause vorgenommen habe und mit der Hochzeit warten müsse, bis die Räume trocken seien.

Carlotta grämte sich nicht darüber, sie war auch mit der Aussteuer noch im Rückstand, denn sie wollte einen Teil ihrer Sachen selber nähen.

Das wackere Mädchen hatte sich seit Jahren keine Ausgabe für Putz und Vergnügungen erlaubt, sondern all ihr Verdientes in starken Ballen von ländlicher Leinwand angelegt. Unter diesen Vorräten stand sie jetzt gern bei offenem Kasten und aufgezogenen Schubladen, schnitt mit einer Riesenschere große Tisch- und Bettücher herunter, an denen sie sich die ungeübten Finger zerstach, und sagte öfters mit innigem Stolze: Modesto ist wohlhabend, aber ich komme auch nicht mit leeren Händen.

Ihre Nachfolgerin war nun schon in den Dienst getreten, aber der Termin der Hochzeit wurde abermals hinausgeschoben, weil Modesto noch eine kleine Summe abzuzahlen hatte, die auf dem Hause stand und um die er jetzt plötzlich gemahnt wurde.

Das läßt du dir gefallen, Carlotta? sagten die Mädchen aus der Nachbarschaft, aber Carlotta antwortete jedesmal unerschütterlich: Er ist jetzt mein Herr, er hat über mich zu bestimmen.

Erst als in Modestos immer spärlicher werdenden Briefen von der Heirat gar nichts mehr stand, entschloß sie sich, ihn zu mahnen. Die Antwort lautete zweideutig, ob ihr der Verspruch leid geworden sei, ob sie vielleicht Aussicht auf eine andre raschere Ver-

sorgung habe, in welchem Fall er als Ehrenmann sich verpflichtet fühlen würde, sie freizugeben, da seine eigenen Umstände ihm zunächst noch nicht gestatteten, an die Hochzeit zu denken.
Carlotta hatte in unserm Hause schreiben gelernt, sie antwortete in ihrer einfachen treffenden Weise: Du weißt ja, daß ich dein bin, wozu also die Fragen, — ich warte.
Aber sie wartete umsonst, und immer mehr veränderte sich ihr Äußeres. Ihr Gang wurde träge, die Wangen verloren ihre feste Rundung, und unter ihren Augen lagen oft tiefe schwärzliche Gruben. Wenn sie jetzt das Kind herzte, geschah es mit einer abwesenden Miene, als ginge ihr Blick in die Zukunft und suchte dort ein andres, noch weit entferntes kleines Wesen.
Ein solcher Blick, den ich auffing, traf mich wie eine plötzliche Erleuchtung und enthüllte mir endlich Carlottas Zustand. Die Unselige hatte sich weggegeben, rückhaltlos, ohne Liebe, ohne Freude, an den Mann, von dem ihr Herz nichts wußte. Sie hatte es getan aus Furcht vor der Leidenschaft, und damit ihr das Ja nicht wieder leid würde, die Schlechtberatene hatte sich an den Ehrenmann binden, sich den Rückweg abschneiden wollen, um ihr störrisches Herz zu zwingen, — die Calzera hatte, gefällig wie immer, Gelegenheit gemacht. Ein Glück für das törichte alte Weiblein, daß es ihr gnädig erspart blieb, den Ausgang ihres Tuns zu sehen; es wäre eine zu harte Strafe gewesen. Sie hatte mit ihrer unzeitigen Dienstfertigkeit nur einer anderen in die Hände gearbeitet, die schlauer war als sie und die der Heirat leise einen Riegel vorzuschieben gedachte. Diese andere war die Leisetreterin, Modestos Mutter, die zu allem Ja sagte und immer still ihr eigenes Ziel verfolgte.
Diese Verwicklung durchschaute man damals noch nicht, Carlotta selbst am wenigsten. Sie sah in dem neuen Band zwischen ihr und dem Bräutigam nur die Erhörung ihres glühendsten Gebetes und sprach über ihren Zustand harmlos und ruhig wie eine ehrbare Frau, die am Ziel ihrer Wünsche steht.

Ich hatte ja an meinem Verlobten vieles auszusetzen, sagte sie, aber den Vater meines Kindes werde ich lieben können, das weiß ich gewiß.

Gegen diese Auffassung ließ sich nichts erwidern, die Unglückliche hatte ja nur gegen die Klugheit gefehlt; Vorwürfe wären da ebenso verkehrt wie nutzlos gewesen. Nur bestand ich darauf, daß ihr Verlobter augenblicklich vom Stand der Dinge in Kenntnis gesetzt werde. Carlotta hätte die Überraschung gerne auf das Wiedersehen verschoben, aber auf mein Geheiß setzte sie sich sofort und teilte ihm mit unbehilflicher Handschrift, aber natürlichen wohlgesetzten Worten ihre frohe Aussicht mit, voll Dank, daß der Himmel ihre Ehe im voraus gesegnet hatte, und in der festen Erwartung, daß ihr Verlobter sich mit ihr freuen würde. Kein Gedanke, daß Modesto es anders fassen könnte, dämmerte in ihrer Seele.

Sie lebte auf, als das Geheimnis von ihrem Herzen gewälzt war, und sie nicht mehr nötig hatte, sich zu verstellen. Die Ärmste verlor sich in Zukunftsträume, die ganz ausgefüllt waren von dem Kinde, und in denen der Vater gar keine Rolle spielte. Ebenso blaue Augen müsse es haben wie das unsrige oder auch schwarze wie die Gilda, und mit einem Jahr müsse es sprechen können wie die beiden. Dafür solle es aber auch gepflegt und gehalten sein wie ein Kind feiner Leute; sie wisse ja jetzt, wie man das mache; — und sie schwelgte schon im Gedanken an all die schönen Spielsachen und Bilderbücher und an die gestickten Kleidchen, für deren Herschaffung sie sich gern den Bissen am Mund absparen wollte.

Ich hatte mir so ein kleines Mädchen gewünscht, sagte sie mir eines Morgens geheimnisvoll, aber es ist ein Junge, ich weiß es. Heut nacht hab' ich von ihm geträumt, ich sah ihn groß — ein schöner brauner Soldat, alle Mädchen drehten sich nach ihm um, wo er vorbeiging. Aber ich gönne ihn keiner, er gehört seiner Mutter, ich habe nichts als ihn. Ich will wieder jung sein mit

ihm, es soll sein, wie es mit Antonio war, als wir zusammen in die Berge liefen.

Arme Carlotta! Dieser Traum war das einzige, was das Leben ihr an Glück vergönnte.

Modesto schwieg auf ihre Mitteilung. Es vergingen mehr als vierzehn Tage, Carlotta blieb noch immer ruhig.

Er hat den Brief nicht erhalten, sagte sie.

Ich mochte sie nicht in ihrem Vertrauen stören, aber das Betragen des Krämers wurde mir immer verdächtiger.

Carlotta schrieb ein zweites Mal und fragte dringender nach der Hochzeit; sie stellte ihm vor, daß es sich nicht mehr um sie selber handelte, sondern um das Wesen, daß sie unter dem Herzen trug und dem sie für seine künftige Stellung unter den Menschen verantwortlich war.

Darauf erhielt sie ein Schreiben aus San Quirico, an dessen Inhalt sie lange studierte. Sie las viel schlechter als sie schrieb, deshalb brachte sie mir den Brief, damit ich ihr helfe.

Er schreibt nicht selbst, sagte sie beklommen, der Brief ist von seiner Mutter, und es stehen seltsame Sachen drin, woraus ich nicht klug werde.

Es standen wahrlich seltsame Sachen in dem Briefe. Die alte Katze streckte endlich ihre Krallen heraus. Es zeigte sich jetzt, daß sie die arme Carlotta von lange her mit einem Netz von Aufpasserei umgeben hatte, denn in dem Briefe waren alle Verleumdungen aus Melerto und Vajano wie zu einer Anklageschrift zusammengetragen; auch Carlottas jüngste Begegnung mit Rocco Fontana fehlte nicht. Ihrem Sohne, schrieb sie, seien die Augen über Carlottas wahren Charakter aufgegangen, er sage sich von ihr los und betrachte es als einen Schimpf, ihr Verlobter gewesen zu sein. Betreffs der jüngsten Mitteilung Carlottas schwur sie, es sei die frechste Lüge, von der man je gehört, von einem schlechten Baum komme eine schlechte Frucht, aber der Versuch, ihren Fehltritt dem größten Ehrenmann von Vernio, der der

Spiegel seiner Mitbürger sei, aufzubürden, der übersteige alles, was man sogar von einer Tochter der Calzera habe erwarten können.

Der Brief schloß mit der Drohung, wenn Carlotta jetzt nicht mäuschenstille sei, so werde man die Gerichte gegen ihre Zudringlichkeit in Anspruch nehmen.

Der jähe Sturz aus ihren Himmeln benahm der armen Carlotta zunächst das Fassungsvermögen. Ihre erste Empfindung war ein grenzenloses Erstaunen, daß Modestos Mutter ihr in diesem Tone schreiben konnte, sie, die freundliche alte Frau, die nur das Glück ihres Sohnes und das Beste aller Menschen wollte! An diesem veränderten Verhältnis arbeitete ihr Hirn sich ab, während sie den eigentlichen Inhalt des Briefes noch immer nicht begriff.

Daß der Edle sich weigerte, ihr Kind als das seinige anzuerkennen und mit diesem Vorwand den Treubruch zu bemänteln suchte, für diese Ungeheuerlichkeit war kein Raum in ihrer ehrlichen einfachen Seele.

Nicht das seinige? sagte sie fassungslos, als ich ihr die Lage beizubringen suchte. — Wessen sollte es denn sein!

Aber plötzlich durchzuckte sie's wie ein Blitz: Roccos! O höllische Niedertracht! Sie werden sagen, es sei Roccos, weil ich an der Landstraße mit ihm gesprochen habe, weil man mir Briefe von ihm gebracht hat.

Ich durfte die Unglückliche nicht schonen, mußte ihr vollends klarmachen, was in halben, teuflischen Worten zwischen den Zeilen des Briefes stand: daß auch das Kind in Vajano, an das sie soviel Zärtlichkeit verschwendet hatte, für das ihrige ausgegeben wurde, daß man ihr vorwarf, schon seit Jahren die Geliebte Rocco Fontanas zu sein.

Carlotta stand aufs neue, als ob sie einen Schlag auf den Kopf erhalten hätte. Die unsinnige Beschuldigung, die ja schon durch das Alter des Kindes widerlegt war, lähmte ihr die Zunge. Doch

fielen ihr jetzt die Warnungen der Calzera vor der künftigen Schwiegermutter wieder ein, und sie durchschaute endlich die lügnerische Freundlichkeit, durch die ihr argloses Gemüt getäuscht worden war, während ein Aufschub um den anderen der alten Heuchlerin helfen mußte, aus eingesammeltem Klatsch dieses ganze Gewirre von Lügen, Entstellungen und falschen Schlüssen zusammenzuspinnen, in dem des Mädchens Ehre, Glück und bürgerliches Dasein zugrunde gingen.

Nur am Vertrauen in die Redlichkeit ihres Verlobten hielt sie auch jetzt noch fest: Modesto war ja ein Ehrenmann, er konnte von dem schändlichen Briefe nichts wissen; die Alte mußte hinter seinem Rücken geschrieben haben, um das Paar zu entzweien.

Doch der Brief war so wohlüberlegt, alle belastenden Punkte so sorgfältig herangezogen, Ausdruck und Schreibweise so abgezirkelt, daß ich keinen Augenblick zweifelte, Modesto sei selbst bei der Abfassung behilflich gewesen.

Unser Hausfreund, der Advokat Negri, verstand sich dazu, eine kurze bestimmte Anfrage an den Krämer zu richten, wie er sich zu dem Vorgehen seiner Mutter stelle, und ob er gesonnen sei, als ein Ehrenmann seine Pflicht an Carlotta zu erfüllen.

Modestos Antwort enthüllte der Unglücklichen erst die ganze Größe ihrer Schmach.

Er schrieb im Ton des Schwergekränkten, der selbst ein Recht zur Klage hat, daß er sich jede fernere Behelligung in Sachen der Carlotta verbitten müsse. Er danke dem Himmel, daß ihre befleckte Vergangenheit noch rechtzeitig entdeckt und dadurch eine ehrbare Familie vor Schande bewahrt worden sei. Es wäre töricht, nach dem Vater ihres Kindes zu forschen, da ja verschiedene auf diesen Namen Anspruch erheben könnten; was ihn selbst betreffe, so fühle er sich von jeder Verpflichtung gegen Carlotta frei und habe in einer ehrbaren Heirat Trost gesucht und gefunden. Zum Schluß erklärte er sich jedoch mit einer verlegenen Wendung bereit, ihr aus Nächstenliebe eine kleine Unterstützung anzuweisen mit dem

Beding, daß sie sich still verhalte und nie wieder den Fuß nach San Quirico setze.
Carlotta hob mit einer gewaltigen Bewegung die Arme zum Himmel.
O meine Mutter im Paradiese, schrie sie, Euch klag' ich an, Ihr habt die Schuld, mein Herz wollte nichts von ihm, mein Herz wußte es besser. Gott laß' es Euch nicht entgelten, was Ihr an mir getan habt.
Ich kann sie noch sehen, wie sie damals vor mir stand, die Arme emporgereckt und das große braune Gesicht von den zuckenden Muskeln durcheinandergerüttelt. Daß mit gleicher Unmittelbarkeit eine Erregung den Weg zur Gebärde fand, habe ich bei keinem anderen Wesen je beobachtet; es bedarf dazu der Unschuld einer so einfachen Natur, wie unsere Carlotta war.
Bei dem Anteil, den wir an ihrem Geschick nahmen, befanden wir uns in der schwierigsten und widrigsten Lage. Wir wußten nicht, wie ihr Genugtuung schaffen, und einer solchen Beschimpfung gegenüber Geduld zu predigen, ist eine Unmöglichkeit. Das Gesinde umstand sie bedauernd und aufreizend, aber Carlotta stimmte nicht in die Schmähungen gegen den treubrüchigen Feigling ein; sie war wie zu Stein geworden, nur nach einer Weile sagte sie mit einer Gebärde von Ekel: Ich will mich waschen, und ging ohne Eile nach ihrer Kammer.
Das Verhängnis wollte, daß ich an jenem Abend Gäste erwartete und keine Zeit hatte, mich mit der Unglücklichen abzugeben. Ich sah sie noch einen Augenblick, als ich an der Küche vorüberging. Da saß sie schon wieder an ihrem gewohnten Platz beim offenen Herdfeuer, die Kaffeemühle zwischen ihre mächtigen Knie gepreßt, das Gesicht von der Flamme vergoldet, und mahlte langsam und nachdrücklich. Nichts Besonderes war ihr mehr anzumerken, aber während der Kaffee aufgetragen wurde, verließ sie still das Haus.
Man vermißte sie erst spät, als die Gäste schon gegangen waren, und suchte sie lange vergeblich in allen Winkeln. Als Carlotta am

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Morgen nicht zurückkam, mußte der Polizei Anzeige von ihrem Verschwinden erstattet werden. Ihre Rede vom Waschen, die erst nachträglich auffiel, erweckte den Verdacht, daß sie in der Verzweiflung den Weg zum Arno genommen habe, und es wurde die ganze Strecke von der Porta San Niccolò bis zum Wehr hinunter abgesucht, aber währenddessen fuhr sie schon unaufhaltsam wie das Verhängnis ihrem Ziele zu.

Als wir endlich ihre Spur wiederfanden, war die Tat schon geschehen, und die Welt hatte einen Biedermann weniger: unsre arme besudelte Carlotta hatte sich gewaschen — mit Blut.

Sie war noch spät am Abend nach Prato gefahren und hatte dort auf dem Bahnhof gewartet, bis es hell wurde; man sah sie die ganze Nacht mit ihrem schwarzen Umschlagetuch wie ein Bild von Stein im Wartesaal sitzen, ohne sie zu stören. Beim Morgengrauen setzte sie sich in Bewegung und wanderte bergauf nach Vernio zu, das in eine tiefe Schneedecke gehüllt lag. Unweit Vajano holte sie der Postbote mit seinem Wägelchen ein und hieß sie aufsteigen. Er merkte ihr keine Erregung an und erzählte auf ihr Befragen harmlos von des Krämers Hochzeit mit der Pistojeserin, denn Carlottas Verlobung war ihm zufälligerweise nicht zu Ohren gekommen.

In San Quirico stieg sie von dem Wägelchen herunter, vergaß auch nicht zu danken und ging mit ihren gewohnten festen Schritten langsam und ruhig über die Brücke nach Modestos Haus.

Diesen fand sie, wie er eben mit verschlafenem Gesicht die Ladentür öffnete. Als er sich so plötzlich Carlotta gegenüber sah, erschrak er wie vor einem Gespenst und wollte die Tür vor ihr zuwerfen, aber sie drang ihm nach in den Laden, stellte sich hart vor ihn und fragte: Wessen ist das Kind, das ich unter dem Herzen habe?

Mach', daß du fortkommst, ich kann hier keinen Skandal brauchen, antwortete der Krämer unsicher.

Wessen ist das Kind, Modesto? fragte sie abermals.
Er gab keine Antwort und wagte ihr auch nicht ins Gesicht zu blicken.
Unterdessen stürzten die beiden Weiber in Unterröcken hervor, überschütteten Carlotta mit Schimpfreden und schrien nach den Carabinieri, deren Kaserne schräg über der Straße liegt. Nun gewann auch der Krämer Mut, und mit dem plötzlichen Zorn des Feiglings schrie er auf Carlottas wiederholte Frage: Geh zu deinem schönen Herrn Fontana, der wird wissen, wem dein Kind gehört.
Ich wollte, es wäre so, sagte Carlotta mit Nachdruck, dann wäre sein Vater wenigstens kein Schuft und seine Mutter keine Mörderin.
Dieses sagend, riß sie ein langes, blankes Messer unter der Schürze hervor, und bevor die Weiber ihr in den Arm fallen konnten, hatte sie es dem Krämer bis ans Heft ins Herz gestoßen.
Dann stieg sie noch unter dem Zetergeschrei der Weiber ungehindert an die Fiumenta hinab, spülte das Messer in den schäumenden Fluten rein und ließ sich dort ruhig von den herbeigeeilten Carabinieri verhaften.
Ich will Ihnen noch kurz den Schluß der Tragödie erzählen.
Trotz dem natürlichen Entsetzen über das Vorgefallene taten wir, was in unsren Kräften stand, um die Mörderin zu retten, aber ihre Lage war gefährlich, denn das mitgebrachte Messer stempelte ihre Tat zu einer vorbedachten. Noch bedenklicher war es, daß Modestos Mutter und die zum zweitenmal verwitwete Pistojeserin eine Privatklage anstrengten und den Staatsanwalt durch zwei berühmte Advokaten verstärkten. Doch kam der Fall zum Glück vor das hiesige Schwurgericht, wo die Stimmung von allem Anfang an für Carlotta günstig war. Viele kannten sie hier, und über ihre tadellose Aufführung war nur eine Stimme. Ihr früherer Fabrikherr, der auch vernommen wurde, sagte in gleichem Sinne über sie aus.

Die ganze Stadt strömte wie zu einem Schauspiel zusammen, als Carlotta vor dem Schwurgericht erschien; man hörte auf der Straße von nichts anderem mehr reden. Mehrere Tage schwankte die Entscheidung; ich selbst war in dieser Zeit wie von Sinnen. Als ich vorgeladen wurde und die Unglückliche vor allem Volke wiedersah, groß und unbeweglich in ihrem Käfig sitzend, da vergaß ich das Schrecknis ihrer Tat und dachte nur an all die Hingebung, die sie uns bewiesen hatte, und an die ungeheuerliche Beschimpfung, die ihr widerfahren war. Ich ließ mich von der Erregung des Augenblicks hinreißen und sagte: Sprecht sie frei, und ich bin bereit, sie noch heute in mein Haus zurückzunehmen.

Ein Beifallssturm erschütterte den Saal, daß ich nicht wußte, wie mir geschah. Viele weinten, und so oft Carlotta von da an hereingebracht oder hinausgeführt wurde, lief es wie ein Strom der Sympathie durch die Versammlung.

Fast noch größeres Aufsehen erregte das Erscheinen Rocco Fontanas, der auch als Zeuge geladen war. Alle Damen richteten ihre Gläser auf den Don Juan von Meletto, der mit äußerstem Freimut und ohne sich zu schonen ein für die Angeklagte ehrendes Zeugnis ablegte. Seine Beziehungen zu Carlotta, die Herkunft des Kindes in Vajano, alles was von Verleumdung gegen das Mädchen in Umlauf gesetzt war, wurde aufgeklärt, und ihr Leben trat rein und makellos aus dem Zeugenverhör hervor bis zur Stunde, wo sie sich ihrem eigenen Herzen zuwider dem Bräutigam, dem Tugendspiegel, ergeben hatte, von dem sie keinen Verrat besorgte.

Advokat Negri führte die Verteidigung, die ein Meisterstück psychologischer Analyse war. Hier liege nicht die landläufige Liebestragödie vor, sagte er, sondern ein anderes tieferes und selteneres Problem der menschlichen Natur. Er schilderte die Angeklagte, wie wir alle sie gekannt hatten, gewissenhaft, sittenstreng und unnahbar für die Verführung. Er erzählte von ihrer Leidenschaft

für das fremde Kind, aus der das verzehrende Verlangen nach eigenem Mutterglück erwuchs, und von ihrem felsenfesten Glauben an die Redlichkeit des Mannes, der ihren Augen nicht gefiel, und dem sie gleichwohl gewährte, was sie dem Geliebten ihrer Seele standhaft verweigert hatte.

Carlotta, sagte er, war keins von den Mädchen, die aus Leichtsinn fallen. Sie hatte auf die Liebe verzichtet, aber sie wollte Mutter sein und ihrem Kinde einen ehrlichen Namen geben, darum flog sie mit dem, der ihr ein sicheres Nest für ihre Jungen versprach.

Dann enthüllte er Zug für Zug die Machenschaften der alten Krämerin, in die der Sohn sich allzuwillig einspinnen ließ. Eine Anfrage in Meletto, ein einziger Besuch bei der Bäckerin von Vajano, die bloße Zusammenstellung der Daten, sagte er, hätte genügt, das Lügengewebe zu zerreißen, aber der Biedermann ergriff begierig den Vorwand zum Bruch, nachdem die langjährige, eigensinnige Leidenschaft für Carlotta befriedigt war, und nun die reiche Heirat ihren Zauber üben konnte.

Die Italiener sind vor allem Menschen, und nichts Menschliches bleibt ihnen verschlossen. Die Parteinahme für Carlotta war allgemein. Die gegnerischen Advokaten — zu ihrer Ehre sei es gesagt — führten nur ein glänzendes Scheingefecht auf, um ihren Ruhm zu retten, und ließen den Kern der Verteidigung unangetastet. Der Staatsanwalt selbst hielt nur noch lau die Anklage aufrecht, und der Prozeß endigte mit völliger Freisprechung.

Ungeheurer Beifall begrüßte den Wahrspruch, und der laute Zuruf der Menge folgte der Freigesprochenen durch alle Straßen nach, als unser alter Gärtner sie im geschlossenen Wagen abholte, denn wir wollten meine öffentlich gegebene Zusage wahr machen. Es wurden Balladen auf sie gedichtet, viele Zeitungen brachten ihr Bild, und Carlotta blieb auf längere Zeit die Heldin des Tages.

Jetzt aber muß ich Ihnen ein beschämendes Geständnis ablegen.

Ich hatte mein Wort gehalten und die Unglückliche in mein Haus zurückgenommen, aller Kritik der lieben Bekannten zum Trotz, denn es versteht sich, daß dieselben, die mir Beifall geklatscht hatten, meine Handlungsweise hinterher verdammten. Ich war aufs tiefste durchdrungen von Carlottas Unglück und der Gerechtigkeit ihrer Sache, aber — ich kam über das Grauen nicht hinweg. So oft mein Blick auf ihre Hände fiel, mußte ich denken, daß sie Menschenblut vergossen hatten. Ich konnte mein Kind nicht mehr auf ihren Armen sehen. Die Dienstboten rückten beim Essen sachte von ihr weg, und von den Mädchen wollte keins mehr mit Carlotta in einem Zimmer schlafen.

Es war ein rechter Jammer, was sollten wir mit ihr anfangen? In ihre Berge konnten wir sie nicht zurückschicken, wo der Schatten ihrer Bluttat umging, und hier — wer hätte sich ihrer angenommen? Sie hatte Geschick zu Gartenarbeiten, wie sie überhaupt dem Erdboden näherzustehen schien als andre Menschen. So gaben wir sie dem alten Gärtner, der ohnehin nicht mehr allein fertig wurde, als Gehilfin bei und trennten sie allmählich von dem Kindchen. Das scheint ihr das Herz vollends gebrochen zu haben.

Gewiß, wenn ihr eigenes Kind gelebt hätte, ihre starke Natur wäre mit ihrem Schicksal fertig geworden. Aber das Leben hatte nicht bei der Mörderin einziehen wollen: sie war in der Untersuchungshaft von einem toten Kind entbunden worden und kränkelte seitdem. Sie schaufelte und jätete zwar unverdrossen, versetzte Blumen und pfropfte Bäume, gab auch noch untrüglichen Bescheid über das kommende Wetter, aber sie lebte nur noch halb. Ihre schöne Fülle war weg, und der goldene Bronzeton ihrer Haut hatte sich in ein fahles Erdgrau verwandelt.

Die Natur griff gnädig ein und löste auf, was nur noch mit Pein zusammenhielt. Eine schwere Krankheit warf sie nieder, von der sie nicht mehr genas. In ihren Fieberträumen sprach sie immer mit ihrem Sohn. Sie lief mit ihm einen grünen Hügel hinab nach

einer Wiese, die voll Blumen stand; die zeigte sie dem Knaben, und Blumen pflückend entschlummerte sie.

Oben in Trespiano liegt sie bei vielen andern namenlosen Schläfern, die nicht auf die Seite gerückt sind, als unsre Carlotta einzog. Sie hat wie die andern ihr Kreuz mit einer Nummer. Advokat Negri, der ihr seinen Ruhm und eine glänzende Praxis dankt, hat die Mittel zu einem eigenen Grabe gegeben. Gras wächst über ihr und ihrer Tat.

Ihre Stofale, die schon lange wieder Stephanie heißt, trägt seit dem Frühjahr sittig ihr Ränzchen zur Schule und hat kaum noch eine dämmernde Erinnerung an das große starke Weib, das sie mit so wilder Zärtlichkeit an die Brust gepreßt und in den Armen geschwungen hat. Ihr Name wird selten mehr genannt, nur wenn ich über Verfall und Entartung klagen höre, so denke ich wieder einen Augenblick an jene mächtige, einfache, wie aus den Blättern des Alten Testaments herausgestiegene Gestalt.

Mittagsgespenst

Man saß am Abend vor der Abreise noch in Florenz beisammen, ein Häuflein deutscher Freunde, das den Winter in Italien verbracht und das Land auf den bekannten Reisewegen durcheilt hatte. Alle waren freudensatt und sehnten sich nach Hause. Die erschöpfte Bewunderung, die schon seit lange keine Worte mehr fand, schlug in Mißmut um, und man begann dem Lande gram zu werden, das man mit so großem Entzücken betreten hatte, denn man fühlte, daß ein Menschenalter nicht ausreichen würde, um die ganze Tiefe seines Reichtums zu ergründen.

Ein junger Künstler, der am weitesten gekommen war und am schärfsten gesehen hatte, gab dieser Stimmung zuerst Ausdruck.

Ich möchte doch nicht in einem Lande leben, wo schon alles getan ist, sagte er, es würde mich entmutigen und erdrücken. Überall vertreten uns hier die Toten den Weg, und Schillers berühmter Vers verkehrt sich hier ins Gegenteil, denn ihnen gehören die Stunden, und der Lebende hat unrecht.

Und die italienische Natur ist eigentlich gar keine Natur, warf eine junge Frau ein, sondern nur wie ein Staffeleibild, ein Ding zum Anschauen. Man kommt nie hinein, immer ist man draußen. Da lob' ich mir unsere deutschen Eichenwälder mit ihren feuchten Moosbänken und rieselnden Bächlein. Die sind uns nahe und reden unsere Sprache. Aber gibt es etwas Hochnasigeres als diese Zypressen und Pinien, die mit sich selber glücklich sind und dem Menschen zu sagen scheinen: Bleib mir vom Leib — ich habe nichts mit dir gemein. — Oder vielmehr, sie sagen ihm gar nichts, sie übersehen einfach seine Gegenwart.

Ich, sagte ein anderer, habe an Italien nichts auszusetzen, als daß es hier zu hell ist, und daß das Sonnenlicht in jede Ritze dringt. Da ist gar nichts Verschleiertes, kein Dämmerwinkelchen für die Phantasie, kein Platz für Geister, Irrlichter und Kobolde. Ich möchte nicht in einem Lande leben, das keine Gespenster hat.

Steht es denn fest, daß Italien keine Gespenster hat? fragte die Gesellschaft.

Felsenfest. Ich berufe mich auf den jungen Vetturino, der uns durch die Maremma führte. Den habe ich nach Geistergeschichten ausgefragt, solange ich neben ihm auf dem Kutschbock saß. Zuerst verstand er mich gar nicht, bis ich ihm erklärte, was Gespenster seien, — die Seelen der Verstorbenen, die wiederkämen. Darauf sah er mich mit ernsthafter Verwunderung an und schüttelte den Kopf. Bei ihm daheim im Sienesischen, sagte er, wisse man nichts von solchen Dingen, da seien die Toten noch immer ruhig liegengeblieben, wo man sie eingescharrt habe. Aber auf einmal ging ihm ein Verständnis auf, und er fügte hinzu: Ja, jetzt erinnere ich mich — als ich noch klein war und zur Schule ging, da hörte ich von einem gewissen — wie hieß er nur? — Lazarus, mein' ich — der soll wieder aufgestanden sein. Aber man muß nicht alles glauben, was die Leute sagen.

Alle lachten. Aber einer, der bisher geschwiegen, ergriff jetzt das Wort, und die Gesellschaft hörte ihm aufmerksam zu, denn er war ein Sonderling, der nur redete, wenn er etwas zu sagen hatte, und überdies bewohnte er das Land, das die Andern im Flug durchreisten, schon seit zwanzig Jahren.

Keine Gespenster? begann er langsam und eintönig. — Ja, wenn Sie von den grauen oder schwarzen huschenden Schattengestalten des Nordens reden, dann stimme ich Ihnen bei, die gibt es hier nicht, die Sonne würde sie sofort aufzehren. Aber wären Sie meinem Rat gefolgt und hätten einen Hochsommer in Italien verlebt, statt bei der ersten Sonnenglut das Weite zu suchen, dann wüßten Sie, was italienische Gespenster sind.

Er sprach mit einer tiefen, wenig modulierten Stimme, die etwas Hypnotisierendes hatte.

Gespenster im Hochsommer? fragten einige zweifelnde Stimmen.

Allerdings. Sie kommen eben von dem gewohnten Vorstellungskreis nicht los. Wenn Sie von Gespenstern hören, so denken Sie an eine Winternacht, verschneite Felder, an Sturmgeheul, Nebelgerieseln und tiefe Mitternachtstunde. Dann kommen die ängstlichen, schleichenden Schatten, die sich fast mehr noch vor dem Lebenden fürchten als er vor ihnen. Hier aber hat die Nacht keine Stille und Einkehr in sich, also hat sie auch keine Gespenster, sie ist voll Lärm und Musik und gehört den Lebenden. Doch man zeige mir das verschwommene nordische Spukbild, das sich an Grauen mit dem weißen Phantom des Südens messen kann. Wie rette ich mich vor dem Mittagsgespenst, wenn es mich allein in der sonnverbrannten schattenlosen Campagna findet, wenn es mich anstiert mit seinen kalten, wie von der Helle abgeblaßten Seemannsaugen, die die ungeheuren Weiten von Wüste und Ozean in sich getrunken haben? Um die Sommersonnwend, zur Mittagszeit, beim betäubenden Geschmetter der Zikaden, auf weiten glühenden Ebenen, unter goldgelben Weizenfeldern, wo die Luft vor Hitze flimmert und sogar die Lerche schweigt, am flachen Meergestad, wo der brennende Sand zu spiegeln anfängt, da ist es zu Hause. Es kommt von Afrika herüber und bläst unterwegs den Schiffern seinen heißen Atem ins Gesicht, daß sie entseelt vom Bord taumeln. Wo es vorübergeht, da wagt kein Blümchen mehr zu blühen, und kein Halm ist mehr grün. Und doch ist es ebenso schön, wie es schrecklich ist. Ganz nahe bin ich ihm nur zweimal gekommen, das erstemal in Pisa. Sie kennen Pisa? — Aber nein, Sie haben es ja nur bei Regenwetter gesehen. Nun stellen Sie sich den Domplatz vor unter der grellen Mittagssonne, abseits der Stadt, in weltverlorener Einsamkeit, seine steinernen Wundergewächse umwoben von der sinnverwirrenden überirdischen Helle, die ihnen das Körperliche nimmt und alle Gegenstände zu

Erscheinungen macht. Ein marmornes Märchen, ein versteinerter Mittagstraum inmitten einer smaragdgrünen Wiese. Der schiefe Turm, der dem Gesetz des Gleichgewichts Hohn spricht und das Auge erschreckt, Dom und Battistero blendend wie Schnee und gleichsam durchsichtig vor Helligkeit, dahinter das Camposanto und ganz im Hintergrunde die schwarze, finstere Stadtmauer wie die Grenze der Welt. Die Luft ist dann leicht wie Äther, und aus der Erde, die nicht mehr lastet, dringen die Geister herauf und lagern sich vor der Friedhoftür. Das ist der rechte Ort für das Mittagsgespenst, seine fürstliche Metropole, und dort habe ich es zum erstenmal geahnt mit seinem Grauen, das aus dem Urgrund der Dinge heraufsteigt. Aber das war noch nichts — ein paar Jahre später sah ich es wirklich im Pesatal —

Er verstummte auf einmal und versank in Nachdenken, wie es Einsiedler tun, die nur gewohnt sind, mit sich selbst zu reden.

Erzählen! rief es von allen Seiten.

Da ist ist eigentlich nichts zu erzählen, es ist nur ein Zustand und keine Geschichte.

Da ihn aber die Gesellschaft nicht mehr loslassen wollte, so gab er nach und begann:

Ich hatte an einem Frühsommer in den achtziger Jahren eines schönen Tags den Weg unter die Füße genommen, um, wie alljährlich um diese Zeit, meinen ganzen Menschen auszulüften und zu durchsonnen. Von San Casciano aus wanderte ich planlos ins Land hinein, mein Skizzenbuch unter dem Arm, in das ich mit dilettantischem Vergnügen Schlösser, Villen, phantastische Steinbrüche und Baumgruppen eintrug. Die Nacht verbrachte ich in einer schlechten Kneipe, aus der es mich schon vor Tagesanbruch wieder forttrieb. Nichts Wunderbareres, als so in kühler Morgenfrühe auf einsamen taufeuchten Campagnawegen der Sonne den Vorrang ablaufen, wenn der Himmel noch grau ist und das goldene W der Kassiopeia wie durch einen Schleierflor schimmert, bis ein rosiges Leuchten über den östlichen Hügeln be-

ginnt, und, rollende Wolkenmassen vor sich herschiebend, die Sonne erscheint. Gewaltsam, chaotisch wiederholt sich jeden Morgen das Fiat lux, wie es Michelangelo gedacht hat, man meint den Schöpfergreis selbst zu sehen, wie er ringend Licht und Finsternis scheidet, und es ist nicht zu sagen, welch ungeheure Summe von Glück täglich dem Kulturmenschen verlorengeht, der seine Morgenstunden zwischen zwei Betttüchern verdämmert.

Ich hatte bald einen Punkt erreicht, wo die Landschaft ihr florentinisches Gesicht verlor; die Berge rückten in die Ferne, die Gegend erweiterte sich, und ich tauchte in ein ganzes Meer von niederen Hügeln hinein. Zahllos und gleichmäßig wie erstarrte Wellen erhoben sie ihre Häupter, von roten Backsteinvillen oder grauen, steinernen Gehöften bekrönt, die man für Schlösser halten könnte, wenn nicht der Mangel an Fensterläden sie als Bauernhäuser kenntlich machte. Mein Weg führte eine Zeitlang an einem blinkenden, noch wasserreichen Flüßchen hin, das sie die Elsa nannten. Endlose Rebengehänge faßten die Straße ein und boten mit ihren mageren Schatten wenig Schutz vor der höher steigenden Sonne. Die Hügel bildeten keine Ketten, sondern stiegen einzeln als kleine Kegel aus dem Boden auf, wenige rund geschnittene Oliven standen darauf wie Kinderspielzeug, und schmale, hellglänzende Pfade schlängelten sich zwischen Zypressen hinan wie von Benozzo Gozzoli gemalt.

Bald wurde es sengend heiß, die reifenden Kornfelder, die kein Lufthauch regte, lagen da und glühten wie ein Stück herabgefallener goldgelber Sonne. Ich begegnete keiner lebenden Seele, denn es war Sonntag, wo die Leute in ihren Gehöften beisammenhocken; nur dann und wann sah ich eine Herde weißer Hämmel gleich einer dichten Staubwolke um einen grünen Berghang gelagert, oder vernahm das Klingeln unsichtbarer Glöckchen hinter den Hügeln hervor. Mein Weg, der lange den Fluß verlassen hatte, führte durch keine Dorfschaft, sondern immer tiefer in das Hügelmeer hinein; hatte ich eine Anhöhe erklommen, so stiegen,

soweit das Auge reichte, unzählige neue Höhen empor, nur nach Süden schloß eine lichte blaue Bergkette den Horizont ab. Die Villen hörten auf, und die bebaute Gegend schien ganz verlassen. Hügelauf, hügelab, wie eine lange weiße Schlange wand sich die Straße, das Gefühl der Unendlichkeit weckend; ich mußte immerzu an Benozzo Gozzoli denken, dem solche Landschaften auf seinen Bildern vorschwebten, und ich hätte mich nicht gewundert, wenn mir seine Drei Könige mit ihren schön geschirrten Rossen und ihren kecken Pagen entgegengezogen wären.

Schon vor geraumer Zeit hatte ich einen einzelstehenden Berg mit flachem Rücken beobachtet, der aus der Ferne von einem Wald ungewöhnlich hoher Bäume besetzt schien und der, je nachdem mein Weg sich wand, bald links, bald rechts, bald vor mir und bald hinter mir auftauchte. Im Näherkommen bemerkte ich, daß, was ich zuerst für Bäume gehalten, schlanke, viereckige Türme waren, die wie Pfeile hinaufschossen, einige himmelhoch, andere wie auf halber Höhe gehemmt, aber alle von einem starren Trotz, von einer eisernen Verwegenheit, die den Blitzen die Stirn zu bieten schien. Die ganze Fläche war von einer starken, durch vorspringende Basteien und Türmchen unterbrochenen Mauer umzogen und erweckte so aus der Ferne gesehen die Vorstellung eines zur Hälfte abgespielten Schachbretts, von dem nur die Türme und ein paar Bauern stehengeblieben sind. Es mußte San Gimignano sein, die merkwürdige Stadt, die ich schon seit Jahren zu sehen wünschte, und ich brauchte jetzt nur der Straße zu folgen, um geradeswegs vor das Tor zu gelangen.

Im Weitergehen entdeckte ich mit Verwunderung, daß das Weiße, das zwischen der grobscholligen Wegböschung vorglänzte, keine Steine, sondern Muscheln und Austernschalen waren, und auch die Straße zeigte sich mit Gebilden des Meeres beschottert. Weiße Muscheln, groß und klein, in allen denkbaren Arten, bestreuten die Äcker und halfen die Hügel bilden, die gar kein festes Gebein hatten; einige darunter waren tellergroß. Ich stieß auf ganze

Austernbänke und auf versteinerte Korallen, die in den Boden verwachsen waren. Dieser lachende toskanische Garten liegt auf altem Meeresgrund, auf einer lockeren Sandwüste, über die einst die breite Woge hinrollte, und ich stand jetzt schon hoch genug, um das ganze ungeheure Becken zu überblicken, das eine ferne, ferne Bergkette wie eine Küste umschloß.

Die geheimnisvolle Stadt lag jetzt wieder einmal zu meiner Linken und so nah, daß ich hätte können die Sonntagsglocken läuten hören. Die Türme standen auf dem höchsten Punkt und eng beisammen wie zu Schutz und Trutz, während der Rest der Stadt hinter mächtigen grauen Mauern sich auf dem Hügelabhang lagerte. Aber die Straße zog sich mit ihren Windungen noch eine gute Meile hin, und nirgends fand ich eine Spur von Schatten. Unsichtbar begleitete mich das schrille Geschmetter der Zikaden, eintönig und gespensterhaft, als habe das grelle, unerbittlich weiße Licht selber eine Stimme bekommen und schreie mir zu. Oliven, die in vielfachen Reihen allen Linien des Bodens folgten, waren der Wipfel beraubt und zu weiten, leeren Kränzen zugeschnitten, damit die Sonne bis ins Mark dringe. Sonst waren keine Bäume da, nur Brombeergestrüpp und wilde Rosenhecken, die mit den filzigen Büscheln des Lavendels abwechselten.

Endlich hatte ich den Fuß des Berges erreicht und wanderte eine gepflasterte Straße hinauf. Hinter mir dröhnte es wie Pferdegetrappel, zwei Männer mit breiten Filzhüten galoppierten auf Maultieren finster und stumm vorüber; ohne den Widerhall der Hufe hätte ich sie für Schatten gehalten.

Ich stand vor einem prachtvollen Tor aus verwittertem Backstein mit gezacktem Gesimse. Ein paar Schritte abseits, unter dem Schatten dürftiger Akazien, floß ein einfaches Röhrenbrünnlein, aus dem ich einen Trunk nehmen wollte, aber das Wasser, durch einen Windhauch zur Seite getrieben, entwich meiner Hand. Ich stand wie im Traume. Während in der Ebene unten die Sonne auf regungslosen Halmen brannte, wehte und sauste es hier

oben um den Berg, als sei ich in die Heimat der Winde gekommen.
Auf einer verwitterten Holzbank unter der Akazie saß ein junges Weib mit einem Kinde an der Brust, unbeweglich wie ein Bild von Stein, und sah müde und hoffnungslos vor sich nieder.
Ich trat grüßend zu ihr und fragte, ob ich in San Gimignano sei.
Sie nickte und sah mich mit einem traurigen Blick an, der mich bewog, ihr eine Münze in den Schoß zu legen.
Eine lange, leere Straße, kühl und finster wie ein Keller, nahm mich auf, und ich wanderte zwischen zwei Reihen hoher Paläste, die zuweilen durch schwebende Brücken verbunden waren, in die Stadt hinein. Da und dort gab ein Quergäßchen, durch das der Wind pfiff, eine plötzliche Durchsicht auf das dunkle Blau des Himmels bis tief hinab zum Horizont frei. Die Straße mündete auf den Kirchplatz, wo die erstaunlichen Türme standen, der höchste, am Rathaus, mit Schmuck und Kranzgesimse, die andern ohne Bekrönung, stumpf, wie oben abgeschnitten, und ich erschrak vor der trotzigen Kühnheit dieser Bauten; nur ein Frevel konnte sie so hoch und himmelandrohend hinaufgeführt haben.
Trotz der Hitze auf der im grellsten Sonnenlicht gebadeten Piazza lief mir ein kalter Schauder über den Leib — ich spürte die Luft eines fernen Jahrhunderts um mich her. Ein eisernes Volk mußte hier gewohnt haben, gefährlich und grausam, dem für die Größe seiner Vaterstadt alles erlaubt war, und ich bedauerte die Nachgeborenen, die verdammt waren, im Schatten dieser Türme ein sieches, gedrücktes Dasein hinzuschleppen. Die wenigen, denen ich beim Eintritt begegnet war, schlichen mir mit scheuen Schritten aus der Entfernung nach. Ein etwa dreizehnjähriger Junge, von dem ich nichts erfahren konnte, als daß er Orazio hieß, hatte sich mir schon unter dem Stadttor angeschlossen und begleitete mich hartnäckig, aber ohne ein Wort zu reden. Ich gab ihm unbedachterweise ein paar Soldi, um ihn loszuwerden, und machte ihn dadurch erst recht zu meinem Schatten.

Auch die andern lungernden Schemen, die wir unterwegs trafen, hingen sich an meine Fersen, und mit der stummen Begleitung hinter mir wanderte ich weiter durch lange hallende Gassen und ausgestorbene Plätze, und ich staunte zu den finsteren Baukolossen hinauf, die die engen Straßen in tiefe Schatten hüllten. Schlanke Marmorsäulchen stützten die runden Fensterbögen, und Ornamente von maurischer Zierlichkeit liefen über die Vorderseite der Häuser hin und erhellten den gewaltigen Ernst der alten Quadern und Backsteine mit einer Fülle von Phantasie. Seit den Tagen des Mittelalters war hier kein Stein verrückt worden, keine Neubauten drängten sich dazwischen, und die Paläste waren vollkommen erhalten, als ob die Zeit, die alles wegfegt, was sie nicht umgestalten kann, diese Stadt allein auf ihrem Lauf vergessen habe.

Ich kam durch monumentale Tore mit den Resten römischen Mauerwerks im Stadtinnern, die augenscheinlich von einem früheren Mauerkreis herrührten und noch viel älter waren als die äußeren Befestigungen, ich sah wundersame Tempelstirnen, die aus vorchristlichen Zeiten stammen mochten, prächtige Steintreppen und reich geschmückte Säulenhöfe. Durch eine Seitengasse kam ich auf den Domplatz zurück, als eben die Kirchenportale aufgingen und eine dunkle Menschenwoge sich die Stufen herunter in die mittagshelle Piazza ergoß.

Im Nu war ich umringt, man starrte mich an wie ein fremdländisches Tier und schien sich zu wundern, durch welchen Zauber ich den Weg heraufgefunden habe. Männer, Weiber, Kinder umstanden mich stumm, ein ganzes Volk von gaffenden, hohläugigen Gespenstern. Ihre Kleider waren abgenutzt, ihre Gesichter müde wie übernächtig, und die Blicke, mit denen sie an mir hingen, schienen zu fragen: Was will dieser Mensch aus einer anderen Zeit?

Sei es, daß meine Ausrüstung etwas Auffallendes hatte, sei es, daß überhaupt selten Fremde nach San Gimignano kommen, sicher ist, daß ich nie ein neugierigeres und mißtrauischeres Volk

gesehen habe. Auf jede Frage antworteten sie mit der Gegenfrage, wer ich sei, was ich hier suche und wie lange ich zu bleiben gedenke. Die einen bettelten, andere boten mir wertloses Gerümpel zum Kauf an, und ihre ernsten Gesichter paßten so wenig zu dieser Verkommenheit, als ob sie gar nicht ihnen selbst gehörten, sondern alte Erbstücke wären, die ihre ursprüngliche höhere Bestimmung eingebüßt hätten. Wohin ich ging, da zogen sie mit, schweigend, eine immer wachsende Prozession, denn auch die andern Kirchen hatten sich mittlerweile entleert. Da und dort blickte wohl ein hübsches Mädchengesicht aus dem Haufen, aber auch sie hatten etwas Fahles, Freudloses, als ob ein unerträglicher Druck auf ihnen laste, und die Stadt erschien mir mit ihren Bewohnern noch viel unheimlicher als zuvor, da ich nur die leeren Plätze und Gassen gesehen hatte.

Nachdem ich noch die Kirchen mit ihren berühmten Chormalereien betrachtet, trat ich endlich etwas abgespannt in eine Herberge, und ganz San Gimignano wälzte sich natürlich nach. Der Wirt, der womöglich noch abstoßender aussah als seine Mitbürger, hatte Mühe, mir Luft zu schaffen und die Leute aus der Gaststube zu entfernen, während ich zwei Gläser Wein leerte und dazu mit Überwindung ein paar Bissen aß.

Aber auch so wurde mir das Bleiben unerträglich, denn die Stube roch nach unbewohnten Räumen, und obwohl ich sogleich alle Fenster aufsperrte, war ein dumpfer, kellerartiger Geruch nicht zu vertreiben.

An der geschwärzten Wand hingen zwei Bilder, die ich mir aufmerksam besah. Das eine, in rohen Farben auf Leinwand gemalt, war offenbar die nicht sehr geschickte Kopie eines alten Gemäldes und stellte den Schutzpatron von San Gimignano dar, einen heiligen Bischof mit Inful und Hirtenstab, der die ganze Stadt mit allen ihren Türmen wie ein Schachbrett auf dem Schoße hielt. Die Stadt und wieder die Stadt! Wie seltsam und ehrwürdig zugleich erscheinen sie uns mit ihrem Heimatkultus, diese Alten,

denen kein Opfer zu groß war für die Scholle, von der sie stammten. Welch glühender Gemeinsinn, welche Leidenschaft, stark wie der Tod, muß ein ganzes Volk verbunden haben, damit eine Stadt entstehen konnte wie diese, wo jedem Stein der Wille einer ewigen Dauer eingeflößt ist! Wie hat jeder einzelne gerungen und gedarbt, um seine Geliebte, die Stadt, desto reicher zu schmücken! Und wie fern fühlen wir uns von diesen trotzigen Ansiedlern, wir Heutigen, die auf der Erde keinen festen Fuß mehr fassen können, und denen mit dem Bedürfnis auch die Fähigkeit zu bauen abhanden gekommen ist! Ehrfurcht vor diesen Alten!

Das andre Bild, auf einer zersprungenen Holztafel und stark von der Zeit beschädigt, schien Original zu sein und aus den guten Tagen der Kunst zu stammen. Es zeigte ein junges Mädchen mit aufgewundenem Haar, das eine tellerartig ausgehöhlte Muschel mit einem durchschnittenen Granatapfel in der Hand trug. Gestalt und Gewandung waren verwischt, aber die anmutigen Züge ließen sich gerade noch erkennen. Je länger ich sie ansah, desto mehr fesselten sie mich mit einem seltsam persönlichen Anteil. Die Wangen waren von zwei breiten Feuchtigkeitsflecken zerfressen, und gerade diese Verletzungen gaben ihrer Schönheit einen schwermütigen Reiz, als ob sie mit dazu gehörten.

Es lag etwas in diesem Gesicht, das mich nicht losließ, das mich quälte, das mein Mitleid anrief wie ein unverdienter und ungesühnter Schmerz.

Der Wirt, der mir keinen Augenblick von der Seite wich, als ob er einen Staatsgefangenen zu bewachen habe, bestätigte meine Vermutung wegen des ersten Bildes: ein junger Künstler, der eine Zeitlang hier gewohnt, hatte es nach einem alten, im Rathaus befindlichen Gemälde kopiert und bei der Abreise zurückgelassen. Von dem zweiten konnte oder wollte er mir nichts sagen, als daß es sich seit undenklichen Zeiten in seiner Familie befinde, und daß man nicht mehr wisse, wen es vorstelle. Sobald er meinen Anteil bemerkte, schlug er mir vor, das Bild zu kaufen und ließ nicht ab,

bis ich ihm eine unbedeutende Summe dafür bot. Dann aber tat er plötzlich kostbar, redete von einer geheimnisvollen Bewandtnis, die es mit dem Mädchen haben sollte, und wünschte, daß ich lieber das andre Bild nehme, worauf ich ihn einfach auslachte und meiner Wege ging.

Vor der Tür fand ich wieder eine große Menschenansammlung, die auf mich wartete, und Orazio, der offenbar durch die längere Bekanntschaft ein näheres Recht an mich erworben zu haben glaubte, nahm mich schon im Korridor in Empfang. Ich stieg nach dem märchenhaft verwilderten Festungsgarten hinauf, um mich ins schattige Gras zu strecken, und bedeutete dem Haufen mit Nachdruck, daß ich kein Gefangener sei und daß ich endlich allein zu bleiben wünsche. Die Leute zerstreuten sich murrend, aber den stummen Jungen ließen sie als Wache neben mir zurück. Er kauerte sich wie ein Hund ganz dicht zu meinen Füßen nieder und hing unbeweglich mit den hungrigen, immer wachen Blicken an mir, als habe er etwas zu forschen, zu begehren, wofür ihm die Sprache fehlte. Ich saß wie gebannt, so seltsam schien mir das alles. Wahrlich, ein Fluch, der forterbt, muß schuld sein, daß dieses Volk nicht lachen kann. Als der Junge endlich eingeschlummert war und ich mich leise wegstehlen wollte, tauchten oberhalb der Mauer zwei Männer auf, die ihn mit Steinwürfen weckten. Nun griff ich zur List und schickte ihn mit etwas Geld und einem Auftrag fort, indem ich von Herzen hoffte, daß er sich die Gelegenheit zu nutze machen und mit der Beute verschwinden werde.

Als er mich verlassen hatte, wurde mir erst wohl und leicht. Von meiner Warte aus überblickte ich die ganze unendliche Ebene mit den zahllosen Olivenhügeln, die ihre Häupter reckten wie schaumgekrönte Wellen. Wie lange mochte es her sein, daß das Meer über dieses Becken hinrauschte? Und wenn es jetzt wieder käme mit ungeheurem Schwall seiner schäumenden Wassermasse zurückzufordern, was einst sein war, und es nähme all diesen blühenden

Menschenfleiß mit fort, um sich erst ganz unten im Westen an der blauen Schranke des Gebirgs zu brechen! Ob es wohl auch diese Stadt mit ihren Türmen fortnähme oder ob sie dann als einsame Insel aus den Fluten ragen und nach wie vor den Jahrhunderten Trotz bieten würde?

Ja, diese Türme, sie hatten es mir mit dämonischem Zauber angetan. Wer gab ihnen das Recht, sich so festen Fußes in den Boden einzurammen? Woher brachte man nur die Steine, um diese himmelhohen Bauten aufzuführen? Welcher Zauber ist in ihren Grundmauern eingeschlossen? —

Ich vergrub meinen Kopf in Thymian und blühenden Erdrauch und blinzelte durch die Ritzen meines Strohhuts. Der Wind hatte sich gelegt, und es wurde so still, als ob die Zeit schlafe. Die unbeweglichen Blätter einer Olive über mir sahen aus wie vom Goldschmied ziseliert, und wo der Himmel durch das silberne Laubwerk blickte, ging sein tiefes Blau ins Schwärzliche.

Nun schlug es Mittag. Langsam und bleiern fielen die zwölf Schläge vom nahen Glockenturm und verzitterten in der glühenden Stille. Nach dem letzten aber schütterte die Luft immer weiter, als wolle der Nachhall kein Ende nehmen. Es war nicht das Ausklingen des Stundenschlags, sondern ein seltsamer, mir unerklärlicher, lautloser Lärm, wie von Tausenden von Menschentritten jenseits der Festungsmauer, die keinen Hall auf dem Pflaster weckten. Das Schwingen und Zittern wuchs, es kam heran wie summende Stimmen, ein Murmeln und Psalmodieren — war's fern, war's nahe, war's über mir in der Luft, war's im Boden? Ich riß die Augen auf, aber ich sah nichts, mein Blick durchdrang den Raum und faßte nichts als die körperlose Helle. Und doch fühlte ich, daß etwas um mich war, und mir wurde eiskalt in der sengenden Hitze.

Aber die durchsichtige Luft verdichtete sich allmählich unter der Anstrengung meiner Sehkraft, schwankende, unbestimmte Umrisse traten hervor, die ich weiße Schatten nennen möchte, halb-

zerflossene Gestalten, nicht wie leibhaft gegenwärtig, sondern wie durch eine Fata Morgana von weither gespiegelt. Sie hatten zuerst nur zwei Dimensionen und ließen die Gegenstände hindurchscheinen. Je länger ich aber hinstarrte, desto runder und körperlicher wurden sie, ich begann auch die Farben zu unterscheiden, das Violett einer Kirchenfahne drang zuerst hindurch, dann erkannte ich Priester in Meßgewändern mit Kreuzen und Weihwedeln, Magistrate in seltsamen wallenden Talaren und eine ungeheure Menge Volk, von der ich nicht begriff, wie sie auf der engen Fläche Raum hatte. Schulter an Schulter standen sie, einer auf die Fersen des andern tretend, und so seltsam ineinandergeschoben, als ob mehrere Zeitgeschlechter zugleich ihren Fuß auf denselben Fleck Erde gesetzt hätten. Aber was für Gesichter! Der verbissenste Trotz, die rücksichtsloseste Härte, verbunden mit einer tückischen Verschlagenheit, sprachen sich darin aus. Das unheimliche Gepräge, das ich von Anfang an mit Befremden unter der Bevölkerung wahrgenommen, erschien bei ihnen ins Furchtbare gesteigert, eine saugende Gier, etwas wie Hunger, aber nicht nach irdischer Speise, lag in ihren Augen. Ich zitterte, daß ihre Blicke auf mich fallen könnten, aber sie sahen alle an mir vorüber, als wäre ich nicht vorhanden, und ihre Augen hefteten sich auf einen gemeinsamen Mittelpunkt, einen kellerähnlichen Schacht zunächst der Mauer, an dessen Rand ein riesiger Haufe bearbeiteter Steine aufgeschichtet lag. Die Spitze einer Leiter sah daraus hervor und Hammerschläge tönten von innen. Rechts und links von diesem Schacht hatten sich die Würdenträger aufgestellt, und bewaffnete Männer hielten dahin eine Gasse frei, indem sie die angehäufte Menge von beiden Seiten zurückstauten.

Was geht hier vor? dachte ich und wagte vor Beklemmung nicht zu atmen. Ganz zufällig fiel mein Blick über die Köpfe der Menge weg nach der glühenden, vor Hitze zitternden Ebene hinunter, denn ich hatte mich auf die Zehen gestellt, und ich gewahrte einen schwarzen beweglichen Strich, den ich zuvor nicht gesehen hatte.

Er glich aufs Haar einer wimmelnden Ameisenprozession und zog sich vom Fuß unsres Hügels in unabsehbare Ferne bis an die Berge hinüber. Erst allmählich erkannte ich, daß es eine lange Kette von Menschen war, und ihre Unruhe rührte von der Bewegung her, mit der sie schwere Steine von Hand zu Hand reichten.

Mich durchzuckte es wie ein Blitz: Die Wahnsinnigen, sie bauen einen neuen Turm!

Ehe ich mir diesen Gedanken völlig klar gemacht hatte, erscholl eine fremdartige Musik, die nur aus wenigen, immer wiederholten Tönen bestand und etwas unendlich Klagendes hatte. Über die Menge lief eine wallende Bewegung, alle Köpfe drehten sich nach der Seite, von der die Töne kamen. Durch die Menschengasse schritten Musikanten daher, mit seltsam geformten, mir unbekannten Blasinstrumenten, ihre Beine steckten in grellfarbigen engen Geweben, dergleichen auch viele von den Zuschauern trugen, und ich fand es gar nicht auffallend, daß sich auch die altertümliche Tracht erhalten hatte in dieser Stadt, die selber ein Stück versteinerter Vergangenheit ist. Sie bewegten sich jetzt vor mir in vollkommen greifbarer Deutlichkeit, und ich verstand nicht mehr, wie es kam, daß ich sie vorher nur so blaß und wesenlos wahrgenommen hatte; es war, als habe sich mein Auge jetzt an eine neue Art von Sehen gewöhnt.

Den Musikanten folgten zwei Männer, deren Anblick mir unvergeßlich bleibt. Der eine zur Rechten, im schwarzen, mit Sternbildern besäten Mantel, hatte eine ernste, unnahbare Haltung, und als er den Kopf wandte, so daß sein Blick nah an mir vorüberstreifte, erinnerte er mich an ein Gesicht, das ich kurz zuvor gesehen hatte; ob es aber der gemalte Stadtheilige war oder eines von den Bildern an den Kirchenwänden, wüßte ich jetzt nicht mehr zu sagen. Der andre dagegen ist mir noch so lebhaft im Gedächtnis, daß ich ihn zeichnen könnte, — eine lange, hagere Gestalt im gegürteten Arbeitsrock, Meßstab und Hammer in der Hand, ich hielt ihn für den Baumeister. Sein Gesicht war zer-

rüttet wie eine Stadt, die vom Erdbeben heimgesucht worden ist, und hatte einen furchterregenden Ausdruck, als sei einmal ein übermenschlicher Jammer darüber hingegangen und von einem übermenschlichen Willen niedergekämpft worden. In seinen hohlen Augen glühte eine erbarmungslose Entschlossenheit; so mag ein Verdammter blicken, der um einen hohen Preis seine Seele verkauft hat und sich noch des Handels freut. Den beiden folgte ein Diener, einen verhüllten Gegenstand in den Armen haltend.

Am Rand des Schachtes erhob der Schwarze seinen Stab, der in verschnörkelte astrologische Zeichen auslief. Das Glöckchen bimmelte, das Volk fiel auf die Knie und Totenstille breitete sich über die Versammlung. Ich sah, wie von innen die Leiter fester angelegt wurde, und der, welchen ich für den Baumeister hielt, streckte die Arme nach dem Gegenstand aus, den der Diener aus den Tüchern schälte. Da begann sich etwas zu regen, und man vernahm das Wimmern eines Kindes, das sofort durch eine Männerhand erstickt ward.

Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, und im Nu kam mir ein Aberglaube aus finstern Zeiten zum Bewußtsein, wonach ein Lebendiges, in die Grundsteine vermauert, einem Gebäude Dauer sichern soll bis ans Ende der Tage.

Jetzt aber zerriß ein Schrei die Stille — ich darf nicht sagen ein Schrei, es war nur wie das Gespenst eines Schreies, denn man hörte nichts, man fühlte nur das scharfe Schneiden durch die Luft. Ein Weib kam durch die offene Gasse dahergerannt und wollte sich auf den Baumeister werfen, aber die Bewaffneten stießen sie zurück. Sie trat und schlug um sich wie rasend und stieß im Ringen kurze schrille Schreie der Verzweiflung aus, die sich in kurzen Absätzen folgten und mir durch Mark und Bein schnitten. Einer von den Männern preßte ihr die Hand auf den Mund, andre ergriffen sie bei Armen und Beinen und schleppten sie durch die Menge hinaus. Ich wollte ihr zu Hilfe kommen, ich wollte rufen: Wozu die nutzlose Grausamkeit, der Zauber ist ja

doch gebrochen! — denn ich verstand wie durch Erleuchtung den ganzen Vorgang, ich begriff, daß das Werk nur gelingen konnte, wenn kein Ton laut ward.

Aber mein Körper blieb gelähmt, mein Mund versiegelt. Das Weib wurde ganz nahe vor mir ohnmächtig vorbeigetragen; ich sah in ihr Gesicht, es war die Bettlerin, die ich beim Stadttor neben dem Brünnlein gesehen hatte, — oder nein, es war nicht sie selbst, aber eine, die ihr glich, eine, von der das Weib am Brunnen das verjüngte Abbild war. Auch trug sie eine von der heutigen ganz verschiedene Tracht.

Mit einem Ruck ließ mich der Bann los, ich fand meine Kraft wieder und warf mich unter das Volk, aber die dichte Menge, die Bewaffneten, die Priester, alles spaltete sich vor mir wie Luft. Ich fand im Herausstürzen gar keinen Widerstand, und mein Anlauf war so heftig, daß ich fiel. Wohin, ins Leere, in die offene Grube? Ich weiß es nicht.

Ich war gleich wieder auf den Füßen und fühlte mich unverletzt, aber um mich her war es stichdunkel. Ich suchte die Leiter, die ich vorher gesehen hatte, aber ich stieß nur auf gemauerte Wände. Kein Strahl drang von oben herein und Totenstille umgab mich. Was war geschehen? Wo befand ich mich? War ich selber eingemauert? Ein Krampf der Angst befiel mich, und im Umhertappen merkte ich, daß ich in einen Gang geriet, ich bekam eine feuchte Erdwand zu fassen, und der Grund, auf dem ich mich forttastete, senkte sich nach abwärts. Tiefer, immer tiefer ging's in zahllosen Windungen, ich mußte mich unterhalb der Straße befinden, denn über meinem Kopfe wanderten hallende Schritte auf dem Pflaster. Plötzlich stieß ich mit der Zehe schmerzhaft an einen herabgefallenen Stein, und durch den Gang, der hier zu Ende war, fiel ein schwaches Licht.

Ich untersuchte das zerbröckelte Gemäuer und geriet an eine Öffnung, die groß genug war, um einer Person Einlaß zu gewähren. Mühselig zwängte ich mich hindurch und fand unter

meinen Füßen ein paar Stufen, die ich vorsichtig hinunterstieg. Ich war auf eine große Tiefe gefaßt, aber unversehens trat ich wieder auf erdigen Grund und sah mich in einem verließartigen Raum tief unter den menschlichen Fußtritten. Ein Lämpchen stand in der Ecke am Boden und warf seinen unsicheren Schein auf feuchte Tuffsteinwände.

Im Halbdunkel, auf einem moosbewachsenen Stein regte sich eine sitzende Gestalt. Es war das Mädchen von der zersprungenen Holztafel, ich erkannte sie auf der Stelle. Ihre langen Haare waren aufgekämmt und lagen wie ein faltiges Gewand um sie her am Boden. Und richtig, zu ihren Füßen stand auch der Muschelteller mit der durchschnittenen Granate.

Es kam über mich wie ein großes Glück und ein großer Schmerz. Silvia! rief ich, denn ich wußte auf einmal sicher, daß sie so hieß, aber als sie den Kopf aufhob, sah ich auf ihrem wunderschönen Gesicht dieselben Moderflecken wie auf dem Gemälde, und sie lächelte traurig über meine Bestürzung.

Ja, ich bin sehr verändert, sagte sie leise.

Ich drückte ihre Hände, um ihr zu sagen, daß ich sie auch so noch schöner fand, als jedes schöne glückliche Geschöpf, und ich weiß nicht genau wie es zuging, daß ich mich gleich danach auf jenem bemoosten Steine sitzend fand, wobei mein Arm um ihren Nacken lag.

Erschrick nicht, daß ich so häßlich bin, sagte sie, ich liege schon so lange hier unten und höre, wie der Sturm an den Türmen rüttelt, aber sie stehen noch immer.

Und wer — wer hat das getan? wollte ich fragen, aber ich konnte es nur denken, denn meine Stimme hatte keinen Ton.

Sie verstand mich doch, denn sie sagte so leise, als spreche sie ein furchtbares Wort aus: Mein Vater.

Ihr Vater! — Ja, das war's! Ich wußte es ja bereits — es war die alte gräßliche Geschichte, die ich schon einmal gehört und wieder vergessen hatte; so wenigstens schien es mir jetzt.

Ihr Vater war der größte Baumeister von San Gimignano gewesen, und sein Ehrgeiz flog so hoch, daß er sich verschwor, seine Türme sollten dauern bis ans Ende der Tage. Ein Astrolog stand ihm zur Seite, der die Sternenstunde ansagte, dann wurde der Grundstein gelegt und ein Kind lebendig in den Schacht vermauert. So viel Türme, so viel Verbrechen. Als er den höchsten und stärksten Turm baute, da zwang ihn das Volk, seine eigene Tochter lebendig zu begraben. Sie war das schönste Mädchen der Stadt und hieß Silvia.

Sie schmiegte sich näher an mich, daß ich die Kälte ihres Körpers fühlte, und sagte, wie um meine Gedanken fortzusetzen: Ich war verlobt mit einem edlen Jüngling — der hat nun längst eine andre heimgeführt, während ich hier unten liege und verzweifle. — Wollen denn die Reiter auf den weißen Rossen noch immer nicht kommen? fragte sie nach einer Weile.

Ich habe keine Reiter gesehen, sagte ich.

Nun erfuhr ich, daß einmal in ferner, ferner Zeit, am Ende der Tage, vom Westen her die weißen Reiter kommen und alles Land zurückholen würden, denn die weißen Reiter, sagte sie mir, seien die Urbewohner des Bodens. Dann würden nach einer uralten Prophezeiung auch diese Türme fallen, und sie selber würde den Schlummer finden, aber eher nicht.

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als mir ein brennender Durst, den ich vorher nicht gespürt, zum Bewußtsein kam. Sie schien auch das zu wissen, denn sie reichte mir mit einem seltsamen Lächeln den Muschelteller mit der Granatfrucht. Ich wollte zugreifen, aber erschrocken fuhr ich zurück, denn die Flecken auf ihren Wangen wurden tiefer, das Gesicht hohler, immer hohler, bis die Knochen durchschienen, ein Totenkopf starrte mich an — nur einen Augenblick, dann lief ein Ruck durch ihre Glieder, und ein Gerippe zerbrach in meinen Armen.

Mit einem fürchterlichen Schrei fuhr ich zurück und schlug den Kopf ans Gemäuer. Ich lag noch immer im Schatten der Olive,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aber mit der Stirn auf einer Steinkante und mit dem Körper in dornigem Gestrüpp. Alles war verändert, an Stelle des gemauerten Schachts befand sich eine mit Kies gefüllte Grube und zerbröckeltes Gestein, zwischen dem der graue, scharfriechende Wermut rankte. Ich blutete aus der Stirn und hatte mir beim Herabrutschen ins Geröll die Hände zerschürft, daß ich mich an dem tiefen Ziehbrunnen reinigen mußte. Alles ging mit mir im Kreise, und der Boden war so unsicher unter meinen Füßen, als könnte ich jeden Augenblick hinunterstürzen in ein neues Schrecknis hinein. Die silbernen Olivenhügel in der Ebene drunten erschienen mir jetzt wie zahllose Reitergeschwader auf milchweißen Rossen, und ich meinte den Schaum von den Mähnen spritzen zu sehen.

Von Grauen geschüttelt, kam ich in meiner Herberge an, wo das Unglücksbild schon verpackt und verschnürt meiner wartete. Ich gab dem Wirt eine kleine Entschädigung, damit er es behalte, und um keinen Preis hätte ich mich entschlossen, eine Nacht unter diesen Türmen zu verbringen.

Sobald die Sonne sich neigte, stieg ich den Berg hinunter, von dem stummen Orazio noch eine weite Strecke begleitet, und trat den Rückweg durch das Hügelmeer an. Die Türme sahen mir noch lange nach, aber ich wandte nicht eher den Kopf zurück, als bis das steinerne Alpdrücken hinter mir in blauem Dunst versunken war. — —

Als er geendet hatte, fragte man ihn von allen Seiten: Und das Bild? Haben Sie nie etwas Näheres darüber erfahren?

Ich bin nie nach San Gimignano zurückgekehrt.

Solch ein Angsttraum kann einem freilich das Wiederkommen verleiden, meinte jemand.

Der Erzähler antwortete nicht, sondern sagte mit seiner dunklen Stimme nachdenklich vor sich hin: Es gibt auch Ereignisse, die nicht schlafen können.

Es gibt auch Gespenster von geschehenen Dingen, setzte er hinzu und sah sich auf eine Weise im Zimmer um, daß es alle überlief.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schuster und Schneider

Paul Andersen war, wie so mancher junge Künstler vor ihm, auf einer Studienreise in Italien hängen geblieben und hatte niemals wieder den Rückweg nach Deutschland gefunden. Über seine Aussichten gab er sich selber keiner Täuschung hin, er besaß weder Vermögen noch die nötige Gönnerschaft, um sich auf dem fremden Boden vorwärts zu bringen, auch war sein Talent und sein Selbstgefühl von dem überwältigenden Anblick der großen Alten allmählich so zusammengedrückt worden, daß er es kaum mehr wagte, den Pinsel in eigener Sache einzutauchen, sondern sich zumeist auf das Kopieren alter Bilder warf. An diese Aufgabe wandte er den ganzen Ernst und Fleiß und die unermüdliche Treue seiner tiefgründigen Natur, und die Eigentümlichkeiten der alten Meister wurden ihm mit der Zeit so geläufig, daß für ein ungeübtes Auge seine Kopien von den Originalen kaum zu unterscheiden waren. Darüber ging freilich die eigene schöpferische Kraft zugrunde, und sein Streben beschränkte sich bald ganz auf das Ausdenken technischer Kunstfertigkeiten im Behandeln der Farben und Leinwand, wodurch er seinen Arbeiten auch noch das Aussehen des Alters gab und sie den Urbildern auf Haaresbreite vollends annäherte.

Obgleich er nun so hoch über dem Troß der Kopisten stand, wie die alten Meister über ihm, brachte er sich doch nur kümmerlich fort, denn er wußte sich keine Geltung zu verschaffen, und fast alle seine Bestellungen gingen durch dritte Hand, wobei die Hälfte der Einnahmen unterwegs blieb. Dennoch zog er dieses trübe, schattenhafte Dasein dem freundlichen, aber spießbürgerlichen

Sonnenschein seiner heimischen Verhältnisse bei weitem vor und war gesonnen, in Florenz zu leben und zu sterben. Nie gönnte er sich eine Abwechslung oder Zerstreuung, die Geld gekostet hätte, und die ängstliche Gewissenhaftigkeit, mit der er über seine Ausgaben wachte, wurde ihm im Lauf der Jahre zur zweiten Natur. Das Erdarbte brachte er seiner Braut, einem blonden schüchternen Mädchen, das als Erzieherin in einer kinderreichen deutschen Fabrikantenfamilie auch nicht auf Rosen gebettet war. Diese trug es mit dem ihrigen auf eine Bank, wo sie sich von einem Angestellten, der ihr persönlich bekannt war, beim Ankauf der Papiere beraten ließ. Paul Andersen mischte sich nie in dieses Geschäft, er war bei aller Besonnenheit ein wenig Phantast und sah das Geld für eine dämonische, dem Menschen feindselige Natur an, mit der er so wenig wie möglich zu schaffen haben mochte, ja er fühlte sich immer ordentlich erleichtert, wenn die kleinen Summen, die er beiseitelegen konnte, nicht mehr in seinen Händen waren.

In der Via Ghibellina bewohnte er hoch oben im dritten Stockwerk eines alten Hauses zwei dürftig eingerichtete Zimmer, deren eines mit Bilderrahmen, Mappen und Skizzenbüchern angefüllt war und deshalb das Studio hieß, obwohl er nicht darin malte. Eine zerbröckelnde steinerne Terrasse, die an seinen Korridor stieß und auf den sogenannten ‚Garten', einen gepflasterten Hof mit mehreren Bäumen, hinuntersah, wurde ihm von der Wirtin noch unentgeltlich zum Trocknen seiner Bilder überlassen.

Diese Terrasse war seine einzige Freude, denn er, dem alles andere fehlschlug, hatte eine glückliche Hand für Blumen und schuf sich den trübseligen Winkel, den zuvor nur Waschseile mit aufgehängten Hemden und zerrissenen Strümpfen zu schmücken pflegten, in ein kleines Paradiesgärtlein um, in dem es das ganze Jahr hindurch Frühling war. Aus Sämereien und Setzlingen zog er seine Blumen, die sich Kopf an Kopf in dreifacher Abstufung die steinerne Brustwehr hinandrängten, während dunkle

Blattpflanzen, deren ihm keine je verdarb, in diesem Farbenkonzert den Grundbaß spielten. Der Duft seiner Terrasse füllte wetteifernd mit dem Firnisgeruch der Bilder das ganze Haus. Jeden Abend schleppte er selber einen großen Eimer Wasser, der den Tag über im Hof gesonnt werden mußte, seine drei Treppen hinauf, um die Blumen zu begießen, und wenn er sich auch in den heißesten Monaten nicht entschließen konnte, die Stadt zu verlassen, so geschah es ebenso sehr aus Rücksicht auf seine Blumen wie auf seine Kasse.

Im Winter wurde die Terrasse durch große Glasscheiben, den einzigen Luxus, den Paul Andersen sich gestattete, geschützt. Dorthin zog er sich zurück, wenn die Tramontana das Haus rüttelte und er zu sparsam war, um einzuheizen, und in den schwülen Sommernächten, wo die Zimmer vor aufgespeicherter Tageshitze dampften, saß er draußen auf seiner Terrasse beim Schein der Lampe lesend oder in einsamer Grübelei.

Ab und zu aber wurde dies stille, heimliche Blumenland der Schauplatz eines lärmenden Gelags. Dies geschah, wenn es dem Bewohner des ersten Stockwerks, dem tollen Baron Neubrunn, einfiel, die gemeinsamen Freunde zu einer Bowle auf Andersens Terrasse einzuladen. Dann widerhallte der schweigsame Hofraum von deutschen Studentenliedern, italienischen Operettenmelodien und einem Gewirr lachender, trunkener Stimmen, durch die Neubrunns Baß wie ein Trompetentusch hindurchklang. Und Paul Andersens weiße, zärtliche Azaleen, seine stolzen Marschall-Niel-Rosen und lachenden Chrysanthemen wunderten sich über die seltsamen Reden, die in solcher Nacht an ihren Ohren vorüberrauschten, noch mehr aber wunderten sie sich über ihren Herrn, der, aufgelöst von Weingenuß und Wohlbehagen, unter den ausgelassenen Gästen saß und seinen ganzen innern Menschen in einem Strom von Lebenslust badete. Nur daß er jedesmal nach einer solchen Entladung sich auf lange Zeit um so hartnäckiger in sich selbst verbiß, wofür ihn sein Freund Neubrunn,

dem ein Tag wie der andere im Genuß verging, einen Greis ohne Vergangenheit schalt.

Dieser Neubrunn, ein mißratener Literat und herabgekommener Adliger, hatte eine ganze Flucht schön möblierter Zimmer im ersten Stock inne, für die er seit Jahren den Mietzins schuldig war. Sein auf unzähligen Mensuren zerhacktes Gesicht, das sich schon aufzuschwemmen begann, verriet nur noch durch den edlen Knochenbau, daß es einst auf der Universität dem ‚schönen Neubrunn' gehört hatte, aber sein athletischer Wuchs war trotz der lotterigen Lebensweise geschmeidig geblieben, und die unverwischbaren Kennzeichen edler Rasse, die seiner ganzen Erscheinung anhafteten, machten ihn auf den ersten Blick anziehend.

Von was er eigentlich lebte, war jedermann ein Geheimnis, vielleicht ihm selber ebenfalls. Vor langen Jahren war er einmal von einer großen Zeitung als Berichterstatter zu einem Kongreß nach Italien geschickt worden und von da nicht wieder heimgekehrt. Zwar hatte er wohl eine Zeitlang mit vielem Geschick den verschiedenen Schriftleitungen, mit welchen er in Verbindung stand, Vorschüsse zu entlocken gewußt, da aber seine versprochenen Beiträge ausblieben, so versiegte diese Quelle. Dann fand er Freunde, die ihm für große, nie in die Wirklichkeit tretende Entwürfe Geld borgten, und mitunter, wenn ihm das Wasser wirklich an den Hals stieg, schrieb er ein gelegentliches Feuilleton oder einen witzigen Reisebericht, der ihm glänzend bezahlt wurde, denn das Glück, das ab und zu mit ihm schmollte, kehrte doch immer wieder durch eine Seitentür zu ihm zurück. Für gewöhnlich zog er es aber vor, seine guten Einfälle hinter dem Weinglas zu verpuffen, wo es ihm nie an dankbaren Zuhörern fehlte. Ohne hervorragende Talente besaß er alle Eigenschaften eines unwiderstehlichen Gesellschafters, und da er sich nach der Schulzeit wohl gehütet hatte, seinen Kopf noch mit vielen Kenntnissen oder mit Lesen zu beschweren, so gab sein gut geschontes Gedächtnis, sobald er im Zuge war, alles von sich, was seit den

frühesten Jahren darin aufgespeichert lag: Anekdoten, Studentenwitze, den Monolog aus ‚Manfred', den er schon auf dem Gymnasium vorzutragen pflegte, oder einen griechischen Chorgesang, und das alles entquoll ihm zwar ohne Anknüpfung und Zusammenhang, aber so leicht und sprudelnd, daß der Hörer den Born für unerschöpflich halten mußte. Andersen dagegen, der alles las, aber nichts behielt und seinen Geist nie zur Hand hatte, wenn er ihn eben brauchte, lächelte heimlich oder ärgerte sich auch wohl mitunter über des Freundes leicht erworbene Triumphe, konnte aber selber seinen Umgang nicht missen. Karl Neubrunn seinerseits bewies seine Hochachtung vor Andersen dadurch, daß er sich unermüdlich von ihm Geld vorstrecken ließ, welches er mit unglaublicher Geschwindigkeit verbrauchte und niemals heimzahlte. Freilich stand dafür auch seine eigene Kasse Paul so gut wie allen andern Freunden zur Verfügung, wenn er gerade bei Geld war, aber der arme Kopist machte von dieser Möglichkeit, die auch wohlhabende Leute nicht verschmähten, keinen Gebrauch, und so sparsam er sonst war, das an Neubrunn gewendete Geld reute ihn niemals. Es erschien ihm nur als ein Teil der Naturordnung, daß für einen Rebstock, der nicht auf eigenen Füßen stehen kann, ein Ulmbaum wächst, an den er sich lehnt, daß für einen Seekrebs, der kein eigenes Haus zu bauen vermag, die Schnecke da ist, die ihm das ihrige überläßt, und für einen Karl Neubrunn, der nicht sparen kann, ein Paul Andersen, der ihm vorschießt. Übrigens teilten sämtliche Freunde mehr oder weniger diese Auffassung, und selbst die Hausfrau, die an jedem Ziele rücksichtslos ihren Zins einzog und den Nichtzahler unbarmherzig auf die Straße gesetzt hätte, bewies gegen Karl Neubrunn allein eine unermüdliche Langmut; sie nahm seine Artigkeiten an Zahlungsstatt und bediente ihn so aufmerksam, wie keinen andern ihrer Mieter.

An einem sonnigen Frühsommermorgen war Paul Andersen ersichtlich mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bette gestiegen, denn

es ging ihm an diesem Tage alles schief. Er hatte schon eine Rahmkanne der Hauswirtin zerbrochen und sein Tintenfaß über ein frischgebügeltes Hemd ausgegossen, als er die Entdeckung machte, daß die Holztafel mit seinem Raphaelischen Julius dem Zweiten in ihrer ganzen Länge zersprungen war. Er hatte sogar in der Nacht den Knall gehört, ohne sich Rechenschaft davon zu geben. Der Julius war eine seiner besten Arbeiten, Paul hatte volle vier Wochen mit Zusetzung all seiner Kräfte daran gemalt und Essen und Trinken darüber vergessen, denn das Bild war für einen reichen Liebhaber bestimmt, einen der seltenen wahrhaft Verständigen, der ihm weitere Aufträge in Aussicht gestellt hatte, und es mußte morgen schon abgeliefert werden.

Was nun beginnen? Ein klaffender Riß lief senkrecht durch das ganze Bild und teilte das päpstliche Angesicht in zwei Hälften, ein zweiter kürzerer hatte noch das linke Auge gespalten. Die Versicherung des Schreiners, daß die Sprünge durch Zusammenschrauben und untergesetzte Leisten zu heilen seien, gewährte ihm nur geringen Trost, denn abgesehen vom Zeitverlust, war es kein beruhigender Gedanke, die noch feuchte Malerei unter Tischlerhänden auf der Hobelbank zu wissen.

Verstimmt lehnte er an einem Fenster, das auf die düstere Straße hinunter ging und gab seinen trübseligsten Gedanken Gehör. Er war von jeher ein Pechvogel gewesen. Seit zehn Jahren arbeitete er wie ein Lasttier, er gönnte sich keine freie Stunde, kein Ausspannen, keine Erholung. Und obwohl es ihm gelungen war, sich einen gewissen Namen zu machen, kam er um keinen Schritt vorwärts, ja in den letzten Jahren waren sogar seine Einnahmen zurückgegangen, denn zwei Winter lang hatten bösartige Seuchen in Florenz geherrscht und die Fremden, von denen sein Erwerb abhing, ferngehalten.

Wenn er sich in solche Gedanken verbohrte, so lief er Gefahr, in einen krankhaften Kleinmut zu verfallen, der seine Tatkraft lähmte und ihn halbe Tage lang wehrlos und gebrochen aufs Kanapee

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

niederstreckte, und er wußte dies. Um sich zu zerstreuen trat er einen Augenblick vor den Spiegel, der etwas geneigt zwischen beiden Fenstern hing und ihm seine Person in ganzer Höhe zeigte. Da überraschte es ihn, wie hager er geworden war, und daß durch sein einst so schönes, braunes Haar schon da und dort die Kopfhaut schimmerte. Wo war seine blühende Jugendgestalt geblieben? Vor zehn Jahren — was für ein frischer, bildhübscher Junge hatte ihn aus demselben Spiegel angesehen! Ob Lydia wohl die Veränderung bemerkte, die mit ihm vorgegangen war? Und sie selbst? — Hatte nicht das lange Harren und Entbehren auch ihr schon seinen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt? Ohne die treue Neigung zu ihm wäre sie schon längst die glückliche Gattin eines andern, der seine Zeit besser zu nutzen gewußt und ihr eine sichere Stellung bieten konnte. Achtzehnjährig hatte sie sich mit ihm verlobt, nachdem sie frisch in Florenz angekommen war, um im Esselinschen Haus die Wartung des Erstgeborenen zu übernehmen. Unterdessen waren zehn Jahre vergangen, zehn lange Jahre voll Mühsal und Selbstverleugnung. Dem einen Sprößling waren sechs andere nachgefolgt, die alle von Lydia gewaschen, gewickelt und umhergetragen worden waren, und noch immer saß das liebe Mädchen wie eine arme Seele im Fegefeuer, und wartete, daß er sie erlöse.

Sie hatten sich vorgenommen, nicht eher zu heiraten, als bis sie gemeinsam einen Notpfennig zurückgelegt hätten; zuerst träumten sie von zwanzigtausend Lire, aber als sie sahen, wie schwer es hält, aus lauter kleinen Scheinen einen Tausendlireschein zu machen, setzten sie die Summe auf die Hälfte herunter, und nach zehnjährigem Warten und Arbeiten war das bescheidene Ziel noch nicht erreicht. Hätte er sie lieber gleich im ersten Jugendleichtsinn heimgeführt, dann wäre wenigstens das Leben nicht so ungelebt verflossen, sie hätten mit wenigem Haus gehalten und sich gemeinsam nach der Decke gestreckt. Freilich, wenn er an den Esselinschen Kindersegen dachte, pries er doch wieder seine Vorsicht, die

ihn vor einem ähnlichen Geschick bewahrt hatte. Der armen gequälten Lydia stand es wenigstens jeden Tag frei, aus ihrer Stelle zu treten, während es aus dem Ehejoch kein Entrinnen mehr gab.

Schon halb getröstet schickte er sich eben zum Ausgehen an, als der Briefbote klopfte und ihm eine Anweisung auf hundertfünfzig Franken überbrachte, die Empfänger persönlich auf der Post abzuholen habe.

Paul Andersen stand wie im Traum. Eine Geldsendung! Seit er dem Elternhaus entwachsen war, hatte er keine solche mehr erhalten, denn seine Bilder wurden ihm immer bar oder in Raten durch den Händler vorausbezahlt. Wer konnte ihm Geld zu schicken haben? Er drehte den gelben Wisch um und um, als könne er ihm sein Geheimnis abfragen, der aber verriet nichts weiter, als daß die Sendung aus Deutschland kam.

Mit seinem vollen Herzen eilte Andersen zu Neubrunn hinunter, um ihm das unerhörte Ereignis mitzuteilen.

Der stand noch unangekleidet bei seiner Brause und rief ihm schon von weitem entgegen:

Pomona hat mich beleidigt! Sie muß Abbitte tun oder ich werde das Haus verlassen!

Pomona nannte er die Hausvermieterin wegen der reifen Fülle ihrer Formen, im gewöhnlichen Leben hieß sie Signora Virginia und war eine stattliche Dame in den besten Jahren.

Paul Andersen, immer gewohnt sein Ich hintanzusetzen, fragte teilnehmend, was geschehen sei.

Sie beklagt sich, ich bringe schlechte Gesellschaft ins Haus. Meine Costanza schlechte Gesellschaft! Der Teufel hole die fette, heuchlerische Kröte! Und indem er eine ganze Salve von wenig gewählten Ehrentiteln über die unglückliche Wirtin ergoß, warf er in der Aufregung sein Waschzeug durcheinander, zog die Schublade heraus und streute ihren Inhalt auf den Boden, wobei er beständig wiederholte:

Ich ziehe aus! Ich ziehe aus!
Paul Andersen wollte ihn beruhigen, aber er kam nicht zu Wort. Wohl ein halbes dutzendmal hintereinander und immer mit den gleichen Worten erzählte ihm der Freund die Beleidigung, die ihm widerfahren war, und er schloß jedesmal:
Abbitte muß sie tun — auf den Knien, oder ich will nicht mehr Karl Neubrunn heißen.
Paul empfahl sich rasch, er wußte seit lange, daß Neubrunn, sobald ihm eine eigene Angelegenheit quer ging, für nichts anderes mehr zu haben war.
Er mußte sein Glück allein tragen und auch allein den ihm lästigen Gang zur Post machen, denn er hatte heimlich gehofft, Neubrunn, dem die Geldanweisungen geläufiger waren, würde ihn begleiten.
Zuerst eilte er aber zu seinem Tischler, wo er das Bild, das er selbst zum Schutz mit Seidenpapier überzogen hatte, schon geleimt und in der Hobelbank eingeschraubt sah. Sodann, um das Geld nicht den ganzen Tag in der Tasche herumzutragen, begab er sich voll froher Unruhe nach den Uffizien und pinselte bis zum sinkenden Abend an einem angefangenen Tizian.
Gerade vor Schalterschluß erschien er auf der Post, um sich die Geldsendung einhändigen zu lassen, und es bedurfte noch vieler Förmlichkeiten, bis ihm hundertundzwanzig Mark in funkelnden französischen Goldstücken ausbezahlt wurden. Ein kurzes Begleitschreiben sagte, daß dieses Geld der fünfte Teil von dem Gewinn eines Lotterieloses sei, das Andersen einmal vor zehn und einem halben Jahre zusammen mit mehreren Freunden gekauft hatte. Das Los war ihm in den langen Jahren völlig aus dem Gedächtnis entschwunden; er hatte damals nur aus Gefälligkeit sich an dem Kauf beteiligt und nie gedacht, daß ein Pechvogel wie er einmal wirklich in der Lotterie gewinnen könnte. Nun kam er sich mit dem vom Himmel gefallenen Golde auf einmal wie ein reicher Mann vor. Alles Geld, was er verdiente, hatte immer im voraus seine Bestimmung, jede Lira war eigentlich schon

ausgegeben, ehe er sie einnahm. Heute zum erstenmal in seinem Leben fiel ihm das Unerwartete, der Überfluß, auf den Kopf, und in seinem Jubel beschloß er, endlich auch einmal leichtsinnig zu sein.

Aber alles will gelernt sein, auch der Leichtsinn. Paul Andersen stand lange Zeit im Hof des Postgebäudes, seine Goldstücke fest in der geschlossenen Hand haltend, und überlegte, was er eigentlich damit anfangen wollte. Für das tägliche Leben sollten sie nicht drauf gehen, seine Bedürfnisse waren für die nächste Zukunft gedeckt, aber ebensowenig wollte er sie auf Zinsen anlegen. Sie sollten behandelt werden wie ein Göttergeschenk, und etwas Freudiges, Erhebendes sollte ihre Frucht sein. Aber was? Nun, dafür wird Lydia Rat wissen. Jetzt nur auf der Stelle einen Wagen genommen und zu ihr hinausgefahren! Zwar sie wohnt außerhalb der ‚Barriera' und das kostet die doppelte Fahrtaxe, aber heute soll einmal gar nicht gerechnet werden. Und halt, noch etwas! Schon lange bekümmerte es ihn, daß seine Liebste kein Angebinde von ihm besaß, außer einem schmalen goldnen Reifchen, dem Andenken seiner verstorbenen Mutter, das sie immer am Finger trug. Jetzt wollte er ihr einen schönen Ring mit wertvollem Juwel oder besser noch ein goldenes Armband mit kleinen Brillanten besät, wie er es jüngst an der Pomona gesehen hatte, kaufen. Vom Wert eines solchen Gegenstandes hatte er keine Ahnung, sondern war überzeugt, daß ihm immer noch Geld genug übrigbleiben werde, um sich und ihr einen ganz köstlichen, ausgesuchten Tag zu bereiten, so einen Tag, der ein Gedächtnistag im Leben wird und auf Jahre hinaus seinen Sonnenschein festhält.

Vorsichtig zählte er sein Geld noch einmal ab und ließ die Goldmünzen langsam, Stück für Stück in seine Hosentasche gleiten, nachdem er zuvor mit dem Finger in jede Ecke gebohrt und sich überzeugt hatte, daß die Naht fest war.

Wenn nur die Juweliersläden noch offen sind — er muß jetzt eilen, denn es fängt schon zu dunkeln an.

Aber die beiden Droschkenkutscher, die in der Nähe ihren Standort hatten, waren eben im Zank begriffen und beachteten sein Winken nicht. Da fuhr gerade der Omnibus in dieser Richtung ab, und einem Zug der Gewohnheit folgend — Paul Andersen versicherte später unzählige Male, es sei nicht Sparsamkeit, sondern lediglich Gewohnheit gewesen —, sprang er in den Omnibus. Es war ein Sommerwagen mit Stehplätzen, Andersen fand es zu heiß im Innern und lehnte sich zufrieden mit zusammengelegten Armen an die Brustwehr.

Es dunkelte stärker, und in dem Zwielicht, das alle Gegenstände in seine gleichfarbige Uniform kleidete, überkam ihn ein seliges, weltentrücktes Träumen.

Da erklang es unter ihm durch das schwere Rasseln des Wagens hindurch wie ein kleines feines Glöcklein — tin — tin — tin. Paul Andersen horchte, denn er war äußerst feinhörig, da klang es noch einmal auf dem Pflaster lauter und deutlicher — tin — tin — tin. Es ging so süß in sein Träumen über, und er lächelte, als höre er die Stimmen seliger Geister. Halb unbewußt sagte er vor sich hin:

Das sind die Kleinen
Von den Meinen —

und dem Verse folgend, stellte er sich vor, daß diese Stimmen ihn zur freien Lebens- und Tatenlust aufriefen. Er konnte ja eigentlich ebensogut die kurze Lebensreise zu einer fröhlichen Spazierfahrt machen wie Karl Neubrunn, statt zu einer sauren, beschwerlichen Fußwanderung. Er brauchte nur ein wenig Leichtsinn zu lernen und nicht so viel nach dem kommenden Tag zu fragen. So gar schlecht war auch seine Lage nicht, es kam nur auf die Auffassung an, und wenn Lydia dächte wie er, so brauchten sie nicht länger jedes einsam seiner Wege zu gehen. Tin — tin — tin! Da klingelt es schon wieder.

Klingle nur, Glöcklein, so klingelt das Glück,
Goldene Löcklein —

O Wunder, nun fing er gar zu reimen an, doch kam er nicht weiter, denn abermals klang die Glocke, aber diesmal laut, fast kriegerisch. — Ja so, sie waren jetzt in der Nähe des San Giorgino; da türmte sich der herrliche Koloß Or San Michele gerade hinan in das noch heitere Blau des Himmels. Erst gestern hatte noch Karl Neubrunn über die Kleinlichkeit des Munizipiums gewettert, daß es den schönen, jungen Kriegsmann aus der Nische, für die er geschaffen war, entfernt und eine elende Kopie an seine Stelle gesetzt habe, um ihn zu schonen, wie sie sagten, als ob ein Kunstwerk ewig währen müsse, als ob man von den kommenden Jahrhunderten nicht erwarten könnte, daß sie neue Werke schaffen! — und Paul Andersen hatte ihm recht gegeben, obwohl ein heimlicher Punkt ganz tief in seinem Innern mit dem vorsichtigen Munizipium fühlte, denn jede Art von Verschwendung ging ihm nun ein für allemal gegen die Natur.

Horch, das Glöcklein! diesmal klang es wieder so rein und golden wie eine Mozartsche Melodie. Paul Andersen liebte den Mozart über alles und hatte selbst in jüngeren Jahren Mozartsche Sonaten auf der Violine gespielt. Er wollte auch seine Violine wieder hervorholen, es sollte jetzt alles anders werden, denn es war doch unverzeihlich, daß er im Ringen um das nackte Dasein so lange all seinen Schmuck und höheren Gehalt vernachlässigt hatte.

Soeben rasselte der Omnibus an den Juweliersläden der Via Cerretani vorüber, und die ausgestellten Goldwaren flimmerten im Lampenlicht. Paul Andersen wollte aussteigen, aber ein seltsamer Bann hielt ihn fest, eine Regung, das Geld noch etwas länger zu behalten, die schönen goldenen Wesen noch nicht so schnell voneinander zu trennen, Lydia sollte sie noch alle beisammen sehen, den Ring konnte er auch morgen kaufen, es war ja ohnehin schon so spät, wie leicht hätte er da bei der Wahl hintergangen werden können.

Abermals versank er in Träumereien, aus denen ihn der Glocken-

ton aufstörte. Aber diesmal läutete es Sturm. Glücklicher Paul Andersen! Das Leben selber läutet mit allen seinen Glocken, mit goldenen Glockenzungen ruft es ihm: Komm'! Eine Begeisterung erfaßt ihn, er springt aus dem Omnibus und rennt eine ganze Straßenlänge voran. An der Ecke biegt er links ein, er ist schon vor der Stadt, er braucht nur noch das Stück Wiese zu durchqueren, so hat er den Fuß des Hügels erreicht, an den sich die Esselinsche Villa lehnt. So spät am Abend hat er freilich seine Verlobte noch nie besucht, aber heute wirft er einmal alle kleinlichen Rücksichten über den Haufen.

Sobald er die Klingel gezogen hatte, fuhr er in die Tasche, weil er gleich Lydias Hände mit dem Gold füllen und ihr die beste Verwendung desselben anheimstellen wollte. Sein Herz stand vor Schreck stille, das Geld war fort. Er durchsuchte die Tasche und zog sie heraus, er wußte ja, daß sie kein Loch hatte, wie sollte denn das Geld hindurchgefallen sein? Aber bei schärferem Hinsehen entdeckte er ein blöde Stelle, die in der Diagonale durchgewetzt war, und da hatten sie sich hinausgeschoben, die kleinen scharfkantigen Fünfer voran — Paul erinnerte sich wohl des ersten feinen Glockenstimmchens —, dann die größeren Zehner und ihnen nach die starken Zwanziger mit dem Sturmgeläut ihrer Goldglocken. Er hatte sie ja alle gehört, wie sie Abschied von ihm nahmen, nur in seinem Taumel war ihm nicht klar geworden, woher der Klang kam.

Ungesäumt rannte er zurück bis zu der Stelle, wo er den Omnibus verlassen hatte. Dort hatte es zum letztenmal und am stärksten geklingelt, aber der Weg war wie abgeleckt, denn jetzt waren schon die abendlichen Fegegeister am Werk, die mit den Laternen am kurzen Stock kreuz und quer über die Straße rennen, um jeden weggeworfenen Zigarrenstummel, der noch ihrer Beachtung wert scheint, vom Pflaster aufleſen. Mit sinkender Hoffnung legte Paul Andersen langsam Schritt für Schritt den ganzen Weg zurück, den er vor kurzem in wachen Glücksträumen durchmessen

hatte, er hielt sich an all den Stellen auf, wo das goldene Glöcklein geklingelt hatte, aber umsonst, seine schönen funkelnden Goldstücke waren wie vom Erdboden verschlungen, er fand ihrer keines wieder.

Hätte er nur wenigstens den Ring schon gekauft, zum dauernden Zeugnis, daß der goldene Traum einmal Wirklichkeit gewesen war! Verflucht die Kutscher, die sich eben streiten mußten, als er in die Droschke steigen wollte! Verflucht der Zug der Gewohnheit — nicht der Sparsamkeit —, der ihn in den Omnibus getrieben hatte! Im Wagen wäre sein Gold wenigstens nicht auf den Boden gerollt, er hätte es vielleicht zwischen den Polstern wieder gefunden. Verflucht vor allem sein Mißgeschick, das ihm nicht eine glückliche Stunde gönnte!

Finster grollend trat er den Heimweg an, und in geringer Entfernung vor seinem Hause stieß er auf Neubrunn, der eben nach einer Weinhandlung ging, um Champagner zu bestellen.

Ich bin mit Pomona ausgesöhnt, erzählte ihm dieser, sie hat kleinbei gegeben — das war ihr Glück. — Was willst du — wenn man sich schon solange kennt! — Wir sind jetzt wieder gute Freunde. Zur Feier der Versöhnung gibt sie heute abend ein Essen, und ich spende den Champagner, du wirst selbstverständlich auch erwartet. Ja, was ist dir denn? Du bist ja fahl wie Kreide?

Paul wollte ihm im Weitergehen von seinem Mißgeschick erzählen, aber Neubrunn blieb stehen und lachte unbändig. Das war ja ein köstliches Abenteuer, das durch seinen Humor den Verlust des Geldes reichlich aufwog. Die singenden Goldvögel bereiteten ihm ein unaussprechliches Vergnügen, und er nannte Paul Andersen den guten Genius der Gassenjugend, das Horn des Überflusses, den goldenen Regen. Aber plötzlich rief er:

Teufel, das hab' ich ganz vergessen! Oben ist deine Braut und wartet auf dich.

Andersen erschrak heftig, er ahnte sogleich ein Unheil, denn nie noch hatte das Mädchen im Lauf von zehn Jahren seine Jung-

gesellenwohnung betreten; höchstens daß sie ihn bei außergewöhnlichen Anlässen unten im Empfangszimmer der Hausfrau erwartete.

Was es auch sei, tragt es mit Philosophie, mahnte Neubrunn, der plötzlich ernst geworden war; er schien zu wissen, um was es sich handelte. — Du weißt, daß im Leben nichts feststeht, als das Ende.

Oben auf der Terrasse fand Paul seine Lydia, die seit zwei Stunden auf ihn gewartet hatte.

Sie stürzte aufschluchzend an seine Brust.

Lydia, Lydia, was ist geschehen?

Du weißt noch nichts? Es weiß es schon seit gestern die ganze Stadt!

Nun erfuhr er, daß das Bankhaus, bei dem seine und ihre Ersparnisse niedergelegt waren, die Zahlungen eingestellt hatte. Vor drei Tagen noch hatte man dort eine Einzahlung von ihr ganz ruhig einkassiert, und gestern, als sie durch ein Gerücht erschreckt, ihre Papiere zurückziehen wollte, fand sie die Kasse geschlossen. Heute aber riefen es schon die Zeitungsverkäufer durch alle Gassen, daß Dufour und Sohn verkracht seien.

Dieser neue Schlag traf den armen Jungen mit solcher Gewalt, daß er sich niedersetzen mußte! Er saß lange schweigend, die Arme über die Stuhllehne gefaltet, bis es ihm einfiel, daß die Wirtin sich darüber aufhalten könnte, wenn er so lang mit dem jungen Mädchen im Dunkeln auf der Terrasse blieb. Mechanisch erhob er sich, um die Lampe anzuzünden, und über dieser Beschäftigung ordneten sich seine Gedanken. Er wollte Lydia auseinandersetzen, daß ihre Papiere, die sich als geschlossene Einlage auf der Bank befanden, nicht zu der Konkursmasse gehörten, sondern, sobald die Siegel gelöst würden, durch das Gericht zurückgegeben werden müßten. Aber Lydia schüttelte den Kopf und schluchzte immer stärker: man wußte bereits, daß ungeheure Unterschlagungen vorlagen, welche die halbe Stadt zugrunde richteten, daß auch die

Einlagen verschwunden waren, und daß der Bankdirektor sich dahin geflüchtet hatte, wo ihn das menschliche Gesetz nicht mehr erreichte.

Paul verstummte und wußte nichts mehr zu tun, als das Mädchen in die Arme zu fassen und mit ihr zu weinen. Den Kopf auf seiner Schulter und beide Arme herabhängend, lehnte sie an ihm, wie ein krankes, junges Bäumchen an seinem stützenden Pfahl, und ihr erschütterndes Schluchzen löste sich nach und nach in ruhig rinnende Tränen.

O Paul, Paul, daß wir so unglücklich sein müssen, klagte sie leise.

War es schon viel? fragte er nach einer kleinen Weile.

Fast die ganze Summe, es fehlte nur noch ein weniges, etwas über hundert Lire zu runden zehntausend.

So nahe war ihnen das Glück gewesen. Paul hatte es wohl gewußt, obschon er nie darnach fragte. Wie Schatzgräber, die schon den emporsteigenden Kessel mit seinem blauen Schein in der Erde flimmern sehen, hatten sie all die Zeit schweigend gestanden, wie um durch kein vorschnelles Wort den Zauber zu brechen, und jetzt war der Schatz doch versunken, und es brauchte vielleicht abermals zehn Jahre, bis sie wieder so weit kamen.

In dem großen Garten jenseits der Hofmauer, von dem man nur einige Baumwipfel sah, schlug jetzt eine Nachtigall an und warf ein paar schmetternde Läufer in die laulichte Abendluft, in die Andersens Lilien und Orangenblüten um die Wette ihren Duft ergossen. Beide wurden still und horchten. Wer, den nur ein Hauch von Poesie gestreift hat, mag reden, wenn neben ihm die Nachtigall singt! Die schmolz jetzt hin in Flötentönen, worin die Liebe selber ihre Seele auszuströmen schien, wie lange goldene Tropfen fiel es nieder, plötzlich unterbrach sie sich mit einem halben Triller, wie mit einem Schrei, und ihre Stimme erhob sich in einem Wirbel von Wohllaut: jubelnd, klagend, triumphierend — ein Sturm des Entzückens, der sich auflöste ins Unaussprechliche, ins Element.

Die beiden weinten jetzt nicht mehr, sie tauschten lange, lange Küsse. Sie vergaßen endlich ihr Leid und empfanden nur noch eines die Nähe des andern.

Lange hatten sie sich nicht mehr so gehalten. Sie waren sich zwar innig zugetan, diese beiden Stiefkinder des Glücks, aber das lange Warten und die strenge Übung der Schicklichkeit hatten den ersten Schmelz der Leidenschaft abgestreift. Jetzt aber fühlten sie sich um zehn Jahre verjüngt, wie in den ersten Tagen ihrer Liebe. Ein Trotz kam über den Mann, es mit seinem Unstern aufzunehmen, dem Schicksal zuwider dennoch glücklich zu sein, aber da durchfuhr ihn ein schreckhafter Gedanke.

Und Esselins? Werden sie dich nicht vermissen?

Nein — man hatte ihr den Abend freigegeben, um sich bei Freunden in der Stadt auszuweinen, weil sie heute doch zu nichts zu brauchen war.

Nun klopfte es laut an die Terrassentür, und Karl Neubrunn erschien mit zwei Champagnerflaschen unter dem Arm.

Habt ihr euch nun des Leids gesättigt und seid ihr imstand, ein vernünftiges Wort zu hören? begann er. So vernehmt: Pomona richtet soeben ihren Risotto an — sie hat Rigaglia darein gewiegt und ihn mit Curry gewürzt —, und zwei Wildenten drehen noch am Spieß. Was den italienischen Salat betrifft, so habe ich selbst seine Zubereitung überwacht, und damit ist alles gesagt. Vom Nachtisch nenne ich nur ein Wort: Gorgonzola. Frau Pomona und ich bitten um das Erscheinen unsrer Gäste. Ihr Bengel sitzt mit bei Tische, also sind wir zu fünfen. Fräulein Lydia hat uns zwar noch nicht zugesagt, aber ihre Zusage wurde als sicher angenommen. Pomona setzt uns ihren Pomino vor — Verzeihung für das Wortspiel —, und den Champagner trinken wir auf der Terrasse. Ich mußte ihn auf deine Rechnung schreiben lassen, denn sie wollten mir nicht borgen. Aber du darfst nicht erschrecken, Paul, morgen wird er unfehlbar bezahlt, ich erwarte Geld.

Paul lachte, Lydia lachte ebenfalls und eilte hinab, um der Wirtin beim Anrichten behilflich zu sein.

Das Essen, das auf Pomonas feinstem Porzellan aufgetragen und mit ihrem ältesten Wein begossen wurde, brachte eine sanft gehobene Stimmung, die auf die beiden Kummervollen wie der erste milde Sonnenblick nach schwerem Hagelschlag wirkte, sie sahen sich leise um, was ihnen noch an Hoffnungen geblieben sei. Karl Neubrunn quoll über von Laune und Liebenswürdigkeit wie immer, wenn er in Gesellschaft und bei gutem Weine saß. Die Räume wurden weiter, in denen er sich befand, man fühlte sich mit ihm in freier Luft, es schien, als müsse nun ringsum alles zu grünen und zu blühen beginnen. Seine Nachbarin Lydia, deren gedrücktes Aussehen ihn erbarmte, überhäufte er mit den ritterlichsten Aufmerksamkeiten, wollte sie immer selbst bedienen und machte sie dadurch zum Mittelpunkt der Gesellschaft. Die Hausfrau ging schnell auf diesen Ton ein, indem sie recht als Italienerin damit anfing, Lydias körperliche Vorzüge herauszustreichen, sie lobte auch ihr schönes Italienisch sowie ihre Geschicklichkeit in häuslichen Dingen, und wunderte sich, daß man bei so großer Jugend schon so viel Reife und Haltung besitzen könne.

Dem anmutigen, verschüchterten Geschöpf ging das Herz auf, endlich auch einmal etwas zu bedeuten. Sie war sehr hübsch und schien auf den ersten Blick noch ganz jung, aber ihren überschlanken Formen fehlte schon die Rundung, und ihr Gesicht hatte einen heimlich leidenden Ausdruck, wie eine Rose, die seit mehreren Tagen im Wasser steht: sie bewahrt noch ihren Duft und Farbenschmelz und ist scheinbar unverändert, dennoch fühlt man ihr an, daß sie beim ersten Stoß zerblättern kann.

Jetzt aber färbte sich ihr blasses Gesicht mit einer sanften Röte, die ihr lieblich stand, und ihre schönen dunklen Augen begannen zu glänzen. Paul Andersen war glückselig über den Erfolg der Geliebten, und es fiel allgemein auf, daß die beiden einander ähn-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lich sahen; ohne die leuchtenden Blicke, die zwischen ihnen hin und hergingen, hätte man sie für Geschwister halten können.
Nur Karl Neubrunns Unart, immer deutsch zu reden, ohne Rücksicht auf die Wirtin, verdarb dem zartfühlenden Andersen diesen schönen Abend ein wenig. Er trat alle Augenblicke dem Freund auf den Fuß und flüsterte: Sprich doch Italienisch — aber dieser achtete nicht darauf, und Pomona, obgleich sie kein Wort verstand, hing mit gespannter Aufmerksamkeit an Neubrunns Mund und lachte fröhlich mit, wenn die andern lachten.
Vor allem war Neubrunn bemüht, die gute Lydia über den Geldverlust zu trösten, denn der moralische Gewinn, den sie aus diesem Vorkommnis ziehen werde, sei groß genug, um sich mit dem Schaden auszusöhnen.
Es ist leider die natürliche Folge des unbedachten Geldanlegens, sagte er, man sollte dieser häßlichen Versuchung immer widerstehen, das ist nur gut für Menschen, die einen angeborenen Beruf zum Reichwerden haben Ich selber hatte auch einmal eine kapitalistische Anwandlung, aber eine innere Stimme trieb mich, mein eingezahltes Geld schon des andern Tags von der Bank zurückzuholen und damit auf Reisen zu gehen, denn nur das Geld, das man aufbraucht, ist wahrhaft sicher angelegt.
Pomona schien hier etwas verstanden zu haben, sie nickte mit dem Kopf und schaltete den Spruch ein: Uomo allegro, Dio l'ajuta.
Neubrunn beglückwünschte sie eifrig zu diesem Fund, und hatte diesmal sogar die Gefälligkeit, ihr seine Worte zu verdolmetschen.
Es liegt die tausendjährige Weisheit eines sinnenfrohen Volkes in diesem Sprichwort, sagte er. Der trübsinnige Germane hat ein anderes erfunden, das so ungefähr das Gegenteil ausdrückt: Wenn es dem Esel zu wohl wird, so geht er aufs Glatteis tanzen.
Ach, fuhr er mit einem Blick auf Paul Andersen fort, es gibt manchen Esel, dem es niemals wohl wird, und der doch die Beine

bricht; das, meine Freunde, ist der tragische Widersinn der Dinge!
Ich hoffe, setzte er schnell hinzu, daß in diesem aufgeklärten Kreise kein Vorurteil gegen den edlen Vierfüßler besteht und somit meine Worte niemand verletzen können.
Nicht im Geringsten, antwortete Andersen. Ich war von je der traurige Esel mit den hängenden Ohren, der das Glatteis meidet und auf sicherer Heerstraße zu Schaden kommt.
Karl Neubrunn erwiderte wohlwollend:
Es ist eine deiner besten Eigenschaften, daß du dich deiner Tugend nicht überhebst, sondern sogar hin und wieder so erleuchtet bist, sie für eine Lücke deines Wesens zu erkennen. Auch hast du die Entschuldigung des schwächlichen Beispiels, weil in deiner Heimat alle Menschen Tugendbolde sind. Darum: ego te absolvo.
Und nun, fuhr er fort, da wir bei diesem Thema sind, bitte ich um Erlaubnis, den anwesenden Freunden meine Lebensanschauung auseinanderzusetzen. Für mich zerfällt die Menschheit seit lange in zwei Hauptgattungen: Die Schuster und die Schneider.
Andersen und Lydia starrten ihn verwundert an, und Pomona bat um eine Übersetzung, was den Sprecher nun bewog, halb deutsch und halb italienisch fortzufahren.
Ja, die breitspurigen, weitherzigen, sinnenfrohen, die Temperamentsmenschen, die Schustermenschen und die feinspurigen, spitzigen Schneider, die klugen, oft superklugen, spekulierenden, weit ausspähenden, rechnenden, auch sich verrechnenden, aber eben so oft gewinnenden Schneider. Diese beiden Naturen führen seit Beginn der Welt einen großen, wechselvollen, nie ausgefochtenen Krieg, in dem das Glück hinüber und herüberschwankt. Fast alle großen geschichtlichen Ereignisse sind in ihrem letzten Urgrund zurückzuführen auf den heimlichen Kampf der Schuster und der Schneider, denn diese hassen sich mit dem tödlichsten Haß, sie müssen sich befehden, wenn auch eine Mutter sie geboren hat, weil ihre beiden Naturen einander aufheben. Und wir alle haben keine Wahl, wir müssen entweder Schuster oder Schneider sein.

Gibt es gar keine Ausnahmen? fragte Lydia schüchtern.
Es gibt, aber mit diesen haben wir nichts zu tun, das sind die ganz flauen und unbedeutenden, die weder Fisch noch Fleisch sind, oder aber die allergrößten und begabtesten, die in sich den Schuster und den Schneider vereinigen, wie z. B. Napoleon, aber wie gesagt, diese gehen uns nichts an, es sind Über- oder Untermenschen. Der Durchschnittsmensch — homo sapiens — gehört stets in die eine oder die andere Klasse.
Erlaube mir nur, begann Paul Andersen, aber Neubrunn legte sich breit über den Tisch und fuhr, ohne auf ihn zu hören, fort: Ein glänzendes Beispiel: Marcus Antonius und Cäsar Octavianus. Die antike Welt liefert wie immer die Typen am reinsten. Wer kann hier den Schuster und den Schneider verkennen, die beiden menschgewordenen Urgewalten, die um die Herrschaft des Erdballs streiten? Es war ein Ereignis von unergründlicher Tragik, als das Schustertum größten Stiles bei Aktium unterlag. Ich weiß nicht wie andere denken, ich für meinen Teil gäbe das ganze, aus tausend Lappen zusammengenähte Weltreich des Schneiderkaisers Augustus um eine Nacht in den Armen der Ägypterin.
Ich glaube doch, — wollte Andersen einwenden, aber Neubrunn war jetzt im Zuge und ließ sich nicht mehr aufhalten.
Die Schuster und Schneider kämpfen um den Besitz der Welt auch auf geistigem Boden. Der Schneider ist der historische Mensch, der Mensch der Wissenschaft, des planmäßigen Aneinandernähens, der Stückler und Wiederauftrenner des Geistes, aber mit dem Schuster fängt die Welt immer von vorn an, er ist wie die Kunst um seiner selbst willen da. Der Schuster, ja, was wollte ich noch sagen —?
Hier blieb er stecken, denn der schwere Pomino stieg ihm in den Kopf und begann ihm den Faden zu verwirren. Paul Andersen wollte die kleine Pause benützen, um auch einmal zu Worte zu kommen, aber Neubrunn fuhr gleich wieder dazwischen:

Zwei andere große Verkörperungen des Schuster- und Schneiderprinzips: Danton und Robespierre. Danton mußte durch die Hand der Charlotte Corday fallen —

Das war ja Marat, wandte Andersen ärgerlich ein.

Laß mich in Frieden, historischer Mensch! Ich weiß, er fiel durch Robespierre, das stimmt ja noch viel besser in meine Theorie. — Aber das war nicht was ich sagen wollte — du hast mich ganz aus der Reihe gebracht, weil du immer allein reden willst.

Ich wollte sagen: es gibt ganze Schusterjahrhunderte, in denen die Menschheit sich mit einem Male verjüngt. So war die Renaissance ein großer Triumph des Schustertums, wie die Welt keinen größeren gesehen hat, und wurde von der Reformation recht schneidermäßig abgelöst. Doch ich brauche nicht in so entlegenen Zeiten umherzuirren. Gleich hier an unserem Tisch sind die beiden Klassen in ausbündiger Reinheit vertreten: in mir wird niemand das Schusternaturell verkennen, und hier sitzen zwei allerliebste Beispiele der Schneidergattung: mein lieber Freund Paul Andersen und Fräulein Lydia. Paul Andersen fühlt den Beruf, mit seinem sauersten Schweiß, der ihm selbst zugute kommen könnte, einen fetten Bankier noch fetter zu mästen, und meine schöne, verehrte Freundin reibt sich auf, um die sieben Rangen der dicken Madame Esselin groß zu ziehen, statt all die viele Not und Mühe wenigstens an ihre eigene Brut zu wenden. Ja, wenn nur das Warten und Sparen immer ans Ziel führte, aber es ist etwas gar zu Trauriges um einen Schneider, der sein Zeug zu kurz geschnitten hat.

Als er sah, daß Lydia bei seinen Worten rot und blaß wurde, und daß auch Paul Andersen verlegen vor sich hin sah, lenkte er rasch ab und steuerte wieder hinaus ins Meer der Allgemeinheit.

Es ist traurig, sagte er, daß in der Welt das Talent zu einem freien, frohen Schustertum ganz zu erlöschen droht. Blicken wir uns um im Leben, in der Kunst, in der Literatur, was sehen wir?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Keinen Griff ins Volle, kein ganzes Menschentum, keine Freude am Sein, die sonst ihr Licht über weite Kulturstrecken warf, — überall Nebenzwecke, soziale Probleme, Erdenangst, der Krampf der Nadel, engster Schneidergeist. Meine Freunde, treten wir zusammen, gründen wir einen Schusterbund, einen Bund der Glücklichen und Freien. Werden wir wie die Griechen waren. Nicht Stich für Stich mit der feinen, spitzen Nähnadel, mit der breiten Schusterahle wollen wir unser Leben zusammenschustern. Reichen wir uns alle die Hände, und du, Andersen, erlaubst mir gleich einmal, daß ich die Lydia küsse.

Dies war getan, noch bevor die Erlaubnis erteilt werden konnte. Unterdessen war man mit dem Essen fertig geworden, und Pomona drängte zum Aufbruch nach der frischeren Terrasse. Dadurch wurde jedoch die Unterhaltung nicht gestört, denn Neubrunn redete auch auf der Treppe immer weiter, und die andern drängten sich lachend an ihn, um keines seiner Worte zu verlieren. Der kleine schwarzköpfige Italiener trug ihm die Zigaretten nach, von denen er die Gewohnheit hatte, immer zwei zugleich in den Mund zu stecken, wogegen Paul Andersen niemals rauchte.

Oben angekommen, zog er eine Champagnerflasche aus dem Eis und entkorkte sie vorsichtig, dann schenkte er die Kelche voll. Aber auf einmal kam ihm ein anderer Gedanke, und er erlaubte nicht, daß jemand trank, bevor er alle Anwesenden mit Epheuranken bekränzt hatte.

Lydia reichte er noch überdies einen langen blühenden Orangenzweig und sagte:

Lassen Sie die Papiere laufen und machen Sie unsern armen Schneider glücklich. Schlechter als im fremden Haus werden Sie es auch bei ihm nicht haben. Also, ehe das schöne Gold auf diesem Scheitel bleicht und die Rosen welken, fassen sie das Glück am Schopf und halten es fest, solang Sie können.

Paul Andersen trat zwischen beide und faßte Lydias Hand. Die Lebenslust des Freundes hob ihn wie auf Adlersflügeln empor,

daß er alle Angst der Erde tief unter sich sah, aber er wollte ihm doch den Ruhm der Anregung nicht lassen.

Du sprichst nur aus, was zwischen uns beiden heute abend stillschweigend vereinbart worden ist. Lydia verläßt das Esselinsche Haus, und wir heiraten so schnell wie möglich.

Lydia hielt Pauls Hand und ihr ganzes Gesicht strahlte. Pomona, die mit dem nickenden Kranz auf ihrem pechschwarzen Scheitel heute wirklich einer ländlichen Gottheit glich, beglückwünschte die beiden geräuschvoll.

Karl Neubrunn erhob sein Glas und rief:

Ich trinke auf den Übertritt zweier edler Mitglieder der Schneidergilde in die tapfere Schusterzunft. Es lebe der künftige Schustermeister und seine Frau Schustermeisterin!

Die Gläser klangen, die Männer schüttelten sich die Hände, die Braut fiel der Wirtin um den Hals, die ihr in den Schwierigkeiten ihres neuen Lebens als Freundin und Beraterin zur Seite zu stehen versprach.

Bei Neubrunn aber wurde jetzt der Rausch immer fühlbarer, denn er begann in alle Einzelheiten des künftigen Hausstands einzugehen:

Ich habe an alles gedacht. Zwei Zimmer habt ihr schon, das Studio- und das Schlafzimmer; was die Küche betrifft, so könnt ihr die meinige benützen, ich gebrauche sie ja nie, und die Pomona überläßt euch ihren Ablegeraum als Kinderzimmer. Ohnehin, wenn die Kleinen zu wild werden, dann schickt ihr sie zu mir, ich werde euch bei der Erziehung behilflich sein. Der Erbonkel ist auch schon im Haus. Ich selbst habe keine Kinder, nein, lacht nicht, es ist wirklich so — ich werde die eurigen dafür ansehen, — sie sind es ja auch gewissermaßen, da ich ihr geistiger Urheber bin, — und wenn ich einmal aus der Welt gehe, — viel hab ich ja nie besessen —

Hier überkam ihn die Rührung, daß er einen Augenblick innehielt, denn er schämte sich zu weinen. Die Wirtin, die einiges verstanden haben mußte, trocknete Tränen ab und seufzte:

Oh che cuore, che cuore!

Als die Flaschen geleert waren, hatte Neubrunns Zustand einen so bedenklichen Grad erreicht, daß er selbst die Gefahr empfand, die in einem längeren Verweilen lag, und daß er mit einer geschickten Schwenkung den Rückzug einleitete.

Giorgino, leuchte dem Herrn Baron, rief Pomona ihrem Jungen zu und fügte leise bei: Und gib auf der Treppe Achtung, daß er nicht fällt.

Der Junge griff nach dem Leuchter, aber Neubrunn wehrte ihm ab:

Schöner Knabe, sagte er, schon etwas zungenschwer, wenn ich ein Grieche wäre, so wollte ich dich besingen, wie Anakreon den Bathyllos —

Hier besann er sich und machte Miene, den griechischen Vers zu zitieren, da ihn jedoch sein Gedächtnis im Stiche ließ, fuhr er fort:

So aber gehören meine Huldigungen deiner Mutter. Pomona, reichen Sie mir Ihren Arm, ich brauche kein anderes Licht als Ihre Schönheit, um mir zu Bette zu leuchten.

Andersen wollte ihn bis an seine Tür begleiten, aber Neubrunn ließ es nicht zu, sondern bestand darauf, am Arm Pomonens die Treppe hinabzusteigen, was sie auch lachend gewährte:

Che cuore! sagte sie wiederholt, und beim Abschied drückten sich alle mit überwallendem Gefühl die Hände, und dankten sich gegenseitig für den köstlichen Abend.

Die lauten Tritte und Stimmen verhallten, und die Liebenden sahen sich allein in der blumigen Stille. Über die Terrasse wehten die langen, kühlen Atemzüge der Nacht wie eine Botschaft der großen freien Natur, daß das Reich menschlichen Herkommens zu Ende sei.

Lydia lachte nicht mehr, ihr Gesicht nahm einen erwartungsvollen, fast erschrockenen Ausdruck an. Paul strich ihr das herabgefallene Haar aus der Stirn, und da er noch einen Rest Champagner in

seinem Glase fand, nötigte er sie, ihn auszutrinken. Sie lehnten ihre Stirnen gegeneinander, und in dem tiefen, feierlichen Schweigen, das auf all den Lärm folgte, war nichts mehr zu hören als die bewegten Atemzüge der beiden.

Ein verwegener Gedanke ging durch Pauls Hirn.

Sie behalten, an sich reißen, gleich jetzt, mit ihr davongehen, ohne Papiere und Standesbeamten, und der Familie Esselin schreiben, daß er die Lydia nicht mehr hergebe. Mochten sie immerhin Gesichter machen, was brauchte er sich darum zu kümmern. Hatte er nicht auch wie die andern ein Recht an Glück!

Die zwei Enterbten schlossen sich fester zusammen, eine Welle von Glück und Jugend wollte sie erfassen. Da fiel ein Glockenschlag, und sie fuhren beide auseinander.

Es wird spät, sagte Lydia beklommen, und da er nicht widersprach, setzte sie durch seine Zaghaftigkeit ernüchtert hinzu:

Ich muß gehen.

Paul wußte nicht, was der eine Schlag bedeutete, denn er trug keine Uhr, aber der Ton der Glocke hatte ihn zurückgerufen in die nüchterne Wirklichkeit. Alle Rücksichten und Bedenklichkeiten, die bisher sein Leben bestimmt hatten, traten wieder in ihre Rechte. Die Lampe, die vor Zugluft geschützt dort in der Ecke stand, war tief heruntergebrannt, und eine Unzahl winziger brauner Mücklein bildeten mit ihren Leibern eine fingerdicke Schicht auf dem Glase. Paul sah nach dem Himmel, von dem ein breites Stück sich hoch über den Nachbardächern ausspannte: Arkturus flimmerte schon rötlich und begann zu sinken. Da seufzte er mutlos:

Ja es ist spät, ich muß dich nach Hause bringen.

Auf dem Heimweg eilte Lydia, wie wenn ihr das Zurückblicken verleidet wäre, und jeder Glockenschlag, den sie hörte, beflügelte noch ihren Schritt. Es war eine der wunderbaren südlichen Sommernächte, wo die tausend Stimmen der Natur in einen einzigen, langgezogenen Ton zusammenfließen, als ob die Nacht

mit leiser Musik ihren Gang begleite. Paul Andersen wollte zuweilen stehenbleiben und unter der unermeßlichen Sternenfülle einen tieferen Atemzug nehmen, aber die entzauberte Lydia zog ihn hastig weiter. Eine halbe Stunde später standen sie vor dem Parkgitter der Esselinschen Villa. Lydia hatte den Schlüssel, und ihr Verlobter schloß auf. Noch ein Kuß, ein flüchtiger, letzter! — Halte sie fest, sagte abermals eine Stimme in ihm, aber im nächsten Augenblick war sie ihm schon entglitten, entschwebt wie ein Phantom, und innen verhallten ihre Schritte auf dem Kiesweg.

Paul stand noch und starrte durch das Gitter. Eine unbegreifliche Menge von Leuchtkäfern füllte ringsum die Luft, sie waren überall, auf den Feldern da unten und oben auf dem Weg, aber drinnen im Esselinschen Park waren sie am zahlreichsten. Wie spritzende Funken stoben sie durcheinander und gaben dem nächtlichen Garten ein seltsames märchenhaftes Ansehen. Ach, sie hatten gut schwärmen, ihr Leben und ihre Liebe verglühten beide in einem Freudenfeuer, für sie gab es kein Morgen. Warum ist nicht auch das Leben des Menschen solch ein kurzer und glänzender Wonnerausch?

Der Feuerreigen in den Lüften ward immer wilder und leidenschaftlicher, und ab und zu ließ noch die Nachtigall ihren melodischen Ton wie aus dem Schlafe vernehmen. In einem Mauerloch saß ein einsiedlerisches Kiuh, und sein klagender Ruf, der die ganze Nacht nicht verstummt, füllte den einsamen Mann mit einer seltsamen Wehmut. Er stand noch lange und blickte durch das Gitter in sein verschlossenes Paradies, bis er seufzend den Heimweg antrat.

Beim Auskleiden fiel ein Goldstück aus seinem rechten Schuh.

*

Als Paul Andersen am nächsten Morgen erwachte, war ihm zumute wie einem Menschen, der ein teures Angehöriges verloren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hat und den über Nacht der Traum in den Besitz seines Glückes zurücktäuschte; sobald er die Augen öffnet, jählings fällt eine Zentnerlast auf seine Brust, und nun weiß er wieder: es ist ein Leichnam im Hause. Der Bankbruch, das verlorene Gold, der Julius!

Der Kopf war ihm schwer von dem ungewohnten Champagner, aber er erhob sich doch, um nach dem Bild auf der Hobelbank zu sehen und den Besteller zu vertrösten. Da wurde ihm ein Zettel der Wirtin gebracht, dessen bloßer Anblick ihn schon beunruhigte.

Sie schrieb, da er sich nun verheirate, sei sie genötigt ihm den Zins für das nächste Vierteljahr zu erhöhen, denn bei Abschluß des Mietvertrags habe man den Schaden, der in einem Haus durch Kinder entstehe, nicht in Anschlag gebracht. Er möge ihr baldigst seine Entscheidung mitteilen, da sich bereits ein neuer Mieter für seine Wohnung gefunden habe.

Das fängt gut an, dachte Andersen und eilte mit dem Zettel die Treppe hinab, um die Hilfe seines Freundes gegen die geldgierige Hausfrau in Anspruch zu nehmen. Der aber schlief noch fest und war nicht in die Wirklichkeit zurückzurufen. Erst bei Andersens zweitem Besuch ermannte er sich soweit, die Augen zu öffnen, aber an den gestrigen Abend hatte er nur eine ganz verworrene Erinnerung.

Du und heiraten! sagte er. Sei kein Narr! Und damit drehte er sich gähnend nach der Wand.

Der Julius war zwar wieder ganz, und bei Abnahme des Seidenpapiers zeigte sich's auch, daß die Untermalung nicht gelitten hatte, aber durch das aufgestrichene Fett, das die noch frischen Farben vor dem Ankleben bewahren sollte, waren die Lasuren verdorben. Es blieb nichts übrig, als das Bild frisch zu übermalen, doch als Andersen damit in die Tribuna ging, fand er einen Engländer mit der Staffelei vor dem Originale. Durch Vermittlung des Inspektors erhielt er den zweiten Platz, auf

dem er jedoch nicht sehen konnte, und die Wiederherstellung des Bildes ging nur langsam vorwärts, während ihm vor Kopfschmerz die Augen fast aus den Höhlen quollen. Nebenbei erfüllte er noch die bittere Pflicht, dem deutschen Freund den Empfang des schon wieder zerronnenen Geldes zu bestätigen.

Er fühlte wohl, daß es unzart war, nicht sofort zu Lydia zu eilen, aber er fand keine Zeit, und dann, wie konnte er sich in dieser Verfassung zeigen? Nein, es ging wirklich nicht. Endlich entschloß er sich und griff zur Feder, um sein Ausbleiben zu entschuldigen.

Umgehend kam auch ein Schreiben von ihr, er wußte nicht, ob es eine Antwort auf das seinige war, oder ob die beiden Briefe sich gekreuzt hatten.

Mein Paul, schrieb sie, ich weiß, daß du es nicht kannst. Du würdest zu unglücklich sein, in der steten Furcht vor dem morgigen Tage und ich mit dir. Denn neben einem leichtlebigen Mann würde ich wohl den Sprung ins Unbekannte wagen, aber um uns beide aufrecht zu halten, dazu reicht meine Kraft nicht aus. Wir haben keine Schuld, wir beide, es liegt im Blut, wer als Schneider geboren ist, wird nimmermehr ein Schuster.

Ich habe mit Frau Esselin gesprochen, sie gibt mich frei, und ich reise morgen nach Hause. Ein Schwager meiner Schwester wirbt seit zwei Jahren um mich, ich habe dir nie davon gesprochen, um dich nicht zu beunruhigen. Er ist ein guter Mensch, der mir verzeihen wird, daß ich ihn nicht lieben kann, und ich will mein Jawort geben, schon um dich von der Besorgnis um meine Zukunft zu befreien.

Mein Geliebter, komme nicht heraus, es ist besser, daß wir uns nicht mehr sehen. Wenn es eine Welt gibt, deren Kreaturen nicht nach Brot schreien, so hoffe ich dort einmal dich wieder zu finden. —

Als Paul diesen Brief gelesen hatte, weinte er wie ein Kind; er fühlte wohl, daß er mit dieser Liebe von zehn Jahren auch

seine Jugend zu Grabe trug und daß er fortan verurteilt war, über einem Trümmerhaufen zu leben, aber er sagte sich: Lydia hat in allem recht.

Dennoch kam er über viele Fragen nicht hinaus:

Warum, dachte er, ist die Welt für den einen ein fettes, immergrünes Weideland und für den andern ewig eine dürre Heide? Ist es am Ende gar nicht dieselbe Welt, bringt vielleicht ein jeder bei seinem Eintritt ins Leben eine eigene Welt mit, die ihn festhält, wie die Atmosphäre? Wie kommt es dann, daß ich gestern mit diesen selben Augen in eine andere, soviel grünere blickte, und mir eine Zeitlang einbilden konnte, es sei die meine?

Als es dunkel wurde, nahm er Hut und Stock und bezahlte mit dem einen wiedergefundenen Goldstück den Champagner von gestern Abend.

Die Glücksnummern

Es war ein ungewöhnlich langer und harter Frost über Florenz gekommen. Die Berge trugen ununterbrochen ihr weißes Winterkleid, und nun war auch in der Stadt ziemlich starker Schnee gefallen, der allem Brauch zuwider liegen blieb. Am Abend zuvor war Florenz noch wie sonst zu Bette gegangen; beim Aufwachen erkannte es sich selbst nicht mehr. Totenstille in den Straßen, die unter einem weißen Bahrtuch begraben liegen, Omnibusse und Droschkenkutscher haben ihre Fahrten eingestellt, die Schuljugend macht sich Ferien, und wen nicht dringende Geschäfte hinaustreiben, der setzt heute den Fuß nicht vor die Tür. Die Sonne, die man sonst in solchen Fällen sorgen ließ, versagte diesmal ihre Schuldigkeit, und so wußten sich die Väter der Stadt keinen Rat, als am Nachmittag gegen den Eindringling die Feuerspritzen aufmarschieren zu lassen, aber dieser hatte nun die Bosheit, sich unter den Händen der staunenden Feuerwehr in Glatteis zu verwandeln.

Freilich Via Calzajuoli und Piazza Signoria hatten gut lachen über diesen Schildbürgerstreich, dort schufen ja der immer weiter fallende Schnee und die Tausende von Menschenfüßen den harten Boden doch bald wieder zu flüssigem Leim, aber die äußeren Stadtviertel waren auf ein paar Tage fast vom Verkehr abgeschnitten. Besonders die Via della Scala glich einem langen Laken, dessen fleckenlose Weiße kaum auf beiden Seiten des Gehsteigs durch spärliche Fußstapfen unterbrochen war. Nur von Zeit zu Zeit tauchten ein paar Gassenjungen da und dort an den Ecken auf und versuchten, ob sich das kalte weiße Ding nicht zu festen

Klumpen ballen lasse, womit man die wenigen Vorübergehenden belästigen könne. Aber auch diesen wurde der Spaß bald zu frostig, und sie verschwanden wieder, woher sie gekommen.

Aus dem vergitterten Erdgeschoß eines unschönen, grauen Hauses tönte ununterbrochenes Rasseln einer Nähmaschine. Wer von den Vorübergehenden zufällig nach jener Seite blickte, der sah durchs Fenster einen schwarzen hochgekämmten, mit gelben Metallnadeln besteckten Mädchenkopf über die Maschine gebeugt, hohe, schmale Schultern und den langen, leicht gewölbten Rücken, der die florentinische Rasse kennzeichnet. Richtete sich jedoch der Kopf zufällig gerade in die Höhe, so blickte man in ein paar hübsche, schwarze Augen von rundlicher Form mit stark geschwungenen Brauen darüber und in ein volles, blasses Gesicht von angenehmen Zügen, überflüssig mit grobem Reismehl bestreut. Später als der kurze Tag zu sinken anfing, drückte sich das blasse Gesicht von Zeit zu Zeit an die Scheiben und spähte mit einem Ausdruck von Ängstlichkeit die lange, leere Straße hinab, die heute nicht wie sonst durch das Pfeifen und Rasseln der Straßenbahn belebt war, denn die Geleise waren besonders freigebig mit Wasser bedacht worden und deshalb vor Glätte unbenützbar. Dies dauerte aber nur eine Sekunde, dann verschwand der Kopf wieder, und das Rasseln der Nähmaschine begann aufs neue.

Wer nun geglaubt hätte, daß das hübsche Mädchen nach einem Geliebten ausblicke, der würde sich gewaltig geirrt haben. Cherubina besaß zwar, wie es sich für eine zwanzigjährige Florentinerin ihres Standes schickt, den üblichen Bräutigam, aber nach diesem aus dem Fenster zu spähen, wäre ihr niemals in den Sinn gekommen; auch wußte sie ganz gut, daß er um diese Zeit noch in der Schusterwerkstätte seines Meisters saß. Auf wen aber wartete sie denn? Sie spähte die Straße hinab, ob ihre Mutter noch nicht zurückkomme, denn die hübsche Cherubina war allein in der dämmernden Wohnung, und sie fürchtete sich.

Weil sie sich fürchtete, hatte sie die Maschine an das Fenster

gerückt und sich selber so gesetzt, daß sie der Tür den Rücken kehrte. Diese Tür ging nämlich auf einen dunklen Gang, der nach einer langen, steilen Treppe führte, und zu dieser Treppe hatten sie vor drei Wochen die tote Cesira heruntergetragen.

Die Cesira war all die Jahre her ihre Freundin gewesen, seitdem Cherubinas Vater aus Gründen, die sich der Öffentlichkeit entzogen, in der Stille von seinem Posten im Zollamt entfernt und dadurch mit seiner Familie genötigt worden war, diese billige Wohnung zu ebener Erde in einem der ältesten Häuser der Via della Scala zu beziehen. Die beiden Mädchen hatten gute Nachbarschaft gehalten, obgleich Cherubina nie vergaß, daß der Umgang doch unter ihrem Stande war, denn die Teresa, Cesiras Mutter, die immer ohne Hut ging, mußte sich als Flicknähterin ihr Brot in fremden Häusern verdienen, und des Vaters Name wurde nie genannt, aber deshalb wußte ja doch alle Welt, daß er bei dem berüchtigten Bombenprozeß auf Lebenszeit in das Zuchthaus von Volterra gekommen war und dort Muße hatte, über die Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände mittels Sprengstoffs nachzudenken. Dann hatte die Cesira einen Mann genommen, ein unverhofftes Glück, obwohl er nicht mehr jung und Witwer war. Aber nicht länger als ein Jahr hatte die Freude gedauert, da begann die Cesira zu husten und schwand ihrem Mann unter den Händen weg wie eine brennende Kerze. Auf der Brust war sie von jeher schwach gewesen, und die Ankunft des Kindes hatte ihrer Gesundheit einen Stoß gegeben, von dem sie sich nicht mehr erholte. Da brachte der brave Gioacchino die Cesira zu ihrer Mutter zurück, denn er selber konnte sie nicht pflegen, weil er den ganzen Tag auf dem Kutschbock saß, und vor dem Spital fürchtete sich die Kranke so schrecklich, daß sie lieber auf der Straße gestorben wäre.

In dieser schweren Zeit da zeigte sich's denn, was es heißen will, Hausgenossen zu haben, wie die Cherubina und ihre Mutter. Die beiden taten für die Unglückliche, was das Evangelium vorschreibt,

und sie hatten manche Nacht am Bette Cesiras gewacht, wenn die Teresa vor Erschöpfung sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte, und die arme Schwindsüchtige an ihrem Husten zu ersticken glaubte. Das waren schwere Stunden gewesen: so oft die Cesira einen Männertritt auf der Treppe vernahm, klammerte sie sich mit ihren mageren Händen am Bettrand fest und jammerte, daß sie nicht im Spital sterben wolle. Sie werde ihnen ja gewiß die Pflege lohnen, denn sie wolle den lieben Gott im Himmel um ein Terno für ihre Mutter bitten, und die Hälfte davon solle die Cherubina für ihre Aussteuer haben. Dann weinte sie wieder und zählte die Tage bis Weihnachten und flehte, der liebe Gott möchte sie doch nicht vor dem Christfest sterben lassen, obgleich der Kapaun in Reis, der an diesem Tag auch bei der Teresa nicht fehlte, für ihren armen Magen schon viel zu schwer war.

Aber nicht immer war sie so traurig, oft faßte sie wieder Lebensmut, besonders wenn sie mit Cherubina von dem schönen, dunkelblauen Kaschmir sprach, den ihr Gioacchino zum Namenstag gekauft hatte, und den sie noch hoffte, im Mai bei den Pferderennen in den Cascinen zu tragen. Mit der Cherubina, die das Kleid zu machen bekam, besprach sie noch Schnitt, Ausputz und alles: einen breiten, blauen Plüschstreifen auf den Rock, Armel und Kragen von Plüsch wollte sie haben, und es sollte nach Gioacchinos Willen an nichts gespart werden. Zuweilen sprachen sie auch von dem Kleinen, der bei einer Amme auf dem Lande war, und den die Mutter seit seiner Geburt nicht mehr gesehen hatte: ein armseliges, schwächliches Ding war es gewesen, und es wäre ihm zu gönnen, daß der Himmel das arme Waislein zu sich nähme, ehe es mutterlos in die Welt hinausgestoßen würde.

Mitunter hatte die Sterbende ihre großen, schwarzumränderten Augen ängstlich auf Cherubina geheftet und gefragt: Wirst du zu mir kommen, wenn ich tot bin? — aber Cherubina hatte mit Schaudern geantwortet: Ach nein, du weißt ja, daß ich mich vor den Toten fürchte, nicht um tausend Lire ginge ich in ein

Zimmer, wo eine Leiche liegt. — Dann wie der Winter vorschritt, war es schlimmer und schlimmer mit ihr geworden, und als Weihnachten herannahte, sah man, daß die Cesira nur noch wenige Tage vor sich hatte.

Und nun die Not, bis sie sich glücklich dahin bringen ließ, die Sakramente zu nehmen, sie wolle nicht sterben, sie sei noch lange nicht so weit.

Was, sterben? was fällt dir ein? sagte der Priester. Du bist jung, du kannst wieder gesund werden. Nimm den Heiland in dich auf, so kann dir die Gnade widerfahren. —

So hatte man sie mühsam überredet. Sie erlebte noch die Weihnachtsfeiertage, und als die vorüber waren, fing sie noch einmal an, wie sie schon als Kind zu tun pflegte, die Tage bis zum nächsten Christfest zu zählen, aber sie war schon so schwach, daß sie nicht mehr aufrecht im Bett sitzen konnte. Da mußte man ihr das neue Kleid über die Stuhllehne hängen, es war prachtvoll geraten, und die ganze Nachbarschaft kam es zu bewundern; sie winkte ihren Mann zu sich ans Bett und sagte mit schwacher Stimme:

Ich hab' es lebend nicht tragen dürfen, laß es mich im Sarge tragen.

Und Gioacchino hatte unter Tränen Ja genickt und ihr seine Hand darauf gegeben. Dann war sie so sachte und allmählich in der Sylvesternacht ausgelöscht, daß man nicht wußte, ob sie das neue Jahr noch erlebt hatte oder mit den letzten Atemzügen des alten entschlummert war. Und Gioacchino hatte sein Wort gehalten. Cherubina war zwar nicht dabei gewesen, als sie die Cesira zu ihrem letzten Feste aufputzten, aber die Mutter hatte ihr nachher alles erzählt, wie man die arme Tote in den engen Leib gepreßt hatte und ihr auch die neuen Schuhe und die durchbrochenen Strümpfe angezogen, und wie die Wangen viel zu blaß waren für das leuchtende, blaue Kleid, so daß eine Nachbarin lief und ein wenig rote Schminke brachte, worauf sie dann rosig unter all den Kerzen aufblühte wie eine Braut. Und als sie schon im Sarge

lag mit der halben Girlande um den blonden Kopf, — denn die ganze Girlande, die bis zu den Füßen reicht, dürfen nur die Mädchen tragen — da hatte Gioacchino sich eine Schere geben lassen und hatte lautschluchzend drei oder vier Schnitte in das neue Kleid gemacht, — die Cherubina überlief es kalt bei der Vorstellung, — mitten durch den wundervollen Plüschbesatz hindurch, denn man konnte ja nicht wissen — da oben in Trespiano wird so viel gestohlen, und die arme Tote sollte im Besitz ihres neuen Kleides nicht gestört werden. Dann am Abend waren die weißen Kuttenträger gekommen und hatten sie auf dieser Treppe hinuntergetragen, an der die Cherubina von da an nur noch mit abgewandtem Gesicht vorüberging. Im Dunkeln mochte sie den Gang schon gar nicht mehr betreten, und ihr Arbeitstisch mußte in den langen Stunden, wo sie allein zu Hause saß, immer so stehen, daß sie die Tür nicht im Auge hatte. Sonst war die Straßenbahn, die alle zehn Minuten vorüberfuhr, ihr Trost gewesen, denn das Gepfeife und Gerassel war gewiß dazu angetan, Geister zu bannen, aber bei der Totenstille, die heute über der Straße lag, war ihr schrecklich unheimlich, gerade wieder so unheimlich, wie in der ersten Zeit, nachdem man ihren Vater hinausgetragen, in dessen Zimmer sie so lange den Fuß nicht mehr zu setzen gewagt hatte.
Wie, wenn es nun der Cesira einfiel wiederzukommen, wie sie so oft angekündigt? Daß sie den Weg noch kannte, hatte sie in verflossener Nacht bewiesen. —
Eben als Cherubina dieses dachte, traf sie von hinten her ein kalter Luftzug in den Nacken, die Tür war aufgegangen, und das Mädchen fuhr mit einem Schrei nach dem Fenster. Hasenfuß! sagte eine freundliche Stimme, und neben der Gestalt, die sich jetzt zu der weitgeöffneten Tür hereinschob, konnte keine Gespensterfurcht mehr aufkommen. Eine kleine, runde Frau mit vor Kälte rotem Gesicht kam zum Vorschein und wehrte das Mädchen, das ihr entgegenflog, so vorsichtig von sich ab, als ob sie von Glas wäre.

Du hast dich wieder gefürchtet, Gänschen! Wirst du denn nie gescheiter werden? sagte sie mit einer wohllautenden Stimme, und begann sich langsam aus einem weiten Mantel und dunkeln Umschlagetuch loszuschälen.

O Mama, wie spät Sie heute kommen! klagte Cherubina.

Dieses Sie, das sie sich von den Kindern geben ließ, und eine tadellos reine Aussprache waren so ziemlich das einzige, was die Signora Palmira Pampaloni, Witwe des einstigen Zollbeamten, aus früheren, besseren Verhältnissen gerettet hatte.

So zünde doch die Lampe an, sagte sie jetzt, indem sie ein paar Schneeflocken aus ihrem Umhang schüttelte und diesen über einer Stuhllehne glatt strich.

Cherubina entfernte sich und kam nach wenigen Sekunden mit der angezündeten Petroleumlampe zurück, die sie behutsam auf den Tisch stellte, und sagte dabei, wie es Brauch ist: Guten Abend!

Die kleine Frau stand jetzt mit weit abstehenden Röcken mitten im Zimmer und nestelte mit noch steifen Fingern an ihrer Unterkleidung, wobei Cherubina ihr behilflich sein wollte, jedoch die Mutter erlaubte es nicht. Sie war endlich einer Taschenöffnung im Unterrock habhaft geworden und begab sich breitspurig nach der anstoßenden Küche, wo sie sorgfältig auszupacken begann. Zuerst zog sie einen winzigen strohumbundenen Fiaschetto mit goldglänzender Flüssigkeit hervor und untersuchte beim Schein der offen bleibenden Tür den Papierstöpsel, um sich zu überzeugen, daß nichts von dem feinen Luccheseröl ausgelaufen sei. Dann konnte man hören, wie sie ein paar Hände voll Kohlen unter den Herd warf. Eine kurze, dicke Stearinkerze war durch die Gesellschaft der Kohlen ein wenig beschmutzt und mußte mit einem Läppchen gereinigt werden. Die Tasche des Oberkleids, die gleichfalls in der halbdunklen Küche entleert wurde, enthielt ein Ei, ein Stück Papier mit etwas Butter und ein längliches Päckchen, das die Frau fast zärtlich streichelte und rasch beiseite legte. Dann

stülpte sie die Tasche vollends auf den Küchentisch um und schob die herausgefallenen starkduftenden Kaffeebohnen auf ein Häufchen. Als sie nun in die Stube zurückkehrte, um den inzwischen abgestreiften guten Rock in den Schrank zu hängen, sah sie um ein bedeutendes schlanker aus.

Alsdann band sie auf dem großen Tisch des Wohnzimmers gemütsruhig ein zusammengeknüpftes buntes Taschentuch auf und brachte daraus die Reste einer Mittagsmahlzeit, ein paar Zeuglappen, die ihr beim Kehren in die Hände gefallen waren, nebst ihren eigenen Einkäufen zum Vorschein. Dies war sozusagen der rechtmäßige Teil ihrer Ladung, der vor den Augen der Tochter geborgen werden konnte, wogegen sie nie ohne eine Regung von Unbehagen ihre Schmuggelware in Cherubinas Gegenwart auslud.

Und doch war das Mädchen von lange her daran gewöhnt, die Mutter nicht mit leeren Taschen nach Hause kommen zu sehen, und hatte sich wohl überhaupt nie etwas dabei gedacht. Sucht doch auch der Vogel für seine Jungen Atzung, wo er sie findet. Und überdies, wozu hat der liebe Gott die Fremden erschaffen?

Es war ja gewiß nicht um die fünfzehn Lire monatlich, daß Palmira Pampaloni, Witwe eines Exbeamten, sich auf halben Dienst bei der deutschen Dame mit dem unaussprechlichen Namen und ihrem kranken Sohn auf dem Corso Vittorio Emmanuele verdungen hatte, so gut auch dieser Zuschuß ihren Einnahmen zu statten kam. Wenn sie ihr Standesgefühl überwand und sich nun schon seit einer Reihe von Jahren zu allen feinen und groben Dienstleistungen bei der Signora Carolina bequemte — von morgens acht bis vier Uhr abends und oft noch länger, — so war es, weil in einem Haushalt bei Fremden, wäre er auch noch so bescheiden, gar manches für den eigenen abfällt, und die Pampaloni hatte außer der Cherubina noch für zwei andere Kinder zu sorgen, für Pietro, den Ältesten, der ein geschickter Marmorarbeiter war und nur zum Nachtessen und Schlafen nach Hause

kam, und für den guten, fleißigen Rafaellino, den sie ihr in diesem Frühjahr unter die Soldaten gesteckt hatten. Und für ihre Kinder hätte die Pampaloni auch das Übermenschliche getan; nur vor zwei äußersten Schritten bebte sie zurück: dem Tragen des Marktkorbes und dem Ausgehen ohne Hut, denn dadurch wäre sie nicht nur ihres Standes verlustig gegangen, sondern hätte auch die Zukunft ihrer Kinder gefährdet. Deshalb hielt sich die Pampaloni aus eigenen Mitteln einen kleinen Jungen aus der Nachbarschaft, der für einen Soldo täglich die schweren Einkäufe nach Hause trug, und daß sie sich für diese Ausgabe bei der Verrechnung schadlos hielt, wird ihr kein vernünftiger Mensch übelnehmen. Im übrigen versah sie ihren Dienst trefflich und hatte von der dankbaren Herrin dafür noch die Erlaubnis erhalten, alle Speisereste und sonstigen Abfall in dem bewußten Tüchlein nach Hause zu tragen. Von dem Dasein und Inhalt der beiden tiefen Taschen dagegen brauchte die Signora Carolina nichts zu wissen.

Nachdem sie sich die steifen Finger an dem Kohlenbecken ein wenig gewärmt hatte, kehrte die gute Frau in die Küche zurück, blies das unter der Asche glimmende Kohlenfeuer wieder an und wedelte eifrig mit dem großen Strohfächer.

Cherubina schloß unterdessen die Nähmaschine und setzte sich mit einem zusammengehefteten Ärmel an den Tisch zur Lampe, wobei sie das Kohlenbecken wieder unter ihren Stuhl stellte. Ihre Gespensterfurcht war jetzt ganz von ihr gewichen und das Behagen wuchs noch, als bald darauf der angenehme Geruch geschmorter Zwiebelchen aus der halboffenen Küchentüre hereindrang.

Während das Essen sich selber vollends fertig kochte, saß Palmira in wohligem Ausruhen bei der Tochter am Tische und weil sie sich doch immer etwas zu tun machen mußte, trennte sie mit einem kleinen Scherchen das gestickte Monogramm aus einem feinen damastenen Mundtuch. Es ist unnötig zu sagen, daß dieses Mundtuch, ein schätzbarer Beitrag zu Cherubinas Aussteuer, gleichfalls aus dem Haushalt der deutschen Dame stammte.

Freilich war es keiner von den Gegenständen, die Palmira beim Fortgehen vor den Augen der Signora Carolina in ihr Tüchlein band. Wer nun aber glauben würde, die Palmira habe sich durch ihre mütterliche Zärtlichkeit hinreißen lassen, in einem unbewachten Augenblick dieses Stück aus dem Weißzeugschrank ihrer Herrin zu nehmen und in einer ihrer tiefen Taschen nach Hause zu tragen, der würde dadurch beweisen, daß er die Frau Palmira und ihre Ehrbegriffe wenig kannte. War sie auch durch harte Schicksale zum Dienen herabgewürdigt worden, so hatte sie doch ihr Zartgefühl zu bewahren gewußt, und sie unterschied sehr genau, bis wie weit es zulässig ist, sich fremdes Gut anzueignen und wo das Unehrenhafte solcher Handlungsweise beginnt. Soweit die Dinge eßbar waren oder sonst einem unmittelbaren Bedürfnis dienten, sah sie kein Unrecht darin, von dem Überfluß anderer Gebrauch zu machen. Ein Ei, etwas Öl, eine Handvoll Kohlen, das konnte ja Signora Carolina gar nicht spüren; auch eine Zigarre dann und wann, wenn sie gerade offen herumlagen, war noch erlaubt, — ihr Pietro verstand sich so gut auf feine Zigarren, und es waren ja doch geschmuggelte. Hatte sie je einmal zu tief in die Vorräte ihrer Dame gegriffen und fühlte sich etwas schwül im Gewissen, so brachte sie am andern Morgen dem kranken Signorino eine köstlich erblühte, wie aus Wachs modellierte Kamelie oder eine Handvoll duftender Nelken mit, die ihr Neffe, der Gärtnergehilfe, heimlich in den Treibhäusern seiner Herrschaft abschnitt, und das Gleichgewicht war wieder hergestellt. Daß sie von allen Einkäufen ihre Prozente hatte, versteht sich von selbst und hieß nur ein Versehen der Weltordnung im allerbescheidensten Maße ausgleichen. Aber diese Grenze hätte sie nicht überschritten und wäre ihr die königliche Schatzkammer offen gestanden.

Oh, die Frau Palmira hatte feste Grundsätze, und sie bedurfte ihrer auch, denn täglich trat wenigstens ein- oder zweimal die Versuchung an sie heran in Gestalt einer gewissen rotbraunen

Lederbörse, welche Signora Carolina beständig zu verlegen pflegte, und welche die Palmira ihr jeden Tag suchen helfen mußte und auch gewöhnlich an irgendeinem unerwarteten Ort, zwischen den Bettüchern oder unter einem Möbel zum Vorschein brachte. Aber in den sechs Jahren, daß sie ihr diente, hatte der Signora noch niemals auch nur ein Soldo aus der rotbraunen Börse gefehlt. Ja, was das siebente Gebot betrifft, so konnte Palmira Pampaloni einmal am Tage der Abrechnung ihrem Schöpfer ruhig in die Augen blicken.

Zu dem Mundtuch nun war sie auf die einfachste Weise von der Welt gekommen. Da sie für die Signora Carolina auch die Wäsche besorgte, — und durch bessere Behandlung hatte sie ihr das feine Linnen so geschont, daß es viele Jahre länger vorhielt, als unter anderen Händen, — so war es geschehen, daß sich die Signora am letzten Montag verzählt und ihr ein Mundtuch mitgegeben hatte, das nicht auf dem Wäschezettel stand. Das Mundtuch war ihr also ohne ihr Zutun zugefallen, und sie konnte es mit um so besserem Gewissen zurückbehalten, als sie ja auch das Waschen für dieses Stück der Signora Carolina nicht in Rechnung brachte. Dieser friedliche Gedankengang malte sich in einem behaglichen Lächeln auf dem runden Antlitz der guten Frau Pampaloni.

Die Tochter machte sich ganz nahe an sie heran und sagte:

Bleiben Sie heute vollends zu Haus, Mama?

Ich werde doch bei der Hundekälte nicht spazieren gehen. Aber warum fragst du?

Cherubina sah sich im Zimmer um, drückte sich noch näher an die Mutter und antwortete:

Ich möchte Ihnen was erzählen, aber ich muß gewiß sein, daß Sie mich nicht mehr allein lassen, es ist so schauerlich.

Erzähl' nur, Hasenfuß.

Sie wissen doch, daß die Teresa vorletzten Sonntag in Trespiano oben war, um sich die Nummer und das Maß vom Grab der Cesira zu holen?

Natürlich weiß ich's, Pietro hat ja das Marmorkreuz schon in Arbeit genommen.
Nun, auf dem Heimweg — sie hat mir's nach der Hand erzählt — wollten ihr die beiden Zahlen gar nicht mehr aus dem Kopf, und sie mußte sich immer fragen: Sind nicht das am Ende die Nummern, die mir die Cesira versprochen hat? — Na, wenn's nichts nützt, so schadet's nichts, denkt sie, und trägt eine halbe Lira ins Lotto. Das Geld war denn auch richtig verloren.
Die Pampaloni nickte mit überlegenem Lächeln vor sich hin.
Die nächste Woche wollte sie noch einmal spielen, denn die Zahlen gingen ihr noch immer im Kopfe herum. Aber da kam die Not dazwischen mit dem armen Wurm, dem Kind der Cesira, das der liebe Gott in seiner Barmherzigkeit zu sich nahm, und über all dem Geläuf aufs Munizipium und dem vielen Stempelpapier, das die Herren vollschmierten, — denn Gioacchino ließ sie ja wie immer alles allein besorgen — vergaß die Teresa abermals zu setzen, was denn auch kein Schade war, denn die Nummern kamen ja doch nicht heraus.
Wohl, wohl, sagte die Mutter.
In der letzten Nacht nun, fuhr das Mädchen mit gedämpfter Stimme fort, wie die Teresa so daliegt und schläft — ach Mutter, hören Sie nicht, wie das schlürft auf dem Gang?
Mäuse sind's, sagte die Pampaloni gleichmütig.
Ja also, hub Cherubina zaghaft wieder an, die Teresa lag in tiefem Schlaf, da ging mit eins die Türe auf, und herein kam die Cesira, ganz und leibhaftig, wie sie im Leben ausgesehen, und war nichts Fremdes noch Unheimliches an ihr wahrzunehmen. Ihr Kind hatte sie auf dem Arm, das lag, als ob es schliefe.
Bist du es, Cesira? sagt die Teresa und sitzt im Bette aufgerichtet.
Ja, wie geht dir's denn, daß du so lange fortgeblieben bist?
Gut, antwortete die Cesira mit ihrer freundlichen Stimme. Da siehst du, daß ich mir mein Kind doch geholt habe.

O so komm' doch näher, daß ich dich umarmen kann, flehte die Mutter, und streckte die Arme nach dem Scheinbild aus.
Aber dieses wich weit zurück und sagte:
Laß mich, Mutter, du weckst mir sonst das Kleine auf; sieh nur, wie schön es schläft, dann fuhr sie fort:
Hör' wohl auf das, was ich dir sage. Ich bin gekommen, um mein Versprechen wahr zu machen. Zwei hast du schon und fünfundzwanzig lege ich dir hier auf die Schulter. Dabei näherte sie sich dem Bette, berührte mit dem Finger die Schulter der Teresa, die kein Glied rühren konnte, und fing an langsam abzuzählen, bis sie auf fünfundzwanzig gekommen war. Dann ging sie auf die Türe zu und sagte noch von der Schwelle zurück:
Vergiß es nicht und denk' auch an das, was ich der Cherubina versprochen habe. — Denken Sie, Mutter, das sagte sie klar und deutlich mit diesen Worten: Denk' auch an das, was ich der Cherubina versprochen habe.
Der guten Frau Pampaloni war das Mundtuch entfallen, und sie staunte mit offenem Mund.
Nun und dann? fragte sie nach Luft schnappend.
Ja, dann war die Teresa wie gelähmt in ihrem Bette liegengeblieben, und erst als es acht Uhr schlug, kam sie wieder zu sich und merkte, daß sie doch wohl geschlafen und geträumt hatte, denn sonst würde sie nicht die Aufstehenszeit verpaßt haben; Sie wissen ja, wie pünktlich die Teresa auf dem Platz ist. Sie konnte noch eine ganze Weile den Weg nicht in ihre Röcke finden, und als sie schließlich herunter kam, sah sie so weiß aus wie dieses Tuch und wankte herum, als wäre sie noch immer im Traum. Sie waren schon lange fort, Mama, und wir redeten zusammen von dem Traum oder der Erscheinung, und was die Cesira wohl habe sagen wollen. Aber die Teresa meint, da könne gar kein Zweifel sein: Zwei hast du schon, das bedeute die beiden Nummern, die sie schon vordem im Kopfe gehabt, und fünfundzwanzig hat ihr die Cesira auf die Schulter abgezählt, langsam und deutlich, da-

mit die Zahl ihr im Gedächtnis bleibe, und das, sagt die Teresa, gebe gerade ein Terno. Aber Pietro, der dazu kam, lachte uns aus. Sie wissen ja, Mutter, was er für ein Freigeist ist, und er sagte wieder solche Sprüche, wie: Ach was, Träume sind Schäume und Der Zufall regiert die Welt und Glaubt ihr denn, ihr dummen Weiber, der liebe Gott, wenn es einen gibt, habe nichts besseres zu tun, als euch Lottonummern zu schicken? und was so seine Spöttereien sind, aber am End' versprach er doch den Einsatz für die Teresa zu besorgen, denn die hätte nicht gewußt, wo aus und ein, und hatte es auch eilig, auf ihren Platz zu kommen. Aber denken Sie, Mutter, so fest glaubt sie an die Nummern, daß sie ihm zwei Lire zu setzen gab, beide auf Terno, und wenn sie gewinnt, so ist mein die Hälfte.

Weißt du die Nummern noch? fragte die Mutter eilig. Ich lauf' schnell ans nächste Lottobüro, und sehe, ob sie heraus sind. —

Dann geh' ich auch mit, rief Cherubina und sprang nach Hut und Mantel. Allein bleibe ich hier um keinen Preis.

Noch während sie redeten, war von der Straße her ein Summen und Schwirren von vielen streitenden Stimmen gedrungen, aber von den Frauen nicht beachtet worden. Jetzt wälzte sich der Lärm ganz nahe, die Nachbarn rissen Türen und Fenster auf, man vernahm fragende, klagende, tröstende Stimmen und dazwischendurch ein Gebrüll und ein Gewinsel wie von einem verwundeten Tier.

Mutter und Tochter sahen sich erblassend an und eilten ans Fenster. Draußen war es stichdunkel, aber so viel ließ sich doch erkennen, daß der Auflauf sich durch den tiefen Schnee auf ihr Haus zu bewegte und daß die Leute eine jammernde, lautschreiende Frau in ihrer Mitte führten.

Was mag der Teresa zugestoßen sein? sagte die Cherubina, der gleich eine Ahnung durch das Herz zuckte, und öffnete die Tür, denn schon strömte die Menge — Männer, Frauen und Kinder — in den Hausflur herein, und voraus schwankte, von dem kräf-

tigen Arm einer Wache gehalten, die Teresa, die mit lautem Geschrei die Luft zerriß.

Sie wurde auf einen Stuhl niedergelassen, wo sie wie eine Erstickende nach Atem rang. Viele von den Leuten waren nachgedrungen und umstanden sie mit lärmenden Äußerungen der Teilnahme, unter den Vordersten erblickte Palmira ihren Pietro, der sich von der Menge widerwillig hatte über die Schwelle schieben lassen und jetzt halb trotzig, halb bestürzt an der Kommode lehnte. Die andern, durch die achtunggebietende Gegenwart der Wache zurückgehalten, drängten sich vor der offengebliebenen Tür und redeten alle laut durcheinander. Am wildesten gebärdete sich Gioacchino, der neben der Teresa stand. Er schüttelte die Arme gegen Pietro und ließ ein ganzes Arsenal von Schimpfwörtern los, daß man hätte glauben können, sämtliche Florentiner Droschkenkutscher seien in seiner Person beisammen. Pietro ließ stumm und verbissen alles über sich ergehen, nur als die Worte Dieb und Beutelschneider fielen, machte er mit erhobenem Arm einen halben Schritt, wurde aber gleich durch eine Bewegung der Wache wieder zur Ruhe gebracht. Die kleine, tapfere Frau Pampaloni dagegen sprang entrüstet auf Gioacchino zu und schüttelte seinen Arm; sie lasse sich ihren Sohn nicht schlecht machen und noch dazu im eigenen Haus, er solle sich anständig melden, wenn Pietro ihm was schuldig sei, und im übrigen — dort sei die Tür.

Gioacchino wollte antworten, berichten, aber die Nachbarn rissen ihm das Wort vom Munde, alle redeten gleichzeitig auf die Frau Palmira ein. Doch diese hatte kaum die ersten Worte gehört, als sie die Hände vors Gesicht schlug und mit einem dumpfen Laut an die Wand sank.

Kurz nach vier Uhr wars, erzählte Gioacchino, da kam die Teresa außer Atem auf die Piazza Santa Maria Novella gerannt, wo ich Standort habe, und schreit mir schon von weitem zu, sie habe ein Terno gewonnen. Meine erste Frage war nach dem Schein,

denn ich hatte gleich so eine Ahnung, daß nicht alles in Ordnung sei. Sie habe ihn nicht, antwortet sie, der Herr Pietro habe ihr die Besorgung gemacht. — Accidente! schrei ich und herunter vom Bock, und Wagen und Pferd im Stich gelassen —
Dafür solltet Ihr in Strafe kommen, brummte die Wache — aber ich hab's ja nicht gesehen.
So rennen wir zusammen nach der Rotonda, fuhr Gioacchino fort, und unterwegs schwatzt mir die Teresa den Kopf voll, was sie alles mit dem Geld anfangen wolle, und wenig fehlte, so hätte sie gesagt: Was kostet die Stadt Florenz? — Ich kann sie bezahlen. — Aber in der Werkstätte war er nicht, und wo denkt Ihr, daß wir den saubern Herrn schließlich fanden? Drüben am Lungarno stand er unter einem ganzen Rudel Gassenjungen, da hatte er aus Schnee das Standbild des Ministerpräsidenten gemacht in Lebensgröße und ihm eine der neuen Regiezigarren in den Mund gesteckt. Danach warf die ganze Bande mit Schneeballen und schrie: Wohl bekomms! — He, Wache, ist das nicht etwa auch strafbar, den Ministerpräsidenten mit Schneeballen — he?
Von Schneeballen steht nichts in meiner Dienstordnung, murmelte die wohlwollende Wache.
Es war gewiß das erstemal, daß Herr Crispi seine eigenen Zigarren rauchte, meinte einer aus dem Haufen, und bei dieser Anspielung auf den öffentlichen Übelstand des Tabakwesens fingen alle Anwesenden zu lachen an.
Ich also eile auf ihn zu, fuhr Gioacchino fort, und sage ganz höflich: Herr Pietro, geben Sie uns gütigst den Schein? Welchen Schein? antwortet er ganz fremd, ich weiß von keinem Schein, und will wieder zielen, da fasse ich ihn am Arm, und schreie ihm in die Ohren: Den Empfangsschein vom Lotto! Wo haben Sie ihn? Heraus damit! Die Teresa hat gewonnen! Er aber, der Freche, stößt mich vor die Brust und schreit: Laßt mich in Frieden mit Euren Narreteien, ich weiß von keinem Schein! und die andern fallen auch ein und sagen ihm: Geben Sie den Empfangs-

schein, Sie hören ja, die gute Frau hier hat gewonnen. Da stellt er sich noch, als ob ihm jetzt erst ein Licht aufginge, greift sich an den Kopf und murmelt: Ich habe ja gar nicht gesetzt, ich hab's vergessen.

Was weiter geschehen war, das erzählte die Wache, welche Pietro unter den Fäusten des herkulischen Kutschers weggerissen hatte. Jetzt fuhr die Teresa, die bisher wie stumpfsinnig vor sich hingestarrt und nur leise gewimmert hatte, plötzlich wie eine Rasende in die Höhe, schlug sich mit beiden Fäusten wiederholt vor die Stirn unter tierischem, ganz unartikuliertem Schreien und ruhte nicht eher mit Toben und Wüten, als bis sie, Schaum vor dem Mund, zusammenbrach.

— —

Pietro hatte noch dazu gelogen, als er seine Versäumnis mit Vergeßlichkeit zu entschuldigen suchte. Es war sein unverantwortlicher Leichtsinn, und weil er keinen Glauben hatte, — nicht einmal an das Traumbuch, von der Kirche ganz zu schweigen, sagten die Betschwestern in der Nachbarschaft. Er war gewohnt, die Achsel zu zucken, wenn die Rede auf übernatürliche Dinge kam, und hatte die Teresa von Anfang an über ihren Wahn, daß ihre Tochter aus dem fabelhaften Jenseits wiederkehren und ihr ein Terno bringen werde, verspottet. Als er nun aus seiner Werkstätte in der Rotonda nach dem nahen Café Svizzero zum Frühstück ging, wollte er allerdings noch die paar Schritte zum nächsten Lottobüro machen, um der Teresa den Gefallen zu tun, obwohl das Geld nach seiner Meinung weggeworfen war. Doch da sah er drinnen zwei andere Marmorarbeiter mit dem schönen Oreste sitzen, einem liederlichen Kerl, der aber durch Modellstehen schweres Geld verdiente, und die drei riefen ihn zu einer Partie Briscola herein. Die Karten waren von jeher Pietros Leidenschaft gewesen, er konnte der Lockung nicht widerstehen und hatte dann richtig in Zeit einer halben Stunde die zwei Lire der Teresa verspielt.

Dies war der erste Schritt auf der Bahn des Verderbens. Von nun an hatte Pietro keine gute Stunde mehr im Haus. So oft ihm die Teresa im Flur begegnete, spuckte sie vor ihm aus, denn Gioacchino nährte in ihr den ungereimten Verdacht, daß Pietro den Schein unterschlagen und den Gewinnst für sich selbst erhoben habe. Seine Schwester, die sich mit geschädigt fühlte, ging stumm und blaß wie der fleischgewordene Vorwurf an ihm vorbei und richtete das Wort nicht mehr an ihn, nur die Mutter fand, daß man ihrem armen Pietro Unrecht tue, denn das Schicksal habe es einmal nicht anders gewollt. Daher warf sie einen stillen Haß auf die Teresa, deren verdächtigende Reden ihr hinterbracht wurden, und eines Abends, als sie ihr unter der Haustür begegnete, stellte sie sich breit vor die einstige Freundin hin.

Wenn Ihr Euch noch einmal einfallen laßt, meinen Pietro einen Dieb zu schimpfen, so gehe ich auf die Quästur, das merkt Euch. Die zwei Lire, die Ihr ihm gabt, habt Ihr zurückbekommen, und weiter ist er Euch nichts schuldig.

Ja, Ihr habt das Früchtchen soweit gebracht mit Eurem Verhätscheln, antwortete die Teresa, die jetzt auch giftig wurde.

Oho, Ihr solltet nicht so aufbegehren, er hat die Sonne wenigstens noch nicht in Würfeln gesehen, wie gewisse Leute, gab die Pampaloni zurück, wobei sie auf die vergitterten Fenster der Züchtlingszellen anspielte.

Ha, es sitzen nicht alle fest, die nicht sauber sind unterm Brusttuch. Mein Mann hat wenigstens keine Staatsgelder veruntreut, er leidet für seine freisinnigen Ansichten.

Was wollt Ihr sagen mit den Staatsgeldern? rief Frau Palmira mit zornfunkelnden Augen und trat hart auf die Teresa zu, die sich die Treppe hinauf zurückzog und noch herunter rief:

Genug, ich weiß, was ich sagen will, und andere Leute wissen's auch.

Puh, ich habe Mitleid mit Eurem schwachem Kopf, sonst würde

ich anders mit Euch reden, rief die Pampaloni ihrer Gegnerin die Treppe hinauf mit verächtlicher Geberde nach.

Aber als sie ihr Zimmer erreicht hatte, da verlangte die Natur ihre Rechte, und Frau Pampaloni fiel in den Armen ihrer Tochter in einen Nervenkrampf.

Das hatte sie nun davon, sie, eine Beamtenwitwe, daß sie unter ihren Stand herabgestiegen war und sich freundnachbarlich mit einer so geringen Person abgegeben hatte.

Das war der Dank für ihre durchwachten Nächte und für die mancherlei guten Bissen aus dem Haushalt der Signora Carolina, die sie der kranken Cesira zugesteckt. Das Gedächtnis ihres verstorbenen Mannes anzugreifen, eine Familie zu verunglimpfen, in der strengste Ehrenhaftigkeit die Richtschnur alles Handelns war! Aber so geht's, wenn man sich mit ungebildeten Menschen einläßt, denn nicht umsonst sagt das Sprichwort: Am rußigen Kessel wird man schwarz, und: Schuster bleib bei deinem Leisten. — — Freilich wußte man ja, daß die Teresa da oben nicht mehr ganz richtig war, seitdem sie sich den Kopf so acht- bis neunmal nacheinander an die Wand gerannt hatte in ihrer Verzweiflung.

Das versäumte Terno bildete noch wochenlang den Lieblingsklatsch der Nachbarschaft, und jedermann schien dem armen Pietro aufsässig geworden zu sein. Die alten Betschwestern ließen ihn nie an ihren Türen vorübergehen, ohne ihn mit anzüglichen Redensarten zu verfolgen:

Nun, Herr Pietro, sagt Ihr noch immer: Träume sind Schäume, und: Der Zufall regiert die Welt?

Nein, Pietro sagte es nicht mehr, jenes Ereignis hatte sein Gemüt verwandelt. Er wußte jetzt, daß man dem Zufall auch die Türe öffnen kann, und wollte um jeden Preis das verscherzte Glück wieder einfangen. Schlafend und wachend träumte er nur von Nummern, er studierte die ‚Kabbala' oder das Traumbuch, und all sein Erwerb wanderte Woche für Woche ins Lotto. In jedem Ereignis suchte er ein Zeichen, alle auffallenden Gegen-

stände übersetzte er an der Hand des Traumbuchs in die entsprechenden Nummern und spielte darauf. Wenn er auf der Straße einen Kapuziner sah, so bat er ihn um ein Estratto oder Terno, ging er zufällig an einem Blödsinnigen vorüber, so sagte er: Da hast du einen Soldo, sag' mir drei Zahlen. Ja, er war so einfältig, daß er einem Betrüger aus Mailand auf den Leim ging, der unter dem Namen Frate Cabbalistico auf der vierten Seite des Secolo drei unfehlbare Lottonummern gegen Posteinzahlung von fünf Lire versprach. Aber die Glücksnummern lassen sich nicht erjagen, sie fallen dem Nichtsahnenden zu; deshalb schlenderte Pietro fleißig umher, damit das Glück auch Gelegenheit habe ihn zu treffen, falls es etwa draußen vorüberginge. Er hätte es jetzt schon für eine Sünde gehalten, sich jeden Morgen in aller Frühe in der Bildhauerwerkstätte einzustellen wegen der lumpigen sechs Lire im Tag. Was er zum Leben nötig hatte, fand er zu Hause bei der Mutter, die ihren Pietro doch nicht darben lassen konnte und die sich heimlich eine dritte Tasche ins Kleid nähte, um seinen Bedürfnissen zu genügen. Das Geld zum Spielen borgte er bald da bald dort, und am Samstag abend, wenn die Nummern in allen Lottobüros ausgestellt waren, spülte er seine Enttäuschung mit Wein hinunter, den er gleichfalls auf Borg bekam. Da war es sogar schon so weit gekommen, daß ihn die Schutzleute eines Abends in halb bewußtlosem Zustand nach Hause brachten, und den Tag darauf hatte der Chronist des ‚Fieramosca' nichts Eiligeres zu tun, als seinen Lesern mitzuteilen, daß ein gewisser P. P., Sohn des verstorbenen L. P., wohnhaft in der Via della Scala, sich einen Rausch getrunken und den Vorübergehenden Ärgernis gegeben habe. Es sei tief zu beklagen, daß solche Vorkommnisse im Lichte des neunzehnten Jahrhunderts und in Florenz, der Wiege der Gesittung, überhaupt noch möglich seien. Nach diesem Ereignis hatte sich die gute Frau Pampaloni mehrere Tage nicht mehr unter die Leute getraut, denn wenn der Fieramosca auch so rücksichtsvoll ge-

wesen war, nur die Anfangsbuchstaben zu nennen, so wußte ja doch die ganze Stadt, daß ihr Pietro als Betrunkener in der Zeitung gestanden hatte. Ja, es war kein Zweifel mehr, seit jenem unseligen Terno war der gute Stern von ihrem Hause gewichen.

Doch es standen ihr noch andere Überraschungen bevor. In der untersten Schublade ihrer Kommode, deren Schlüssel schon lange abgebrochen war, lag ganz versteckt unter Cherubinas Aussteuerwäsche ein alter baumwollener Strumpf, der die Ersparnisse der Frau Pampaloni barg: was ihr die Signora Carolina an Weihnachten schenkte, was sie nach besonders glücklichen Marktgängen zurücklegte, überhaupt alles, was sie als Nebenerwerb betrachtete, pflegte sie in diesem Strumpfe aufzuheben. Cherubina trug ihr Erspartes auf die Post, die jährliche Zinsen zahlt, aber die Mutter hatte keinen Glauben an solche neumodischen Einrichtungen, und besonders dem Staat traute sie nicht über die Straße, der hat ja doch nichts zu tun als armen Leuten das Geld aus der Tasche zu nehmen. Darum schien ihr der Schatz daheim bei weitem am sichersten. Nun mußte sie sich entschließen, den lang verwahrten Notpfennig anzugreifen, denn seit Pietro nichts mehr verdienen mochte, guckte der Mangel zu allen Türen herein, und jetzt, wo es in den Sommer ging und alle besseren Leute die in einen Siedekessel verwandelte Stadt verließen, war auch Cherubina meist ohne Beschäftigung.

Als sie die Schublade aufzog, fand sie den Inhalt, die mit rotem Band gebundenen Bett- und Tischtücher, durchwühlt, und der Strumpf war leer.

Die Knie versagten ihr vor Schreck, aber sie war keinen Augenblick im Zweifel über den Täter. Ebenso schnell war sie bei sich einig, daß kein Mensch von der Schande erfahren durfte, nicht einmal Cherubina, denn was man nicht weiß, ist ja so gut, als wäre es nicht geschehen. Aber ihm eindringlich ins Gewissen reden, das wollte sie. Doch sie wartete in jener Nacht vergeblich auf seine Rückkehr, und erst in der Frühe, als sie schon zum Ausgehen

fertig war und eben noch in der Küche das Herdfeuer anblies, um den Kaffee zu wärmen, hörte sie, daß der Schlüssel in der Haustür gedreht wurde, und herein schwankte Pietro, in dem fahlen Morgenlicht so blaß wie eine Leiche. Die Mutter sah gleich, daß er nicht in der Verfassung war, eine Predigt anzuhören, sie führte ihn am Arm in seine Kammer, wo er vor ihren Blicken zusammenklappte wie ein Taschenmesser. Er hatte offenbar über Nacht stark getrunken, und die Aufregung war jetzt schon dem rührseligen Zustand gewichen. Er lag mit dem Kopf auf den Knien der Mutter, während ihm lautes Schluchzen die Brust erschütterte wie einem Kind.

Es ist nur um Euretwillen, heulte er, Euch wollte ich glücklich machen, Mutter, Eure Achtung und Liebe wieder gewinnen — oh, oh — ich habe kein Glück — kein Glück —

Er schluchzte fort, während seine Mutter ihn zu Bette schleppte, und fühlte sich ganz als Opfer seiner Kindesliebe.

Im Spätherbst sollte Cherubina Hochzeit halten. Die Nähmaschine rasselte den ganzen Tag hinter dem kleinen, niedrigen Fenster über der Straße, um noch das letzte Stück der Aussteuerwäsche fertigzubringen. Antonio, der Bräutigam, erschien jeden Abend nach Schluß der Werkstätte, sein Sträußchen im Knopfloch, um in Gegenwart der Mutter eine anständige Unterhaltung mit seiner Braut zu führen. Sie saßen auf Stühlen vor der Haustür und genossen die Abendschwüle. Der Bräutigam blies den beiden Frauen den Rauch seiner ‚Toscana' ins Gesicht und spuckte fleißig dazu aus, indem er von Zeit zu Zeit einen zärtlichen Blick oder Seufzer mit Cherubina tauschte. Die Mutter saß zwischen den beiden, wie es der Brauch verlangt, und hielt das Gespräch im Gang, während ihre Gedanken in der Stille bei ihrem Pietro waren.

Dieser hatte sich in der letzten Zeit musterhaft betragen; die dicke Wachskerze, welche die Pampaloni am Tag nach jenem unliebsamen Auftritt der Santissima Annunziata brachte, war wahrlich

nicht umsonst geopfert. Er arbeitete für einen fremden Bildhauer auf dem Viale mit großem Fleiß an einer Marmorgruppe, und sein neuer Brotherr hatte versprochen, ihn nächstes Jahr mit sich zu nehmen, weit fort an einen Ort mit unaussprechlichem Namen, der hoch oben im Norden lag und wo Pietro mit seiner Geschicklichkeit ein reicher Mann werden konnte.

Über diesen neuen Hoffnungen war das Lotto ganz in den Hintergrund getreten.

Da stellte sich eines Abends ein Mensch von herabgekommenem Aussehen und fremder Aussprache im Hause der Pampaloni ein und fragte nach ihrem Sohn. Die Frau, die gleich nichts Gutes ahnte, verweigerte die Auskunft, aber der Fremde wußte den Weg in die Werkstatt am englischen Friedhof zu finden, und am Abend, als es dunkelte, hängte er sich dem heimwärts schlendernden Pietro an. Dem erzählte er, daß er durch fortgesetztes Studium und Nachtwachen ein untrügliches ‚philosophisches System' entdeckt habe, mittelst dessen man in kurzer Zeit reich werden könne, und daß er zu Fuße damit vom Tessin herübergewandert sei, weil ihm die unverständigen Gesetze der Schweiz nicht gestatteten, seine Erfindung zu verwerten. Pietro, der sich immer gern an tönenden Worten berauschte, horchte schon bei dem ‚philosophischen System' hoch auf und verlor gleich den Kopf, als er hörte, daß es sich um eine aus den neunzig Nummern des Lotto gebildete Zahlenarabeske handelte, die in mehrmaligen Verschiebungen durchgespielt, am Ende einen ungeheuren Gewinnst ergeben mußte. Der Fremde kam eben von Neapel, wo er das Glück auf eigene Hand versucht hatte, aber in letzter Stunde waren ihm die Mittel ausgegangen, er konnte das Spiel nicht vollenden, da ihm niemand das Geld leihen wollte. Wut und Verzweiflung warfen ihn aufs Krankenlager, und als er nach Wochen das Spital verließ, war das neidische Glück an ihm vorübergeflogen und schlug ihm noch aus der Ferne ein Schnippchen, denn es wirbelte ihm in einem alten Zeitungsblatt den Be-

weis zu, daß seine Nummern in jener Unglückswoche wirklich herausgekommen waren. Er wickelte eine beschmutzte Nummer des ‚Corriere di Napoli' aus der Tasche, damit Pietro sich durch den Augenschein überzeugen könne. Dem war schon die Einbildungskraft mit der Vernunft davon gelaufen, und ehe sie die Porta al Prato erreichten, hatte er sich mit Leib und Seele dem Tessiner verschrieben.

Als die Pampaloni ihren Sohn in Gesellschaft des Fremden vorübergehen sah und die Zahlen hörte, die zwischen ihnen hin und her schwirrten, hatte sie ein Gefühl, als tue sich der Abgrund vor ihr auf. Sie schlich den beiden heimlich bis zum Café Svizzero nach und sah drinnen ihren Pietro sitzen, der sich heftig das braune Haar zerwühlte und mit gerunzelter Stirn auf einen Papierfetzen starrte, den er eilig mit Zahlen vollschrieb, während der Fremde neben ihm mit beiden Ellenbogen auf dem Tische lag und eine Schüssel Risotto auf Pietros Kosten mit solchem Ernst und Eifer hinunterwürgte, als käme er aus einer belagerten Stadt. Ein Fiasco Rotwein stand zwischen ihnen, und Pietro führte zuweilen wie im Traume sein Glas zum Mund, dann krallte er die Finger wieder in das braune Kraushaar, und dicke Schweißtropfen fielen auf das Papier, das er anstarrte, als habe er einen Feind vor sich. Der falsche Brillant an seiner zuckenden Hand schoß blaue Strahlen, die sich der armen Mutter wie Dolche ins Herz bohrten. Hätte sie mehr Phantasie besessen, so würde sie den Versucher an seiner Seite mit dem buschigen, roten Haar für die leibhaftige Verkörperung des Bösen angesehen haben, doch für eine solche Vorstellung war ihre Sinnesart zu nüchtern. Aber ihre Lippen bewegten sich wie von selbst und, als ob ein Unglücksvogel aus ihr spreche, mußte sie immerfort leise vor sich hinsagen: Das nimmt ein böses Ende.

Als Pietro nach Hause kam, gab es eine Szene. Aber diesmal kroch der Sohn nicht wie sonst unter Versprechungen, die er nicht halten konnte, zu Kreuz, sondern er setzte den Vorstellungen

seiner Mutter eine ihm sonst unbekannte, sanfte Festigkeit entgegen. Er ließ sich sogar herbei, ihr das untrügliche philosophische System des Fremden zu erklären, aber was verstehen Frauen von Philosophie?

Die Pampaloni wiederholte nur immer flehentlich aber mit dummer Hartnäckigkeit: Ach Pietro, Pietro, denk an dein Versprechen, bis der Sohn die Geduld verlor und mit der Faust auf den Tisch schlug:

Ich habe nie versprochen, mein Geld nicht in Zins zu geben.

Da dachte die Mutter einen letzten Trumpf auszuspielen, sie trat dicht vor Pietro hin, sah ihm starr in die Augen und sagte bedeutsam:

Hast du schon vergessen, wohin dich deine Spielwut geführt hat?

Aber der Vorwurf wirkte nicht, Pietro schlug ein höhnisches Gelächter auf und antwortete:

Mutter, seien Sie nicht zu streng. Woher kommen denn die Zigarren, die ich jeden Tag auf meinem Nachttischchen finde?

Die Mutter schlug beide Hände vors Gesicht und sank in einen Stuhl.

O Pietro — ist das der Dank? — Ich tat es um deinetwillen —

Gut, und ich tue es um Euretwillen, war Pietros ungeduldige Antwort, mag ein Hund so länger im Taglohn arbeiten und sich von den Abfällen fremder Herrschaften nähren. Ich will mich und Euch reich machen — ja, das will ich.

Unaussprechliche Gedanken drängten sich im Geiste der Mutter, aber sie rangen sich nicht zur Klarheit durch; Pietros Vorwurf blieb auf immer als etwas Ungeheuerliches und Unverständliches in ihrer Seele zurück.

Sie brachte der Madonna abermals eine Kerze, noch dicker und schwerer als die erste, aber die Kraft des Wunders war erschöpft. Pietro spielte, und sein Unstern wollte, daß er erst ein paar Scudi gewann. Die nächste Woche verdoppelte er den Einsatz und ver-

lor, die Woche darauf wiederholte sich dasselbe und so fort, bis das ganze System durchgespielt und Pietro um den Ertrag der letzten arbeitsamen Monate ärmer war. Da ließ er sich von seinem Brotherrn einen Vorschuß geben und begann wieder von vorne, denn es ist ja nicht gesagt, daß Nummern schlecht sind, wenn sie nicht gleich das erstemal herauskommen; nur daß er jetzt schon mit einer viel höheren Summe anfing, er mußte ja nicht nur gewinnen, sondern auch das Verlorene wieder einbringen. Doch das Lotto kümmerte sich nicht um Rechnungen und Voraussetzungen, es warf seine Nummern heraus, wie die blinde Laune es wollte, — gerade und ungerade, ohne zu fragen, ob sie mit dem System des armen Pietro stimmten, das doch auf dem Papier aufging wie ein Rechenexempel in der Schule. Zuweilen neckte das Glück den verzweifelten Spieler, indem es ganz nah an seiner Nase vorüberstrich, so daß seine Nummern nur annähernd, oder auch genau, aber in veränderter Reihenfolge herauskamen. In Pietros Adern raste ein Fieber, den Mißerfolg schlug er gar nicht an, er war überzeugt, daß das System sich erst beim drittenmal bewähren werde, aber er hatte kein Geld mehr, und niemand wollte ihm borgen. Der künftige Schwager, an den er sich in seiner Not wandte, zuckte bedauernd die Achseln, sein Brotherr verweigerte einen ferneren Vorschuß, ehe der erste durch Arbeit gedeckt sei. Und immer ging sein böser Geist neben ihm in Gestalt des Tessiners und beteuerte, wenn er bis zum nächsten Samstag zweihundert Lire aufbringe, so sei ihrer aller Glück gemacht. Der Qualgedanke ließ Pietro nicht mehr aus seinem Bann, die zweihundert Lire wurden ihm zur Zwangsvorstellung, sie schwebten ihm körperhaft vor, wie der Dolch Macbeths, er meinte sie des Nachts auf seiner Decke liegen zu sehen in Gestalt eines abgegriffenen Bankscheins, aber der Samstag rückte näher und näher, ohne daß er ein Mittel fand, das Geld zu erhalten. Er wußte, daß seine Schwester auf der Post noch eine Summe liegen hatte, die ungefähr seinem Bedürfnis entsprach, aber Cherubina hatte

von jeher jede Anspielung auf diese Summe kurz und trocken abzuschneiden gewußt. Pietro wehrte sich eine ganze Woche lang gegen die Versuchung, die von der unverschließbaren Kommode ausging, aber als es Samstag wurde und der Stundenzeiger gegen Mittag vorrückte, da konnte er sich nicht mehr halten. Sollte er denn wegen eines kleinlichen Bedenkens sein eigenes und der Seinigen Glück verscherzen? Er benutzte eine kleine Abwesenheit der Schwester und brachte das Sparkassenbüchlein an sich, mit dem er auf die Post rannte. Dort hatte er einen Bekannten an der Kasse, den er auch ohne Cherubinas Unterschrift überrumpeln zu können hoffte. Aber der Zufall wollte, daß dieser sich einen Augenblick entfernt hatte; sein Stellvertreter drehte das Büchlein um und um, sah Pietro scharf an und sagte:
Sie sind doch nicht Cherubina Pampaloni?
Cherubino, Cherubino, berichtigte Pietro entschlossen.
Während nun der Beamte, der etwas kurzsichtig zu sein schien, das Heftchen seinen Augen näher führte, kam eben der Kassierer zurück und begrüßte den Ankömmling mit einem lebhaften:
Ah, Herr Pietro! Wie geht's? Geht's gut? — Danke, mir auch.
Als der andre den Namen Pietro hörte, sagte er zwar kein Wort, doch er drückte die Augen ein, blinzelte seinen Vorgesetzten an und zog sich vom Schalter zurück.
Aber das Spiel war schon verloren. Der Kassierer hörte die Erfindung, die Pietro trotz seiner Verwirrung noch geläufig genug vortrug, mit Wohlwollen an und bedauerte nur, daß die Kasse im Augenblick leer sei. Pietro möge sich in einer Stunde wieder herbemühen und auch die Unterschrift der Schwester mitbringen — nur der Ordnung wegen.
Es schlug zwölf Uhr, als Pietro wieder auf der Piazza stand, das Sparkassenbüchlein in der Hand. Noch eine Stunde, so waren die Lottobüros geschlossen und sein Glück unwiederbringlich verscherzt. Er wollte schon im Zorn das nutzlose Büchlein von sich schleudern, da fiel ihm seine Mutter ein, die doch immer zu

ihm gehalten hatte. Er rannte atemlos auf den Corso Vittorio Emmanuele ins Haus der Signora Carolina, wo ihm die Mutter bestürzt über sein Ungestüm die Tür öffnete. St! sagte sie, unsre Signora fühlt sich heute sehr unwohl — und zog den Sohn in die Küche.

Dort erst gewahrte sie das Büchlein in seiner Hand.

Oh, Pietro! sagte sie vorwurfsvoll und brachte vor Kummer sonst kein Wort hervor.

Aber der Sohn redete heftig auf sie ein, daß sie ihm die Unterschrift der Schwester schaffen müsse, noch vor Abend könne er die Summe zurückzahlen; wenn er nicht binnen einer halben Stunde das Geld habe, so gehe er in den Arno.

Während er noch sprach, öffnete sich die Küchentüre, und Signora Carolina erschien im Morgenrock auf der Schwelle.

Sie hielt einen Zweihundertlireschein der Nationalbank in der Hand und sagte in ihrer sanften Weise:

Palmira, geht doch gleich und laßt mir den Schein wechseln, ich habe Eile.

Pietro hatte sich bei ihrem Eintritt gefaßt und höflich den Hut gezogen, denn seine guten Manieren verließen ihn nie, aber seine Augen warfen beim Anblick des Scheins verdächtige Strahlen.

Ich werde ihn wechseln lassen, Signora, sagte er zuvorkommend, während diese schon wieder die Türe hinter sich schloß, und wollte den Schein vom Küchentisch nehmen, aber seine Mutter kam ihm zuvor und riß das Papier an sich.

Den Schein her! rief er mit heiserer Stimme und rang mit der Mutter, die ihn mit Gewalt zurückstieß.

Willst du im Zuchthaus enden? flüsterte sie mit erstickter Stimme.

Ein stummer, verzweifelter Kampf entstand. Pietro gewahrte nicht, daß er der eigenen Mutter die Kehle zudrückte, er hörte nur den Schlag der Uhr, die drei Viertel auf ein Uhr verkündete.

Die Kräfte der alten Frau ließen nach, der Schein entglitt ihren Händen, die nach dem Hals fuhren, sie stöhnte: Hilfe! Hilfe! Er erwürgt mich! und taumelte dem herbeigeeilten Signorino in die Arme.

Der Kranke warf sich ungeachtet seiner Körperschwäche auf den Angreifer, der soeben mit seinem Raub die Türe gewinnen wollte, aber Pietro versetzte ihm einen Riesenfaustschlag auf den Kopf, daß er zu Boden stürzte und regungslos liegen blieb. Während ihm Geschrei und Tritte folgten, gewann Pietro das Freie, rannte keuchend und ohne Hut, noch immer von seiner fixen Idee gehetzt, zum nächsten Lottobüro, das schon geschlossen war. Dort erst kam er zur Besinnung. Er sah mit Entsetzen den Schein in seiner Hand und sagte noch atemlos zu zwei Carabinieri, die ihm entgegengetreten waren:

Verhaften Sie mich, ich habe einen Menschen erschlagen.

*

Die Mandelbäume blühten schon, als Pietro seine Strafe abgebüßt hatte.

Unterdessen war neues Kreuz über die Pampaloni gekommen. Der Signorino hatte sich zwar von jenem Schlag erholt, ohne weiteren Schaden zu nehmen, aber Signora Carolina vermochte es trotz ihrer Herzensgüte nicht über sich, die Mutter eines solchen Sohnes länger in ihrem Dienste zu behalten, und Palmira verließ reichbeschenkt, aber unter Schluchzen ein Haus, aus dem sie zwar im Lauf von sechs Jahren vieles hinweggetragen hatte, dem sie sich aber doch durch Bande der Gewohnheit und Dankbarkeit verknüpft fühlte. Sie mußte in einen viel geringeren Dienst treten, denn der harte Winter war gerade vor der Tür und die Familie ohne Haupt und Stütze. Sie trug jetzt den Marktkorb selbst und dachte nicht mehr an ihre Stellung, man konnte ihr sogar ohne Hut auf der Straße begegnen, ja es war am Ende

gar kein Unterschied mehr zwischen ihr und der Teresa, so tief hatte der Kummer um den Sturz ihres Lieblings ihr Gemüt gebeugt.

Auch war die Heirat Cherubinas zu Wasser geworden. Er wolle warten, bis der Schwager in Freiheit sei, hatte Antonio zartfühlend auf Palmiras Drängen geantwortet, aber sein Benehmen wurde so diplomatisch, daß man einsah, er wolle mit einer Familie, die die Jettatura auf dem Hals hatte, nichts weiter zu schaffen haben.

Die Cherubina sagte kein Wort, aber sie ging herum wie ein Schatten. Da kam eines Abends, als das Mädchen allein war, die Teresa verstohlen über die Treppe gehuscht, denn in Anwesenheit der Frau Palmira betrat sie das Zimmer nicht, und raunte der Cherubina zu:

Er geht jeden Tag mit einem Sträußchen im Knopfloch am Fenster der Elvira vorüber. Ich mußte es dir sagen, damit du weißt, wie du dran bist.

Daraufhin hatte Cherubina den Bräutigam in einem erzürnten Schreiben zur Rede gestellt und ihn aufgefordert, sich persönlich zu verantworten, aber er regte sich nicht. Sie verfaßte noch mit Hilfe einer schreibekundigen Vertrauten, die auch in der Romanliteratur bewandert war, eine Reihe von Schmähbriefen, worin sie drohte, ihn und die Rivalin zu erdolchen, aber auch dieser gehobene Stil vermochte die erloschene Flamme seiner Liebe nicht mehr anzublasen.

Da er fortfuhr zu schweigen, räumte die praktischere Mutter die Aussteuer zusammen und speicherte sie in dem entlegensten Winkel des Hauses auf. Das zweischläfrige Bett mit der schön gesteppten Decke und dem in langen Winternächten gehäkelten Spitzenüberwurf, das einzige Stück Hausrat, was nach toskanischem Brauch die Braut dem Bräutigam zubringt, wurde abgeschlagen und wanderte zum Möbelhändler zurück. Doch von Stunde an versank das Mädchen in Trübsinn, sie saß halbe

Tage auf einem Fleck, ohne zu arbeiten, verweigerte die Nahrung, und ihr Äußeres zerfiel sichtlich.

Frau Pampaloni führte sie nicht nur zu den bekanntesten Quacksalbern und Wunderärzten, sondern auch zu den wissenschaftlichen Größen, aber Wissenschaft und Magie waren gleich machtlos: Cherubina vermochte ohne Antonios Liebe nicht zu leben. Die unglückliche Mutter wußte nicht mehr, an welche Türe klopfen, und entschloß sich in ihrer Not zu einer neuen Spende für die Madonna. Da sie aber der Santissima Annunziata noch wegen der letzten Fehlbitte grollte, trug sie diesmal ihre Kerze in den Dom und flehte zur heiligsten Empfängnis, daß sie des Mädchens Gedanken von dem Unwürdigen abwende; sie wolle ihr dafür, sobald sie wieder bei Geld sei, ein silbernes Herz stiften. Cherubina kniete daneben und durchkreuzte insgeheim das mütterliche Gebet, indem sie der Heiligen noch viel größere Gelübde tat, damit sie ihr den Antonio zurückführe: wenn die Kerze unter den Händen des Kirchendieners gleich hell aufflammte, wollten beide es für ein Zeichen der Gewährung ansehen. Aber sei es, daß der Docht zu kurz war, oder daß die Madonna nicht wußte, welches von den beiden Gebeten erhören, das Licht schwankte ängstlich im Luftzug, und als der Diener nachhelfen wollte, verlöschte es ganz. Cherubina schlug mit einem Schrei zu Boden und mußte unter Zuckungen aus der Kirche getragen werden. Von da an öffnete sie den Mund nur noch zu Wein- und Lachkrämpfen, und ihr Zustand verschlimmerte sich so, daß die Ärzte auf Überführung ins Irrenhaus drangen, aber die Mutter wehrte sich aus allen Kräften. Sie wollte sich ihr letztes Kind nicht auch noch vom Staate rauben lassen, und mit Hilfe einer wundertätigen Nonne, welche in die Zukunft zu blicken vermochte und daselbst allem bösen Schein zum Trotz Cherubina an Antonios Seite sah, gewann man so viel Einfluß über die Kranke, daß sie vom Bette aufstand und wieder Nahrung zu sich nahm. Aber da sie in all dieser Zeit keine Arbeit mehr abgeliefert hatte, zerstreute

sich die Kundschaft, und der zerrüttete Haushalt der Pampaloni ging vollends aus dem Leim.

In solcher Verfassung fand Pietro die Familie bei seiner Rückkehr.

Er sah bleich und gedunsen aus, sein schönes Haar war geschoren, die Bewegungen schwerfällig, und ein skeptisches Lächeln stand bleibend um seinen Mund.

Ich hab' es jetzt ergründet, es ist alles nichtig, sagte er zu seiner Mutter, Kabbala und Philosophie, hohl, hohl wie ein ausgeblasenes Ei — er ahmte verächtlich die Gebärde des Ausblasens nach. — Das große Nichts regiert die Welt.

Noch im Gefängnis hatte er erfahren, daß der Tessiner ihn betrogen hatte, da die Nummern, um deretwillen er beinahe einen Mord begangen, doch nicht herausgekommen waren, und mit diesem Glauben war der letzte Faden gerissen, der ihn an eine sittliche Weltordnung knüpfte. Aber nicht sich und seine Leichtgläubigkeit klagte er an, sondern die Ungerechtigkeit des Schicksals und der menschlichen Einrichtungen. Fortan sah er in der Gesellschaft nur eine große Räuberhöhle, wo bei jedem Tritt Versenkungen drohen, und ein Gimpel, wer da glaubt, daß der gerade Weg der beste sei, und ehrliche Arbeit zum Wohlstand führe! — Jeder gegen den andern und der Staat gegen alle!

Solche Sprüche hatte er im Gefängnis von anderen Sträflingen gelernt und führte sie nun immer im Mund, ohne zu fragen, ob sie auf seinen Fall paßten, denn er war dort in eine Gesellschaft von Weltverbesserern geraten, die ihn in die anarchistische Weltanschauung einweihten, und da sein Weizen in der Kabbala und Philosophie nicht hatte blühen wollen, versuchte er sich jetzt in der Sozialpolitik. Hatte er sich zuvor verpflichtet geglaubt, seiner Familie durch einen großen Wurf den Wohlstand zu bringen, so schrieb er jetzt die ganze Menschheit in sein Schuldbuch, was noch bequemer war und ihn der kleinlichen Lebenssorge überhob. Er ließ sich von der Mutter füttern, lungerte den

ganzen Tag vor der Haustüre herum und setzte den Nachbarn in freien Vorträgen das Recht auf Brot und Arbeit auseinander. Da kam es häufig zu erregten Wortgefechten, die jedoch niemals ins Gefährliche ausarteten, wiewohl man den Lärm straßenweit hörte, weil es jedem weniger um die Sache zu tun war, die er verfocht, als um die Gelegenheit sich im Reden zu üben. Aber Pietro trumpfte alle nieder, und Frau Pampaloni pflegte mit kummervoll gefalteten Händen zu sagen: Hätte er nur studieren können, er wäre Advokat und Deputierter geworden bei seinem Genie.

Darüber war der Juni gekommen, Florenz raffte sich aus seinem Dämmerschlaf auf und rüstete mit aller Macht für die Garibaldifeier. In jedem Hause sorgte man für Beflaggung und Beleuchtung, auch die Ärmsten wollten nicht zurückbleiben, denn, sagte Pietro, ein Volk, das seine großen Männer nicht ehrt, verdient nicht, daß es ihm wohlergehe. Er selbst hatte seine Trägheit abgeschüttelt und rannte mit Pinseln und Farbenschalen Treppen auf und ab. Sein Kunsttrieb war wieder erwacht, er malte eine Leuchtschrift mit dem Löwen von Caprera, bestrich Fahnenstangen und verteilte die Näpfchen mit Öl in schönen Arabesken über die ganze Stirnseite des Hauses. Auch in Cherubina war Leben gekommen, sie hatte rote Garibaldinerblusen und dreifarbige Fahnen zu nähen und vergaß ein wenig ihren Liebesgram. Das Schönste aber war, daß auf diesen Tag auch die Teresa ihren Groll fahren ließ und wieder einmal in die Wohnung zu ebener Erde herunter kam wie in alten Zeiten. Ja, sie ließ sich sogar von Pietro ihr Ölnäpfchen füllen und an den Platz bringen, denn sie waren ja doch alle Italiener.

Auch die gute Frau Pampaloni hatte der Freudentaumel ergriffen, sie zog mit ihrer Tochter und der wiedergefundenen Teresa durch die beleuchteten Straßen, alle drei Arm in Arm und fest zusammengedrängt, damit der wogende Menschenschwarm sie nicht trenne. Trotz der atemraubenden Enge wurde auch kein Hut be-

schädigt und kein Sträußchen zerknickt. Niemand stieß und drängte, niemand trat dem Nachbarn auf den Fuß, alle hielten die Ellbogen an den Leib gepreßt, und die kleinsten Kinder konnten sich ohne Gefahr zwischen den Beinen der Erwachsenen bewegen. Florenz bewährte einmal seinen Ruf, die Stadt der Artigkeit zu sein. Wenn die zusammengeknäuelte Menschenmasse irgendwo das Vorwärtskommen sperrte, so trippelte jung und alt stehend den Takt der Garibaldihymne mit, die straßenauf und -ab über die Häupter der Menge hin mit ihren starken Flügelschlägen rauschte, alle Füße sich nach ihrem Takt zu regen, alle Herzen nach ihrem Takt zu schlagen zwang. Wenige dachten zwar an die weltgeschichtliche Bedeutung dieser roten Hemden und zerlöcherten Fahnen, aber unbewußt lag es über den Massen wie eine brüderliche Freude und selige Weltversöhnung, die sich in ungeheurem Jubelgeschrei Luft machte, als ein schwarzlockiger Bursch im roten Hemd sich an dem neuenthüllten Standbild emporschwang und einen Kuß auf seinen ehernen Mund drückte. Sogar die Polizei lernte an jenem Tag an Menschenwürde glauben, denn es war während der Feststunden, obwohl die meisten Häuser unbewacht standen, in der ganzen Stadt kein Diebstahl begangen und kein Einbruch versucht worden.

Auf dem Heimweg begegneten die drei Frauen den schwarzen Brüdern der Misericordia, die im Schnellschritt mit einer wachstuchverhüllten Trage aus einer dunkleren Seitengasse nach den flammenden Häuserzeilen von Borgognissanti einbogen. Die Menge öffnete einen weiten Durchgang, und Frau Palmira wandte rasch die Augen ab, denn sie mochte sich nicht daran erinnern lassen, daß es auch heute Kranke und Unglückliche gab. Kein Zucken ihres feinfühligen Mutterherzens sagte ihr, daß es ihr Pietro war, ihr Schmerzenskind, das die schwarzen Brüder sterbend vom Pflaster weg nach dem Spital von Santa Maria Nuova trugen. —

Wie der Streit entstanden war, das wußten die Beteiligten nachher selbst nicht mehr. Der Wirt aus der nahen Osteria konnte

nur angeben, daß Pietro, schon als er die Stube betrat, nicht mehr fest auf den Beinen gewesen. Ein paar Droschkenkutscher und der schöne Oreste hatten ihn an ihren Tisch gerufen, wo sie gemeinsam einen Fiasco leerten. Man hatte ihn mit allerhand Schraubereien gehänselt und wollte ihn veranlassen, seine Weltverbesserungstheorien zum besten zu geben, aber Pietro in seiner gehobenen Stimmung nahm die Späße übel. Doch erregter war das Gespräch erst geworden, als sich auch jener rothaarige Tessiner dazu fand, der seinen Handel mit Glücksnummern noch immer so schwunghaft trieb. Da waren beleidigende Worte gefallen, und als Pietro mit einem Stuhlfuß auf den gänzlich betrunkenen Oreste eindrang, der die Partei des Schweizers genommen hatte, war der Wirt eingeschritten und hatte die Herren ersucht, ihren Streit im Freien auszumachen. Aber kaum hatte er seine Lichter gelöscht, als ihn lautes Geschrei auf die Straße rief, und er kam eben recht, um den verwundeten Pietro in seinen Armen aufzufangen.

Wer den Stoß geführt hatte, konnte niemand sagen, aber er war gut gezielt. Als der Spitalarzt die Wunde untersuchte, stand es deutlich auf seinem Gesicht: Der ist geliefert! — und er gab sich auch keine Mühe, diese Überzeugung zu verbergen. Pietro verfolgte mit zusammengepreßten Lippen und halbgeschlossenen Lidern alle seine Bewegungen, aber er sprach kein Wort.

Im Morgengrauen standen Mutter und Schwester am Bette des Sterbenden, und ihr Jammern übertönte noch die wilden Delirien eines Typhuskranken, der im Bette nebenan lag. Einer der Krankenwärter war der Palmira Brudersohn, und durch ihn hatten die beiden Frauen den Zutritt erwirkt; auch die Teresa war mitgekommen und schluchzte auf der Schwelle.

Pietro atmete schwer, aber er hatte noch ein Wort zu sagen. Seit er die Nummern zu Häupten seines Bettes gesehen, waren alle seine Gedanken auf einen Punkt gespannt, sie hatten die ganze Nacht hindurch mit dem Tode gerungen und arbeiteten noch auf seinen halberstarrten Lippen. Die Mutter bog sich über ihn, um

dieses Wort zu erhaschen, sie konnte ihn lange nicht verstehen, dann aber fuhr sie schreiend zurück und warf sich in die Arme der Teresa.

Jetzt rief der Sterbende durch einen Blick die Schwester heran und flüsterte mit äußerster Anstrengung in ihr Ohr:

Spielen! — Blut — bringt Glück! — Ihr müßt spielen auf meinen Tod.

Pietro! Pietro! rede nicht so! schluchzte die Schwester, du wirst ja wieder genesen. — Ach Pietro, wie soll ich denn zu den Nummern kommen?

Die andern verstummten und traten näher an sein Bett.

Pietro machte mit dem Kopf eine halbe Wendung nach dem Täfelchen über seinem Bette, er seufzte, denn das Sprechen verursachte ihm unsägliche Mühe.

Das ist Nummer sieben, sagte der Wärter, der auch herangetreten war.

Pietro nickte.

Und weiter? flehte die Schwester. O Pietro, gib uns die Nummern, und Gott wird dir's lohnen.

Gib die Nummern, mein Sohn, sagte der Kapuziner, der Pietro in der Nacht das Viatikum gegeben hatte und jetzt eben wieder durch den Saal schritt. Gib die Nummern deiner armen bedrängten Familie und erwirb dir das Paradies.

Es war ganz still geworden in dem langen Saal, wo die verlöschenden Lämpchen neben den eisernen Bettgestellen flackerten, und die Dämmerung einen fahlen Schein auf die kahlen, getünchten Wände warf. Selbst der Fieberkranke schien die Schwere des Augenblickes zu empfinden, denn er hatte seinen lauten Gesang auf eine Weile eingestellt. Von rechts und links hoben sich bleiche, eingefallene Gesichter von den Kissen und lauschten andächtig nach dem Lager Pietros hinüber.

Sechsundvierzig, flüsterte dieser jetzt vernehmlich, daß man es durch den halben Saal hören konnte.

Das bedeutet eine Stichwunde, erklärte die Teresa den andern, stolz auf ihre Wissenschaft.
Und dreizehn! setzte der Sterbende hinzu, und man konnte sehen, welche Überwindung es ihm kostete, die verhängnisvolle Zahl auszusprechen.
Die Mutter schrie abermals laut auf, die andern murmelten die drei Zahlen durcheinander, die Köpfe der Kranken fielen zufrieden auf die Kissen zurück.
In diesem Augenblick war der diensttuende Arzt eingetreten.
Was soll der Unfug? sagte er barsch. Was haben die Weiber hier zu schaffen? Sorgt, daß sie sogleich entfernt werden.
Sieben, sechsundvierzig, dreizehn, war die verwirrte Antwort des Aufsehers.
Der Spitalarzt machte mit der Hand unbarmherzig ein Zeichen nach der Türe.
Aber im Weiterschreiten schrieb er schnell die Nummern in sein Taschenbuch.
Die Frauen wurden durch die Wärter hinausgeführt, wie sehr auch die unglückliche Mutter sich dagegen stemmte, und noch ehe sie die Straße erreichten, wo noch im Morgendämmern singende Gruppen mit der Garibaldihymne vorüberzogen, hatte Pietro sein junges Leben verhaucht.
Ein paar Tage später machte eine wundersame Begebenheit durch alle Blätter die Runde: Pietro hatte im Tode sein Versprechen, daß er das Glück der Familie gründen wolle, wahr gemacht, seine drei Nummern waren herausgekommen! Die Freudenbotschaft brachte die ganze Via della Scala auf die Beine, die Nachbarschaft drang im Haus der Pampaloni ein, die noch tief in ihren Gram versunken war, und nötigte der ganzen Familie Rizinusöl auf, per levarsi la gran passione, um sich von dem großen Schmerz zu befreien, wie die Florentiner sagen.
Cherubina nahm ihren Antonio, dessen Reue ihr schon durch die Nonne verbürgt war und nun auch durch ihn selbst bestätigt

wurde, zum Gatten. Sie sind jetzt wohlhabend, Frau Palmira geht wieder sorgfältig gekleidet und im Hut; den Dienst und die tiefen Taschen hat sie aufgegeben. Aber ihre Haltung ist gebückt und ihr Haar gebleicht, heimlich zieht sie's ihrem Liebling nach. Die Kinder dagegen leben im Schlaraffenland, sie haben das Höchste erreicht, was sie sich von menschlicher Glückseligkeit denken können, sie sind ‚Signori' geworden, das heißt: sie essen gut, sie trinken gut, gehen immer schön gekleidet, fahren sogar am Sonntag in den Cascinen und brauchen nichts zu arbeiten, solang der Glückssäckel, der nicht unerschöpflich ist, ausreicht. Antonio schlendert, die Zigarre im Mund, nach dem Kaffeehaus hin und zurück und ist glücklich, denn er weiß, daß ihn die ganze Nachbarschaft beneidet, Cherubina sitzt den ganzen Tag mit Reismehl bestreut am Fenster, sieht die Leute vorübergehen und ist gleichfalls glücklich. Verflossenen Allerseelentag sind sie alle zusammen zu ihrem Pietro nach Trespiano hinaufgewandert, und nachdem den Pflichten der Pietät genügt war, hielten sie ein vergnügtes Festmahl vor den Kirchhofmauern ab, denn drinnen auf den Grabsteinen zu tafeln, wie es die geringen Leute tun, das ginge gegen ihr Gefühl und ihren Stand. Die Teresa, für deren Fortkommen auch gesorgt ist, war mit dabei, sie aßen kaltes Huhn, Salat und Eier, tranken einen Fiasco Rotwein dazu und waren so guter Dinge, daß sich auch der stille Pietro drunten in seinem Grabe über das Glück der Seinigen gefreut haben muß.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Pensa

Die Fenster des Krankenzimmers waren weit geöffnet und ließen die warme Frühlingsluft herein, die sich schon mit dem Blütenduft vom Viale her mischte. Die kleine Jessie, heute zum erstenmal fieberfrei, saß im Bettchen aufgerichtet und zupfte mit ihren spitzigen Fingerchen abgeschälte Hautfetzen von ihren mageren wachsweißen Händchen und Ärmchen los. An dieser wunderlichen Unterhaltung mußte sich auch die junge Kinderwärterin beteiligen, die an ihrem Bette saß und ein Mal übers andere im Sitzen einnickte, denn sie war zwölf Nächte nicht aus den Kleidern gekommen. So oft sie aber ihr blasses Gesicht auf die Kissen niederfallen ließ, wurde sie von der Kleinen mit dem ungeduldigen Ruf: Pensa! Aber Pensa! weggestoßen und emporgezerrt, um dann gleich auf der anderen Seite wieder wie ein toter Körper vornüberzufallen.

Diese Ermattung schien sich allmählich dem ganzen Raume mitzuteilen. Die Bilder an der Wand, vom vollen Sonnenschein getroffen, blinzelten schläfrig, der hohe grüne Wandschirm zwischen Bett und Türe nickte so im Stehen ein, die Möbel knackten, als wollten sie sich recken und dehnen, und das kattunbezogene Kanapee in der Ecke sah aus, als werde es gleich alle viere von sich strecken. Auch die übellaunige kleine Rekonvaleszentin gab den nutzlosen Kampf auf und schlummerte selber ein, wobei die Schweißperlen auf ihre blasse Stirn traten. Die Wärterin aber ließ den Kopf wohlig über die scharfe Kante des Stuhlrückens herabhängen, ohne von seiner Härte eine Empfindung zu haben. Nur der Tanz der Sonnenstäubchen in dem stillen Gemach dauerte

fort, und ein paar Mücklein, die kümmerlich in den Vorhangfalten überwintert hatten und bei dem ersten warmen Sonnenblick wieder hervorgekommen waren, schwirrten in der Helle umher, wie um zu beweisen, daß es sich doch verlohnte, das bißchen Leben gerettet zu haben.

Die goldene Standuhr, die so viel bange Stunden gezählt hatte, stand heute zum erstenmal still, daß es schien, als halte die Zeit den Atem an, um den erquickenden Schlaf der Kranken und der Gesunden nicht zu stören. Sie war daher auch nicht imstande, anzugeben, wie lang dieser Schlummer gedauert hatte, doch mußte es eine ziemliche Weile gewesen sein, denn die Sonne hatte unterdessen Zeit gefunden, ihren Platz zu wechseln, und den hellen Streif, worin die Mückchen und Stäubchen tanzten, an die andere Seite des Zimmers zu verlegen.

Mit einemmal ward die Stille durch eine Klingel von der Gangtüre her unterbrochen. Schritte und Stimmen kamen über den Flur, die Tür ging nicht eben geräuschlos auf, und ein schöner junger Mann in der Uniform eines Stabsarztes erschien auf der Schwelle. Ihm folgte die Mutter der kleinen Patientin, eine Frau mit harten männlichen Zügen und strengen blauen Augen, jener Art von Augen, die nicht bezaubern, sondern gebieten wollen und die ihre Inhaberin ohne weiteres als Britin kenntlich machen.

Pensa war in die Höhe gefahren und stand ergebungsvoll mit gefalteten Händen am Bettende. Ihr Gesicht war mit Purpur übergossen, und die vom Schlummer erfrischten Augen leuchteten. Auch die Kleine war erwacht und lächelte ihrem Doktor zu, der es so gut verstanden hatte, sich in ihre Gunst zu schmeicheln, daß sie sich von ihm jederzeit geduldig den Löffel in den Mund stecken ließ und ohne Widerspruch die Medizinen schluckte, die er verschrieb. Freilich in den Augen ihrer Wärterin war dabei wenig Verdienst; Pensa würde mit Freuden Gift genommen haben, wenn er es der Mühe wert gehalten hätte, ihr welches zu verordnen.

Sie hatte auch Ursache, ihn zu verehren, den schönen jungen

Doktor mit den goldenen Litzen auf dem Ärmel, der immer so freundlich mit ihr sprach und keine Gelegenheit versäumte, ihr etwas Gutes zu tun. Während Jessies Krankheit hatte sie ihn sogar einmal zu der Mutter ihrer Patientin sagen hören: Signora, an diesem Mädchen haben Sie ein Juwel gefunden. — Ein Juwel! Ihr Leben lang hatte noch niemand die arme Pensa ein Juwel genannt, sie fühlte sich vor sich selbst emporgehoben und wäre von Stunde an für den Doktor Gusberti vom zweiten Bersaglieriregiment durch Wasser und Feuer gegangen.

Der Doktor fand den Zustand der Kleinen über Erwarten befriedigend, die Abschuppung auf gutem Wege und die Signora, die über Rückenschmerzen klagte, frisch wie eine Rose. Dann wollte er blitzschnell nach der Mütze greifen, um sich zu empfehlen, denn er liebte nicht die langen Krankenbesuche. Aber die Dame legte ihm nachdrücklich die Hand auf den Arm und sagte mit ihrer englischen Aussprache, die auch ein zehnjähriger Aufenthalt in der Toskana nicht zu mildern vermocht hatte:

Gusberti, tun Sie mir noch den Gefallen und untersuchen Sie das Mädchen, ich fürchte, sie wird mir auch krank. Sehen Sie nur, wie sie beständig die Farbe wechselt.

Gusberti hatte auf einmal keine Eile mehr. Er legte die Mütze wieder ab, zog das junge Ding, aus dessen Gesicht jetzt wirklich die Flammen schlugen, mit sich ans Fenster und stellte eine eingehende Untersuchung an. Er hatte eine angeborene Neigung für junge hübsche Mädchen, die er nicht zu verbergen suchte, und wenn er mit einem solchen sprach, gab er seiner Stimme den schmeichelnden Ton, wie ihn Erwachsene gegen hübsche Kinder anzuschlagen pflegen. Von Pensa hegte er überdies die beste Meinung, da er sie so brauchbar und treu am Krankenbette gesehen hatte, also lächelte er sie mit einer unverhohlenen Zärtlichkeit an, die dem guten Kinde wie ein Blick ins Paradies erschien, und fuhr ihr mit dem Handrücken über das brennende Gesicht. Nachdem er gewissenhaft den Puls befühlt und den Schlund besich-

tigt hatte, knöpfte er mit einer Art, die keinen Widerspruch zuließ, ihr Leibchen auf und zog das grobe, doch zum Glück saubere Hemd etwas über die Achsel herunter, um sich zu überzeugen, daß kein Scharlach im Anzug sei. Hals und Schultern waren blendend weiß und aus dem festen Stoff, dessen Poren an das Korn des Marmors erinnern, und der kindliche Schnitt eines kleinen grauen Miederchens mit Achselträgern konnte die darunter schwellende Fülle nicht mehr verbergen.

Gott, wie schön du bist, kleine Pensa! rief Gusberti mit unbefangenem Entzücken, indem er zwei Schritte zurücktrat.

Das Mädchen zog in der Verwirrung die Schultern herauf und wollte sich wieder verhüllen, aber Gusberti ließ es nicht zu, ehe er sich durch den Augenschein von der völligen Abwesenheit jedes Ausschlags überzeugt hatte. Doch tat er dies auf so schickliche Weise, daß auch die Padrona, welche danebenstand, keinen Anlaß zur Mißbilligung fand. Er verordnete gründliches Ausschlafen und guten alten Wein zur Stärkung und wollte dann eilig davonstürmen, aber die Signora rief ihm unter der Türe nach:

Und Ihre Mütze, Gusberti? Wollen Sie denn barhäuptig fort?

Er griff an den Kopf – richtig, die Mütze fehlte. Wo hatte er sie nur hingelegt? Pensa half ihm suchen, und bei dieser Gelegenheit konnte er es nicht lassen, ihr in der Ecke heimlich zuzuflüstern:

Dir fehlt nichts, aber mir um so mehr. Pensa, Pensa, du hast mir heute ein Leides angetan. Wer gibt dir denn das Recht so schön zu sein?

Pensa war elternlos und stand unter der Obhut eines geistlichen Verwandten, der seinen Pflichten vollauf genügt zu haben glaubte, als er sie im Haus des Majors Roselli unterbrachte. Sie stammte aus einer jener Soldatenehen, denen zwar nicht der Segen der Kirche, wohl aber die Anerkennung des Staates fehlt. Ihr Vater hatte als Unteroffizier bei den Carabinieri gedient, ein rauher

piemontesischer Ehrenmann, der in seinem Leben nur die eine Ungesetzlichkeit begangen hatte, ihr das Dasein zu geben. Doch führte sie seinen Namen, und er hatte gehofft, ihr dermaleinst als Unterleutnant sogar eine kleine Mitgift zu hinterlassen. Diese Aussicht, zu der ihn seine Verdienste berechtigten, war der Traum seines Lebens; brachte er es bis zum Unterleutnant, so brauchte er auch nicht mehr im Quartier zu schlafen, er konnte ein Familienleben führen und seinem Kind in Wahrheit Vater sein. Seine Frau hatte sich im Dienst herumdrücken müssen und war noch ganz jung wenige Tage nach Pensas Geburt im Spital gestorben. Aus Pietät für die Tote zog er ihre beiden Taufnamen Penelope und Elisa in einen zusammen und nannte das Kind Pensa; vielleicht wollte er auch sein ganzes inniges Gedenken in diesem selbstgeschaffenen Namen niederlegen. Pensa wurde bei guten Leuten im Sienesischen untergebracht, und der Vater sorgte nach Kräften für sie, versäumte auch nie, wenn er Urlaub hatte, sie in Staggia zu besuchen, und der stattliche Mann mit dem stolzen Zweispitz auf dem Kopf und den glitzernden Litzen auf den Ärmeln erschien dem Mädchen wie der liebe Gott auf Erden. Sein ernstes gebräuntes Gesicht und die roten Streifen auf den Beinkleidern flößten ihr eine grenzenlose Verehrung ein, sie war überzeugt, daß es keine edlere und gebietendere Persönlichkeit auf der Welt geben könne als ihren lieben Vater, und ihr innigstes Bestreben ging darauf aus, sich der Ehre ihrer Abstammung würdig zu zeigen. Er war in ihren Augen sogar mehr als der Sindaco des Orts, denn dieser ging im abgeschabten Rock, und auch bei den höchsten Gelegenheiten, wie dem Verfassungsfest und dem Geburtstag des Königs, trug er nichts Buntes als die dreifarbige Schärpe, während ihr Vater bei solchen Anlässen sogar eine große blau und rote Feder auf den Hut zu stecken hatte. Er kam auch nie mit leeren Händen, dieser gute Vater; aber die kleinen Geschenke, die er brachte, waren niemals mädchenhafter Tand, sondern zielten immer in der einen oder andern Form auf eine

sittliche Wirkung ab. Seine größte Furcht war, daß es dem Kinde einst ergehen könne wie der Mutter oder vielleicht noch schlimmer, und er hätte sie lieber weniger hübsch gesehen, obgleich der niedliche Anblick ihn doch immer mit geheimem Vaterstolz erfüllte. Oft sprach er mit ihr von den Gefahren, denen ein unbeschütztes Mädchen ausgesetzt sei, und er pflegte dann halb im Scherz zu sagen: Ich habe dich Pensa genannt, damit du denken sollst, denken, was recht und unrecht ist (von pensare = denken).
Nur brav bleiben, schloß er gewöhnlich seine Ermahnungen, das ist die Hauptsache, dann kommt das Glück von selbst.
Nun, brav wollte sie schon bleiben, das sollte ihr nicht schwer fallen, hatte sie doch an ihrem Vater und den beiden Pflegeeltern das beste Beispiel vor Augen, und daß das Glück auch einmal an sie kommen mußte, daran zweifelte Pensa nicht im geringsten, denn Gott ist ja so gut.
Einst hatte der Vater ihr eine schöne Photographie der Madonna della Seggiola geschenkt und sie dabei ermahnt, sie solle die Heilige jeden Tag bitten, daß sie ihr denken helfe, und wenn einmal das Herz mit dem Verstand durchgehen wolle, dann solle sie nur vor die Madonna treten und sie um Rat fragen; was die dazu sage, das sei gewiß das rechte. Das Bild war Pensas liebstes Eigentum, sie faßte es in einen hübschen Strohrahmen mit himmelblauen Schleifchen, die sie aus ihrer Sparbüchse kaufte, stellte ein Sträußchen steifer, künstlicher Blumen davor, welche nach ihrer Meinung der Madonna viel gefälliger sein mußten als die Blumen vom Felde, die ja gar nichts kosten und gleich verwelken, und machte von nun an all ihre kleinen Angelegenheiten mit der Mutter Gottes aus. Stundenlang konnte sie mit gefalteten Händen vor dem Bilde stehen und den schönen ernsten Knaben anstarren, zu dem sie eine leidenschaftliche Liebe gefaßt hatte, und gern hätte sie die Madonna gebeten, ihr auch einmal das Jesuskind auf den Schoß zu geben, sie wolle es gewiß nicht fallen lassen, aber das ging leider nicht an. Doch zum Lohn für ihre

Frömmigkeit bekam sie von der Madonna ein so reines Herz, daß viele ihre Einfalt für Verstellung hielten.

Schon bei der ersten Kommunion hatte sie das allgemeine Aufsehen erregt: denn als sie im weißen Kleid, von allen Sünden reingesprochen, unter den Mädchen kniete und der Priester sich eben zur Messe anschickte, hörte man plötzlich Pensas Stimme, die in hellem Jammer rief:

Ach, Herr Erzpriester, verzeihen Sie, ich hab' eine vergessen — und unter dem unterdrückten Gekicher der Mädchen und den spöttischen Blicken der Jungen lief das gute Kind aus den Reihen heraus dem Priester nach, um sein Gewissen zu erleichtern.

Warte, warte, liebes Kind, antwortete der, bis ich mit der Messe fertig bin. Knie nur dort vor dem Beichtstuhl nieder, ich komme gleich.

So mußte das unschuldigste Lamm in der ganzen Herde an dem heiligen Ort wie eine Ausgestoßene abseits knien, und in ganz Staggia sprach man noch lange von der großen Sünde der kleinen Pensa, die der alte Geistliche unter dem Beichtsiegel lächelnd mit sich hinwegnahm.

Bald nach diesem Vorfall war ihr Vater gestorben, Pensa mochte damals etwa vierzehnjährig sein, sie wußte es selber nicht so genau. Er hatte sich bei der Verfolgung eines ausgebrochenen Sträflings die Tapferkeitsmedaille und einen Messerstich in die Lunge geholt, von dem es kein Aufkommen mehr gab. Pensa wurde an sein Sterbebett gerufen. Da seine Ehe ungesetzlich gewesen, hatte er ihr trotz der langen Dienstjahre und der goldenen Medaille keine Pension zu hinterlassen — nichts als den ehrlichen Namen, sagte er, den du mir rein erhalten sollst. Denke immer, daß wir uns einmal wiedersehen, und daß ich dann Rechenschaft von dir fordern werde.

Als es schon zu Ende ging und um ihn her die Sterbegebete gemurmelt wurden, hielt er die Augen noch immer auf die Tochter geheftet und flüsterte mit dumpfem, fast drohendem Ton: Pensa,

Pensa! wobei es ungewiß blieb, ob er sie noch ein letztes Mal ermahnen wollte, seiner Worte zu gedenken, oder ob er bloß ihren Namen nannte. Darauf war er gestorben und mit militärischen Ehren bestattet worden, und Pensa fuhr des andern Morgens nach ihrem Geburtsort zurück. Sie dachte unterwegs an die vielen Kränze und Fackeln, die sie gesehen, und an das prächtig gestickte Bahrtuch, mit dem der rohgezimmerte Sarg bedeckt war, und wunderte sich, daß die Sonne noch so schön scheinen mochte, während sie doch eine Waise geworden war, und man ihren guten Vater hinausgetragen hatte, den sie erst im Himmel wiedersehen würde. Noch mehr wunderte sie sich, daß sie an das alles denken konnte, ohne sich zu Tode zu grämen, als ob es nur ein Schauspiel wäre, das man vor ihr aufgeführt habe. Und unter all diesem Vorsichhinstaunen war es doch ein großer Genuß, eine so lange Strecke in der Eisenbahn zu fahren, wenn auch nur in der dritten Klasse. Die kleine Provinzialzeitung widmete dem Dahingeschiedenen einen ehrenvollen Nachruf, worin sie betonte, daß auch dieser Tapfere den Tod fürs Vaterland gestorben sei, aber an die arme kleine Pensa schien niemand denken zu wollen. Sie durfte noch in Staggia bleiben, bis sich eine Stelle für sie fand, auch hatte ihr die Pflegemutter aus eigenen Mitteln eine schwarze Schürze gekauft, damit war aber die werktätige Liebe erschöpft. Darauf hatte dann Pensa ihre Siebensachen zusammengepackt, Weißzeug und Kleider, womit sie anständig versehen war, und obendrauf die Madonna della Seggiola. Das alles wurde in eine roh gehobelte hölzerne Lade gestopft, ganz ähnlich dem Sarg, in dem sie ihren Vater hinweggetragen hatten, und unter dem Schutz des geistlichen Verwandten fuhr das Mädchen nach Florenz, und zwar zu ihrem Entzücken diesmal in der zweiten Klasse.

In Florenz ging das Staunen erst recht an. Gar nicht zu reden von dem Riesendom, in den man ihren kleinen Heimatort samt Kirche und Rathaus bequem hineinstellen könnte — so dachte wenigstens Pensa —, und von den steinernen Menschen, denen

man auf Schritt und Tritt in den Weg kam, als ob sich nicht ohnehin Leute genug auf den Straßen drängten, — auch im Hause des Majors gab es so viel zu sehen, daß das arme kleine Hirn nicht wußte, wie es all die Eindrücke verarbeiten sollte. Da liefen gestreifte Teppiche über alle Gänge und gar noch die Treppe hinab — Pensa drückte sich hart ans Geländer, um ja nicht darauf zu treten; gelbe, halbverschossene Damaste, wie sie sonst nur die Geistlichen tragen, waren als Zierat an den Wänden aufgehängt und in einem Zimmer, das nach Fiesole sah und ganz vollgestopft war mit den unbegreiflichsten Gegenständen, stand ein eiserner Mann, inwendig hohl, mit einem Helm auf dem Kopf und leeren Augenhöhlen, wie der leibhaftige Popanz, — der zehnjährige Denis nannte ihn den ‚Ritter Niemand' und machte sein kleines Schwesterchen damit fürchten. — In diesem Zimmer saß die Padrona stundenlang vor einer Staffelei und malte Bilder: der beste Anstreicher von Staggia machte keine schöneren. Der Major trug eine Uniform, die fast noch prächtiger war als die ihres Vaters und flößte ihr eine unsägliche Scheu ein, noch mehr aber fürchtete sie sich vor der Signora, deren Kleider im Gehen rauschten, ohne daß man die Seide sah, und deren Aussprache ihr ungeheuer vornehm dünkte, weil sie kein Wort davon verstand. Der Diener faßte die Teller mit Handschuhen an und niemand spuckte auf den Boden.

Denis, der Prachtjunge mit den blonden Pagenlocken und den blauen Augen der Mutter, nur ohne deren starren Ausdruck, saß halbe Tage lang über seinen Büchern, die mit bunten, merkwürdigen Bildern geziert und in einer unbekannten Sprache geschrieben waren; er sagte, es sei Englisch. Abends pflegte er ihr zu erzählen, was er gelesen hatte, die Abenteuer des Robinson oder wundersame Märchen von reisenden Königssöhnen, die herrenlose Bettelmädchen aufgriffen und zu Königinnen machten. Solche Geschichten, an deren Wahrheit Pensa keinen Augenblick zweifelte, brachten ihre Phantasie vollends aus Rand und Band,

denn sie wußte, daß Engländer vornehme und ernsthafte Leute seien, und wie sollten die dazu kommen, Geschichten zu drucken, die nicht wahr sind? Geschichten ganz anderer Art waren es freilich, die sie von ihren Mitangestellten in Küche und Vorzimmer zu hören bekam, wirkliche Studien aus dem Leben und mit scharfem Dienstbotenrealismus vorgetragen; indessen davon nahm sie nur soviel auf, als sich mit ihrem eigenen Wesen vertrug. Auch hatten die einschneidenden Ermahnungen ihres Vaters ihr einen so heiligen Abscheu vor leichtfertigen Grundsätzen beigebracht, daß sie allem, was nicht wohlanständig war, mit unverhohlener Entrüstung begegnete. Das zog ihr die mitleidige Geringschätzung der andern und den Spitznamen: die Heilige, die ‚Santarellina' zu. — Als sie einmal statt der Köchin die Einkäufe besorgen sollte, brachte sie trotz zeitig erteilter Winke alles um so viel billiger nach Hause, daß ein zwischen den Lieferanten und der Köchin vereinbartes Vertragsverhältnis zu Schaden kam. Noch am selben Abend wollte Salvatore, der Bursche des Majors, sie im Dunkeln küssen und erhielt dafür eine gepfefferte Ohrfeige. So hatte sie sich in dem fremden Haus eine ingrimmige Feindin geschaffen und noch am gleichen Tag ihren einzigen wohlwollenden Beschützer verloren.

Davon merkte sie indessen nichts und würde sich auch nicht darum gekümmert haben, da sie die Liebe der Kinder und das Zutrauen ihrer Herrin besaß. Vor dieser fürchtete sie sich etwas weniger, seitdem ihr toskanisches Ohr sich an die scharfen Zischlaute gewöhnt hatte und sie ihr Italienisch zu verstehen anfing. Freilich hatte sie zu diesem Zweck die eigene Sprache umlernen müssen, doch das war nicht so schwer. Sie wußte jetzt, daß, wenn ihre Herrin von einem Schiff sprach, ein Gebäude gemeint war, und daß man ihr einen Löffel bringen mußte, wenn sie nach einem Kutscher rief. Ihre Gelehrigkeit ging sogar so weit, daß sie ein paar englische Wörter aufschnappte, und wenn sie Jessie herzte, konnte sie bald ganz wie die Padrona ‚baby, sweet baby' dazu sagen.

Die Kinder sprachen zu Pensas Trost „ganz wie unsereiner", desgleichen der Major, aber diesem ging das Mädchen immer aus dem Weg, ohne zu wissen, warum.

Sie war schon über ein Jahr im Hause, als Jessie am Scharlachfieber erkrankte, und das Übel zeigte von der ersten Stunde an ein ernstes Gesicht. Pensa blieb vierzehn Tage und Nächte mit der kleinen Kranken vom Rest des Haushalts abgesperrt, und das Essen wurde ihr vor die Tür gebracht. Die Eltern betraten das Zimmer fast nur, wenn der Arzt kam, denn den Major hielt der Dienst fern, die Mutter aber wollte die Gefahr der Ansteckung für Denis, der ihr Liebling war, verringern. Sie besorgte selbst den Unterricht des Knaben, der keine Unterbrechung leiden durfte, wenn Denis auf den Herbst für eine englische Schule reif sein sollte. Alle Fasern ihrer Seele hingen an der Hoffnung, diesen Knaben, in dem sie ein Stück England erblickte, zu einem vollendeten englischen Gentleman zu erziehen. Für die kleine Jessie dagegen war nicht mehr viel Raum im Mutterherzen übrig, vielleicht weil das Kind zu sehr dem Vater glich, vielleicht auch, weil die Kleine selbst bei jeder Gelegenheit zeigte, daß sie viel mehr an ihrer toskanischen Wärterin hing als an der Mutter. In ihren Fieberdelirien verlangte sie nur nach Pensa und wandte ungeduldig den Kopf hinweg, wenn die Mutter an ihr Bett rauschte. Wie suchte aber auch das Mädchen diese Liebe zu verdienen! Geräuschlos huschte sie in Strümpfen über die Steinfliesen des Bodens, denn man hatte der Reinlichkeit halber die Teppiche entfernt, hielt den Atem an, wenn die Kleine einmal einschlief oder trabte mit Jessie, nebst allen Kissen und Decken auf dem Arm, nächtelang im Zimmer auf und ab. Die Vorschriften des jungen Doktors waren ihr heiliger als die zehn Gebote, und seit er sie ein Juwel genannt hatte, wäre sie auf seinen Wink zum Fenster hinausgesprungen. Ihr Herz klopfte, wenn sie nur seinen Schritt auf dem Gang hörte; aus Angst für das Kind, dachte sie, dessen Leben an dem Hauch seines Mundes hing. Die Mi-

nuten, die er am Krankenbett verbrachte, ließen sie die Wonne der Seligen ahnen, welche im Anschauen des Höchsten leben. Ihre Seele erwachte dann zu einer höheren Tätigkeit, in der sie ihr selber unbekannte Talente entfaltete. Sie verrichtete ihre Handleistungen mit dem Geschick einer gelernten Krankenwärterin, und das Lob, das sie von ihm erntete, war die Speise, die ihr Leib und Seele frisch erhielt und sie zu neuen Mühen stählte. Und gar jene eine unvergeßliche Nacht, wo die Kleine in wilden Phantasien lag und der junge Doktor bis zum Morgengrauen an ihrem Bettchen saß.

Der Vater schnarchte im Nebenzimmer, und Pensa kauerte auf einem Schemelchen am Fußende des Bettchens, die Arme um beide Knie geschlungen, und wie in schauernder Ehrfurcht in sich selbst zusammengesunken. Die metallenen Litzen an Gusbertis Uniform warfen Blitze in ihre Augen, sein blasses Gesicht, auf das die gedämpfte Nachtlampe dunkle Schatten warf, schien einem höheren Wesen anzugehören. Auch sein Säbel dort in der Ecke, der von dem herabgedrückten Schein des Lämpchens getroffen wurde, erinnerte sie an das Schwert des Erzengels, der den Drachen schlug. Ach, und das Glück, ihn von Zeit zu Zeit sagen zu hören:

Pensa, fülle den Eisbeutel frisch — so ist's recht — und jetzt gib ihr ein Schlückchen Limonade.

Als er gar einmal sagte: Setze dich doch lieber in den gepolsterten Lehnstuhl, du mußt müde sein, armes Kind, — da war es ihr gerade, als hätte der liebe Gott gesagt: Komm, liebe Pensa, und setze dich zu mir auf ein goldenes Stühlchen ins Paradies. Immer hatte der junge Mann ein gutes Wort für sie übrig. Als ihm die Signora bei den ersten sichtbaren Zeichen der Besserung sagte:

Nächst Gott gebührt Ihnen der Dank für diese Rettung, da erwiderte Gusberti lächelnd: Nächst Gott gebührt der Dank unsrer guten, kleinen Pensa, die so wacker ihre Pflicht getan hat.

Nie verließ er das Krankenzimmer, ohne ihr ein Gläschen starken Rotwein aufgenötigt zu haben, denn der Speiseschrank stand zu seiner unbeschränkten Verfügung, und die wohlwollende Teilnahme, mit der dies geschah, war dem Mädchen noch eine bessere Herzstärkung als der Wein.

*

In dieses Paradies war jetzt die Schlange gekrochen. Gusberti dachte zwar nach einer halben Stunde schon nicht mehr an seine leichtfertige Liebeserklärung, es war einfach eine Redensart, wie er sie hübschen jungen Mädchen jeden Standes schuldig zu sein glaubte, aber Pensa, die seine Worte für voll nahm, dachte den ganzen Tag und alle folgenden Tage ihres Lebens daran. Gleich nach seinem Weggang schlich sie in ihre eigene kleine Kammer, um der Madonna zu erzählen, daß sie den schönen, lieben, guten jungen Doktor mit den goldenen Litzen auf dem Ärmel heiraten wolle, und sie wartete ängstlich, ob die Heilige nicht vielleicht ein böses Gesicht dazu mache. Aber die lächelte weiter in ungetrübter Schönheit und Mutterwonne. Nein, sie hatte nichts dagegen, die gute Madonna, — sie hielt ja selber ihr liebes Kind am Busen.
Pensa zweifelte gar nicht, daß er an einem der nächsten Tage kommen werde, um ihre Hand anzuhalten, und sie freute sich schon, was die Mädchen in Staggia für Augen machen würden, wenn sie hörten, daß die kleine Pensa den schönsten Offizier von Florenz, mit goldenen Litzen auf den Ärmeln, geheiratet habe.
Wenn Gusberti von nun an das Zimmer betrat, schlugen in ihrem Gesicht Flammen auf, und sie machte Miene, davonzulaufen; wenn er zu ihr sprach, so entfärbte sie sich und bebte. Dem jungen Mann entging ihr verändertes Betragen nicht, und nun begann auch er, sie mit anderen Augen anzusehen. Bei Gelegenheit preßte er ihren Arm, daß ihr fast ein Schmerzensschrei entfuhr, aber sie lächelte glückselig. Eines Tages, als er sie allein unter der Türe fand, sagte er: Lege doch das plumpe Halstuch ab, das deinen

reizenden Wuchs verdeckt, — und fortan waren die heranreifenden Formen für aller Augen sichtbar.

Die jungen Leute aus der Nachbarschaft, die Pensa bisher für ein Kind gehalten hatten, fingen jetzt an, ihr lange Blicke nachzusenden. Sie erschien mit einem Male größer und entwickelter, ihre Augen hatten einen feuchten Glanz, der allen auffiel. Wenn sie flink und gewandt die Straße hinabging und der kurze Rock sich so knapp um das feste, zierliche Persönchen legte, blieb jeder Vorübergehende stehen und sah ihr nach Der Ruf ihrer Tüchtigkeit hatte sich verbreitet und erwarb ihr auch Verehrer mit redlichen Absichten. Der Bäckergesell, der jeden Morgen das Brot ins Haus brachte, trug jetzt immer eine frisch aufgeblühte Rose im Mund, um seinen Herzenszustand anzuzeigen, und ließ diplomatisch fallen, er denke daran, bald einen eigenen Hausstand zu gründen und, wenn Pensa gesinnt sei wie er, so könne man ‚von etwas reden'. Pippa, die dicke Köchin, war wütend und hätte dem Mädchen am liebsten Gift gegeben, denn sie hatte selber ein Auge auf den hübschen Domenico geworfen und bezog die stumme Blumensprache zuerst auf sich. Wenn der Major die Neckereien und Anzüglichkeiten hörte, die zwischen den Dienstboten hin- und hergingen, so pflegte er zu sagen:

Greif zu, Pensa, wenn dir einer im Leim hängt, sonst gehst du leer aus, — aber die Padrona, die ein so zuverlässiges Mädchen nicht verlieren mochte, nahm Pensa gegen all das Drängen in Schutz und bestärkte sie dadurch unwissentlich in ihren abenteuerlichen Liebesträumen.

Die jungen Engländerinnen, die im Haus verkehrten und die alle mit mehr oder minder Geschick den Pinsel führten, fanden, daß Pensa einen malerischen Kopf habe, und versuchten sich der Reihe nach an ihrem Konterfei. Auch der Padrona gingen die Augen auf über den Schatz, den sie im Hause besaß, und sie ließ Pensa des öfteren Modell stehen, was dem guten Kinde einen ganz übertriebenen Begriff von seiner eigenen Schönheit beibrachte.

Natürlich konnte Pensa nicht schweigen von ihrem Glück, sie mußte die kleinen Geschenke der Malerinnen vorzeigen und machte dadurch die beiden andern Mädchen, die im Hause dienten, rasend vor Eifersucht. Der dicken Pippa, welche schreiben konnte und deshalb die Korrespondenz der andern Dienstboten besorgen mußte, diktierte sie einen Brief an ihre Pflegeeltern, in dem die Stelle vorkam:

Könntet ihr nur sehen, wie schön ich geworden bin, das Herz würde euch im Leibe lachen. Wenn ich am Camposanto vorbeigehe, so freuen sich sogar die Toten, und bald werdet ihr noch etwas ganz anderes von mir hören.

Der Major allein wollte ihre Schönheit nicht gelten lassen und krittelte sogar an dem hübschen Pastellbildchen herum, das seine Frau von ihr gemalt hatte, indem er mit dem Zirkel in der Hand bewies, daß Pensa eine zu kurze Nase und zu dicke Lippen habe. Nur wenn er ihr allein auf der Treppe oder im Hausflur begegnete, so urteilte er milder, denn dann konnte es wohl vorkommen, daß er stehenblieb und sie zu ihrem Schreck unter das Kinn faßte. Einmal geschah sogar etwas ganz Sonderbares. Jessie, die vom Fieber so geschwächt war, daß sie das Gehen erst wieder lernen mußte, war am Abend noch ganz angekleidet auf Pensas Schoß entschlafen, und das Mädchen träumte mit weit offenen Augen vor sich hin, indem sie das Kind mit beiden Armen umschlungen hielt. Da kam der Major leise aus dem Nebenzimmer herein, in dem Gäste saßen. Er beugte sich einen Augenblick über sein schlafendes Kind herab, um seine Atemzüge zu belauschen, und strich ihm ein herabgefallenes Löckchen aus der Stirn. Dann fuhr er, wohl aus Versehen, sachte über Pensas entblößten Arm, von dem der Ärmel bis zum Ellbogen zurückgerutscht war, und küßte leise das schmale Handgelenk. Pensa schlug ihre verträumten Augen ohne Ausdruck zu dem Padrone auf, es schien ihr am Ende gar nichts mehr wunderbar in dieser verzauberten Welt.

Auch Gusberti kam denselben Abend noch auf einen Augenblick

herein, aber die Signora war dabei und nahm ihn wieder mit fort zu den Gästen. Pensa konnte aus dem Nebenzimmer hören, wie er einer jungen Engländerin angenehme Dinge sagte. Darüber verfiel sie plötzlich in große Traurigkeit. Sie hatte in den letzten Tagen die Dienstboten mehrmals erzählen hören, die Padrona gehe damit um, den schönen Gusberti durch die Hand einer wohlhabenden Landsmännin für seine Aufopferung zu belohnen. Dieses Gerede fiel ihr jetzt wieder ein, und das Herz wurde ihr schwer wie Blei.

In jener Nacht lag sie lange, lange vor der Madonna auf den Knien, um sie anzuflehen, sie möge doch dem schönen Gusberti verbieten, die große Engländerin mit dem platten Busen zu heiraten, sie wolle ihr dafür ihre silberne Uhr geben, die sie von der Padrona zum Geschenk erhalten hatte und auf die sie so stolz war. Nachdem dieses Opfer gebracht war, fühlte sie sich ruhiger und glaubte nun mit einigem Recht auf den Beistand der Heiligen zählen zu können.

Der Erfolg schien ihr recht geben zu wollen. Gusberti hatte zwar eine Zeitlang mit dem Gedanken an die englische Heirat gespielt, denn die Aussicht, die Uniform ausziehen und eine Privatpraxis gründen zu können, lockte ihn. Aber schließlich mochte er sich doch nicht entschließen, die eine Fessel mit einer andern zu vertauschen, und für den Augenblick hatte die hübsche Pensa mit den verzauberten Augen, die ihm überallhin folgten, wirklich von seiner leicht entzündlichen Phantasie Besitz ergriffen.

Er kam nach wie vor, so oft es ihm seine Zeit zuließ, um, wie er sagte, nach seiner Freundin Jessie zu sehen, aber er vermied es, Miß Dolly zu begegnen. Im Studio der Signora pappte er für Denis einen papiernen Drachen zusammen. Beide Kinder vergötterten ihn und waren nicht aus seiner Nähe wegzubringen. Pensa saß auf erhöhtem Stuhl vor der Herrin und sah verzückt nach Gusberti hinüber, wie er seinen schönen Kopf mit dem gewellten Haar auf die Arbeit niederbeugte. Sie hätte zehn Jahre

ihres Lebens darum gegeben, ihm nur einmal mit der Hand über den glänzend schwarzen Scheitel fahren zu dürfen. Was ihr versagt war, durfte sich die kleine Jessie erlauben, die legte sich von hinten über Gusberti herein und zerzauste ihm lachend das Haar. Er fuhr von Zeit zu Zeit herum, hob rasch den Störenfried auf den Arm, küßte die kleinen Händchen und Füßchen und setzte dann das Kind mit einem verzehrenden Blick auf Pensa zu den Füßen der hübschen Wärterin nieder. Diese, blaß vor Bewegung, zog die Händchen, die er geküßt hatte, gleichfalls an die Lippen und drückte leise, inbrünstige Küsse darauf. Die Signora pinselte daneben eifrig fort und ward nur böse, wenn sie Pensas Kopf nicht in der vorgeschriebenen Stellung halten konnte.

Eines Tages fand Pensa auf dem Mosaiktischchen im Malraum unter anderen Papieren eine Besuchskarte Gusbertis. Diese brachte sie heimlich an sich und versteckte sie in der Kiste bei ihren wenigen Habseligkeiten. Hier las sie auch zum erstenmal seinen Vornamen Attilio, der ihr so wunderschön deuchte, daß sie ihn immer leise vor sich hinsagen mußte. Auch ein seidenes Taschentuch mit seinem Monogramm hatte sie hier verborgen; es war einmal im Kinderzimmer liegengeblieben, und Pensa glaubte kein Unrecht zu tun, indem sie es unterschlug. Wenn sie sich auf einen Augenblick allein sah, so kniete sie vor der Lade nieder und zog die beiden Reliquien hervor. In dem Tuch hing noch der Duft, den er auf sich zu tragen pflegte, und gab ihr ein Gefühl seiner Gegenwart, wenn sie ihr Gesicht darin vergrub. Sie meinte, an den beiden Gegenständen schon ein Stück von ihm selber zu besitzen.

*

Warme, wunderbare Johannisnacht! Der Himmel blieb auch nach Sonnenuntergang tiefblau, und die zarten Federwölkchen, die darin schwammen, konnten die hervorbrechende Sternenfülle nicht dämpfen. Vom Arno stiegen die ersten Raketen auf, um

den Beginn der Festlichkeiten anzuzeigen. Auch den dämmernden Viale hinab wogte es von Gruppen geputzter Menschen, alles strebte dem Flusse zu. Ein dumpfer Lärm, wie das Gebrause des Meeres, drang von dort herauf. Pensa stand allein am Fenster, nachdem sie das Kind zu Bette gebracht, und weinte leise vor sich hin. Die andern Dienstboten waren alle dem Johannisfeuer nachgegangen und ließen sie allein das Haus hüten. Zwar fragte Pensa wenig nach dem Feuerwerk, aber in dem Gedränge hätte sie hoffen können, ihm zu begegnen, denn heute war ganz Florenz auf den Beinen. Da hatte ihr eben noch die alte Gemüsefrau, Domenicos Mutter, angeläutet, der hätte sie sich anschließen können, da die Pippa und die Flavia nichts von ihr wissen wollten, aber die beiden waren heimlich weggelaufen, ohne ihr ein Wort zu sagen, und dachten nicht ans Zurückkehren. Zuletzt war auch noch Salvatore gegangen unter dem Vorgeben, daß er nur drunten an der Festung ein paar Worte mit einem Kameraden reden müsse, Pensa sah ihm nach, wie ihm die rote Zottelquaste seiner Mütze im Nacken tanzte, bis ihn die Dunkelheit verschlang. Auch er vergaß das Wiederkommen.

Jetzt war kein Laut mehr im Hause zu hören als die Atemzüge des schlafenden Kindes. Wer blieb auch am heutigen Abend in der dumpfen Wohnung zurück?

Tiefe Dunkelheit spann sich über die Festungsanlagen, der Springquell plätscherte eintönig, und der schwarze Weiher mit seinen flimmernden Wellchen schien sich ins Unendliche auszudehnen. Dahinter stand die schwere Masse der Festung mit Pulverturm und Mauern kohlschwarz auf dunklem Grund; den grünen Doppelkranz, der sie umgibt, hatte die Nacht verschlungen, aber der Duft seiner Lindenblüten erfüllte die nahe Dunkelheit. Eine dauernde Helle am westlichen Himmel machte die Stelle kenntlich, wo das Feuerwerk abgebrannt wurde; das Knattern und Prasseln war aus der Ferne zu vernehmen. Dazwischen tönte dann und wann ein Hornsignal von der Festung.

Pensas Tränen waren schon getrocknet, und ihre Gedanken flogen nach jener hellen Stelle am Horizont, von wo die zischenden Feuerschlangen in die Nacht hinauffuhren. Die letzte Gruppe der Vorübergehenden, die sie noch drunten in der Dunkelheit unterschieden hatte, war eine junge Dame am Arm eines Offiziers gewesen, gewiß ein junges Ehepaar, und der Mann mochte wohl so schön und gut sein wie Gusberti und auch so lustig, denn sie hörte sein Flüstern und Lachen bis herauf. Und die junge Frau in dem duftigen Sommerkleid, wie glücklich mußte die sein, daß sie das Recht hatte, sich so öffentlich auf seinen Arm zu stützen, seinen Säbel an ihrer Seite klirren zu hören. Ach, was für glückselige Menschenkinder gibt es doch in dieser Welt! Pensa träumte den beiden nach, es schien ihr, als sei der schöne Offizier Gusberti, und als wandle sie selbst in Hut und Spitzenkragen wie eine Dame an seiner Seite, sie und er allein mit ihrer Seligkeit im Menschenschwarm wie auf einer Insel, — und oben am Fenster stehe ein fremdes junges Mädchen und beneide sie um ihr Glück.

Da tönte ein leiser Klingelzug. Pensa fuhr zusammen, auf der Straße war es ganz still, sie hatte niemand kommen hören, da ihr Fenster nicht nach der Haustür ging.

Sie zündete ein Lämpchen an und legte ängstlich die Sperrkette vor, ehe sie mit der üblichen Frage, wer außen sei, die Gangtür öffnete.

Eine fröhliche Stimme gab Antwort, und als Pensa am ganzen Leibe zitternd die Kette zurückzog, erschien Gusberti auf der Schwelle.

Ah, du bist's, Pensa! sagte er. Ist deine Herrschaft zu Hause? Sie haben dich doch nicht ganz allein gelassen? fuhr er fort, ohne auf Pensas stammelnde Antwort zu warten, indem er sich mit heimlicher Freude in dem leeren Vorzimmer umsah. Er kannte das Gesinde zu gut, um zu glauben, daß auch nur eines von ihnen in der Johannisnacht zu Hause geblieben sei, wenn die Herrschaft fort war.

Wahrhaftig, ganz allein ist das arme Kind, fuhr er fort, Pensas Hand ergreifend. Und fürchtest du dich denn nicht in der leeren Wohnung? — Ich muß dir wohl ein wenig Gesellschaft leisten, nicht? — Ich hoffe, du schickst mich nicht fort, Pensa. Ich möchte doch auch noch meine kleine Freundin Jessie küssen; sie schläft am Ende schon? Darf man sie noch sehen?

Pensa blickte ihn von unten herauf an, ihr Lämpchen in der Hand, das im Luftzug flackerte. Was brauchte er sich nur so zu verstellen? — Als ob er nicht wüßte, daß die Herrschaft schon in aller Frühe mit Denis aufs Land gefahren war! Als ob sich's nicht von selber verstände, daß sein Kommen nur ihr galt!

Aber das nahe, unerhörte Glück schwebte wie ein Schrecken über ihr, daß sie nicht einmal zu lächeln vermochte und nur mit ganz ernsthaftem Gesicht sagen konnte:

Wollen Sie eintreten, Herr?

Gusberti bedurfte dieser Aufforderung nicht, denn er stand schon innen und drückte leise die Tür ins Schloß. Wie sie so vor ihm stand im kurzen Röckchen und dem spannenden Jäckchen von Rosakattun, das der hohe Gürtel abschloß, war sie der allerniedlichste Armvoll, der ihm jemals vorgekommen, und es schien ihm geradezu eine Sünde, sich dieses reizende, blasse Kind mit den dunklen Märchenaugen als die Frau eines Bäckers zu denken. Es war ja wahrlich ein gutes Werk, wenn er sie vorher auch nur auf kurze Zeit durch seine Liebe glücklich machte, ehe sie dem trübseligen Los ihres Standes verfiel.

Hast du denn inzwischen auch an mich gedacht, Pensa? fragte er, einen Arm um ihren Leib legend.

Sie sah ihn leuchtend an; eine Antwort war überflüssig.

Und weißt du, daß ich all' die Zeit an dich gedacht habe? fuhr er fort und senkte seine Augen tief in die ihrigen. Hast du mich denn behext mit deinem Namen, daß ich nichts tun kann als an dich denken?

Ach, ich bin ja nur ein armes Mädchen, brachte sie mit versagender Stimme hervor.

Er lächelte und fragte leichthin, ob man denn arm sei mit solchen Augen und solchem Haar, und dabei zog er den Hornkamm aus ihrem Scheitel, daß die reiche Flechte schwer in den Nacken sank.

Pensa! Pensa! rief er plötzlich jubelnd und breitete beide Arme nach ihr aus. — Du mußt die Meine sein.

Da war es nun gesprochen, das große Wort. Ein Seufzer unendlicher Erleichterung riß sich von ihrem Busen, während sie stumm seinen Armen nachgab und mit dem Kopf gegen seine Brust sank.

Er küßte ihren Scheitel mit den aufstrebenden krausen Härchen und schwelgte in dem natürlichen Duft der blonden Haare, in denen er sein Gesicht begrub.

Nicht wahr, mein süßer, kleiner Schatz hat keine Eile, den mehligen Bäcker zu heiraten und ihr Leben unter Mehlstaub in der Bäckerstube zu verbringen?

Pensa lächelte und schüttelte den Kopf. Wie mochte er nur so unnütz fragen! Aber es klang alles so lieb und gut, und es verstand sich von selbst, daß er ihren Bund jetzt durch einen langen Kuß besiegelte. Pensa gab ihn mit einem Ernst und einer Feierlichkeit zurück, die den jungen Mann in Erstaunen setzten. Dann wollte sie sich aus seinen Armen winden, da er sie aber nicht losließ, war es doch so süß, sich noch von ihm festhalten zu lassen; die Schuld lag ja nicht an ihr. Ach, und war sie erst seine Frau, dann sollte auch die Pippa den Domenico haben, und alle Menschen sollten glücklich sein!

Nun aber war's genug des Kosens, nun sollte er wirklich gehen und sollte erst morgen wiederkommen, um mit der Padrona zu sprechen und alles ins reine zu bringen. Gusberti verstand sie nicht und suchte sie auch nicht zu verstehen. Ihr frischer, roter Mund war ihm zum Küssen recht, aber auf sein Geplauder zu achten, das verlohnte doch eigentlich nicht der Mühe. Er wollte sie aufs neue in die Arme ziehen, doch Pensa faßte so ernstlich und innig bittend seine Hände, daß er stutzig ward.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Was willst du denn, närrisches Kind? Warum schickst du mich denn fort, da wir es doch so gut haben können? Wer weiß, wann wir wieder beisammen sind wie heute?

Aber haben wir denn nicht dazu unser ganzes langes Leben? antwortete sie, sich seiner Liebkosungen erwehrend.

Ja, wenn wir uns nur immer sehen könnten, wann wir möchten! Aber deine Padrona hält dich ja unter Schloß und Riegel, daß man dich kaum von weitem zu Gesicht bekommt.

O Gott! stammelte Pensa erbleichend. Sind wir denn nicht —

Sind wir denn nicht verlobt? hatte sie sagen wollen, aber sie brachte das Wort nicht mehr über die Lippen. Es war ihr wie im Traum, wenn man die Empfindung hat, jählings mit großer Gewalt von einer Höhe herabzustürzen.

Beide hatten sich jetzt verstanden und sahen sich eine Zeitlang sprachlos in die Augen. Pensa schlug eine Hand vors Gesicht und zitterte so, daß sie sich an der Tischkante halten mußte.

O Gott, o Gott! rief sie mit versagender Stimme. Warum kommen Sie denn hierher, wenn Sie es nicht redlich mit mir meinen? Glauben Sie denn, ich sei so eine?

Gusberti suchte sie zu beschwichtigen. Nein, gewiß, er hatte keine niedrigen Gedanken, er kannte und liebte ihr reines Herz, und wenn er nur in anderen Verhältnissen wäre — Hier stockte er, um keine Lüge zu sagen, und fuhr dann mit größerem Feuer fort: Siehst du, auch ich bin arm, liebe Pensa, und kann dir keine Zukunft bieten. Aber weil wir arm sind, sollen wir darum auch noch freiwillig auf alles Glück verzichten? Laß es uns doch dem Schicksal, das uns übel wollte, zum Possen tun, daß wir selig sind. —

Aber seine Sophistik hatte keine Gewalt mehr über sie. Ein namenloser Schreck hatte sie erfaßt. Sie dachte nur noch an ihren Vater und an alles, was sie ihm versprochen hatte. Nur ehrlich bleiben, das ist das erste! Sie riß sich los und flog nach ihrer kleinen geweißten Kammer, deren Türe offen stand.

Attilio folgte erstaunt und unwillig, er wußte sich ihr Betragen noch nicht ganz zu reimen. Aber auf der Schwelle blieb er jählings stehen.

Mitten in der Kammer stand das wohlbekannte Kinderbettchen mit seinen Spitzen und blauseidenen Kissen, in dem unter einem weißen Tüllschleier die kleine Jessie schlummerte. Die Nachtlampe schien über das gerötete, lächelnde Unschuldsgesicht. Am Boden aber kniete Pensa vor einem metallenen Kruzifix, das neben ihrem eigenen Bette hing, und rief leidenschaftlich:

Wenn Sie es gut mit mir meinen, so gehen Sie! Ich habe niemand auf der Welt, mich zu beschützen, niemand als diesen hier!

Attilio stand regungslos auf der Schwelle. Eine Flut unaussprechlicher Gedanken wirbelte ihm durch den Kopf. In der Rührung, die ihn übermannte, sah er sein Unrecht ein und kam sich fast wie ein Verbrecher vor. Er ließ die Augen durch das ärmliche Kämmerchen schweifen.

Die kahlen getünchten Wände und die Lade von Pappelholz, die des Mädchens ganzen Besitz barg und ihr zugleich noch vor dem Bett als Betpult diente, sahen ihn mit stillem Vorwurf an. Solche Armut wollte er noch berauben! Er war selbst armer Leute Kind, und seine einzige Schwester, für die er nicht sorgen konnte, mußte als Erzieherin fremdes Brot essen. Sie war bildschön und achtzehn Jahre alt. Der Gedanke, daß vielleicht im gleichen Augenblick eben solch ein Räuber über ihre unbeschützte Schwelle dringe, machte ihm das Blut gerinnen.

Gleichwohl kämpfte noch die Leidenschaft mit der besseren Erkenntnis, und ein ungerechter Ärger mischte sich darein. Warum hatte das törichte Mädchen nicht von Anfang an deutlich gesprochen? Und wie kam sie dazu, sich solche Tollheiten in den Kopf zu setzen?

Gut, ich gehe! antwortete er endlich zögernd auf ihr wiederholtes Flehen. Ich gehe, weil du es haben willst. Du bist recht grausam, aber dein Wille soll geschehen. Und so — gute Nacht!

Er eilte fast taumelnd von dem jähen Wechsel seiner Empfindungen durch das Vorzimmer und die Treppe hinab. Köstliche Nachtluft wehte vom Mugnone her und kühlte seine erhitzte Stirn. Er nahm einen weiten Umweg an der Festung hin, um nicht in den heimwogenden Menschenschwarm zu geraten. Gott sei Dank, daß er mit reinem Gewissen dieses Haus verlassen hatte! Wie sich das arme Kind an ihn festklammern wollte fürs Leben, an ihn, der ihr doch keine Stütze sein konnte! Es hätte gewiß ein unglückliches Ende genommen. Nun sollte es aber auch ganz aus sein, er wollte künftig die Versuchung meiden und ihr nicht mehr begegnen. Ohnehin tat er gut, sich von diesem Hause fernzuhalten, wo noch ein anderer Fallstrick auf ihn lauerte, denn daß trotz seiner Zurückhaltung der Heiratsplan nicht aufgegeben war, dafür kannte er seine englische Freundin.

Das Geknatter vom Arno her war jetzt verstummt, nur kleine Rauchwölkchen zogen noch als die letzten Reste des Feuerwerks unter dem hellen Himmel hin. Wie diese kleinen Wölkchen, so schmolz das Bild der armen Pensa von seinem Horizont hinweg. Nach ein paar Wochen war sie vergessen.

Pensa aber vergaß nicht. Sonst gedankenlos und lustig wie eine Meise, ließ sie jetzt den Kopf hängen und schien ihrem Namen Ehre machen zu wollen. Und doch ging ihr Denken nicht weiter, als daß ihr Attilio fehlte, der für sie Licht und Lebensluft gewesen war. Sie hatte getan, was recht war, und er war im Unmut von ihr gegangen. Über diesen Punkt, der all ihre Begriffe umwarf, kam sie nicht hinweg. Hatte man sie denn nicht gelehrt, daß, wer recht tut, auf Belohnung zählen darf?

Mit der muntern Laune hatte sie auch ihr Fleiß und ihre Tüchtigkeit verlassen. Statt ihre Arbeit zu verrichten, stand sie am Fenster oder auf dem unbeschützten Balkon in der Sonnenglut und mußte sich jeden Tag für dieselben Versehen ausschelten lassen.

Wenn sie morgens in die Küche kam mit überwachtem Gesicht und vernachlässigtem Haar, das sich vom Scheitel wegsträubte, so sagten die Dienstboten neckend:
Unsre Heilige bereitet sich aufs Kloster vor — und die Pippa fragte höhnisch, ob vielleicht die Heiligkeit Schaden genommen habe, weil man in Sack und Asche traure. Der geohrfeigte Salvatore brummte, indem er vorsichtig den Wassereimer aus dem Brunnen zog:
Unsereiner ist ihr zu gering, sie hat die Achselstücke im Kopf.
Pensa sah einem nach dem andern ins Gesicht, als wundre sie sich, was all das Reden bedeute, füllte schweigend ihre Wasserkanne und ging mit gesenktem Kopf davon.
Die kühleren Stunden des Tages verbrachte sie mit den Kindern im Schatten des Festungsgartens, wo Denis auf seinem kleinen Dreirad das Radfahren versuchte und Jessie mit Hacke und Schaufel im Boden wühlte. Pensa sah sich unterdessen fast die Augen aus dem Kopf, denn sie meinte, einmal müsse er doch hier vorbeikommen. Da er fern blieb, wurde sie kühner und ging häufig durch die Straße, aus der sie ihn sonst hatte kommen sehen, zuerst scheu und mit niedergeschlagenen Augen, bereit, beim ersten Auftauchen einer Uniform in die nächste Seitengasse zu entweichen, dann immer häufiger und entschlossener; aber Gusberti war nirgends zu sehen, und sie wußte nicht, daß er unterdessen die Wohnung gewechselt hatte.
Wenn sie ihm einen Brief schriebe? —
Aber nein, sie kannte die Mängel ihrer Handschrift und schämte sich. Und dann, was würde er von ihr denken? — besser warten, einmal mußte er ja doch wieder kommen, denn das Fernsein tat so weh, und sie beurteilte seine Empfindungen nach den ihrigen. Aber die Wochen gingen hin, und Gusberti wurde mittlerweile im Hause ein Verschollener.
Eines Morgens ging sie im Auftrag der Padrona auf den Blumenmarkt unter den Loggien. Zwischen den gefüllten Blumenkörben

und den hohen Kübeln, in denen die fremdländische Flora schmachtete, drängte sich die vornehme Damenwelt in hellen Sommerfarben, Müßiggänger im weißen Flanellanzug und gelben Schuhen standen gaffend daneben, da und dort tauchte auch eine Uniform auf, aber Er war nicht darunter. Pensa füllte ihr Körbchen mit Gardenien und glühendroten Rosen an langen Stielen, die sie vorsichtig mit feuchtem Moos bedeckte, um sie frisch nach Hause zu bringen. Da fiel ihr Blick auf einen offenen Schreibtisch unter den Loggien, an dem ein blasser, junger Mann vor einem Tintenfaß und einem Stoß Papier saß. Zwei Bauern verließen ihn soeben, indem sie ein paar Münzen auf den Tisch warfen und einen großen Brief mit fortnahmen. Jetzt kam ein dralles Dienstmädchen, den Korb am Arm, heran und ließ sich ein Schreiben aufsetzen.

Pensa blieb stehen und horchte, aber nicht aus Neugier. Ein großer Gedanke arbeitete in ihr, während sie scheinbar mit Eifer die Auslage einer Strohhutverkäuferin musterte. Die dralle Magd hatte viel auf dem Herzen, denn sie lag mit rotem Gesicht über den Schreibtisch hereingebeugt, und die Feder des Schreibers kritzelte nur so über das Papier hin, daß die Tinte spritzte. Dann bezahlte sie vergnügt und ging.

Pensa trat zaghaft heran und zog sich unschlüssig wieder zurück, da ihr ein Soldat zuvorkam. Der wollte auch gern einen Brief bestellen, hatte aber kein Geld und wurde darum vertröstet. Der Schreiber, der Pensas Bewegungen schon lange beobachtet hatte, wandte sich jetzt laut an diese:

He, schönes Kind! Soll ich Ihnen eine Epistel schreiben an Ihren Liebsten? Für Sie tue ich's umsonst.

Pensa fuhr erschrocken auf, da er aber ihre Gedanken erraten hatte, konnte sie nicht mehr zurück.

Umsonst brauchen Sie es nicht zu tun, stammelte sie, indem sie über und über errötend herantrat.

O wenn Sie etwas daran wenden wollen, so habe ich hier das allerschönste Briefpapier zur Auswahl.

Er zog seine Schublade auf und blätterte in einem Stoß farbiger Papiere, die mit wunderbaren Bildchen und Goldleistchen verziert waren. Bei ihrer Padrona, die doch so viele Briefe schrieb, hatte Pensa nie eine ähnliche Pracht gesehen. Eine Taube mit rosenrotem Briefchen im Mund schien ihr endlich das passendste Sinnbild. Sie zog zaghaft eine Lira aus ihrer Börse, fragte, ob das genug sei, bat den Schreiber, den Brief auch ja freizumachen und wollte sich hastig entfernen.

Jener hatte den Bogen schon zurechtgelegt und die Feder eingetaucht, jetzt rief er:

Halt, halt, was soll ich denn schreiben?

Das Kind stand sehr bestürzt, sie hatte geglaubt, das sei seine Sache. In seinem Gesicht las sie Wohlwollen und Redlichkeit, deshalb sagte sie:

Schreiben Sie, was Sie für das Beste halten, Sie verstehen das besser als ich.

Der Blasse lächelte, er hatte in solchen Dingen Erfahrung.

Machen wir zuerst die Anschrift, wie heißt der junge Mann, dem Sie schreiben wollen?

Attilio, flüsterte sie fast unhörbar.

Attilio, und weiter! Den Familiennamen! Ich nehme an, er hat auch einen Familiennamen.

Den Familiennamen, das fehlte gerade noch! Hier auf offenem Platz den Namen nennen, den sie auch zu Hause nur mit halber Stimme auszusprechen wagte. Sie sah jetzt, daß sie sich mit diesem Brief auf ein Unternehmen eingelassen hatte, das über ihre Kräfte ging, aber es half nichts: hatte sie A gesagt, so mußte sie auch B sagen.

Sie nannte endlich den Namen Gusberti, aber so leise, daß sie ihn ein paarmal wiederholen mußte, bis endlich der Schreiber mit vorgestülptem Ohr den Klang auffing. Damit war aber die Pein noch nicht zu Ende. Der Quälgeist wollte jetzt auch Titel, Stand und die Wohnung wissen, von der Pensa selbst keine

Ahnung hatte. Sie war der Meinung gewesen, die Post und der Schreiber würden diese Angelegenheit untereinander abmachen, und sie brauche nur zu bezahlen. Endlich hatte er ihr soviel abgefragt, als allenfalls zur Auffindung des Empfängers ausreichen mochte. Nun ging es erst an den Brief. Der Schreiber mußte ihr begreiflich machen, was ein Brief für ein Ding sei, und daß ein Inhalt nicht für alle Fälle gleichmäßig passe. Dies war Pensa neu, denn sie hatte noch nie einen Brief bekommen und wußte nur, daß die Mädchen in Staggia sich alle mit ihren Herzensangelegenheiten an den Drogisten wandten, der die Korrespondenz des ganzen Ortes besorgte und immer im voraus wußte, was not tat.

Nun, wie stehen Sie denn mit Ihrem Attilio? fragte endlich der Schreiber scherzend, um der Sache näher zu kommen. — Will er bald Hochzeit machen?

Um Pensas Mund zuckte es, und Tränen traten in ihre Augen.

Ich habe ihn seit vielen Wochen nicht gesehen.

Das ist ja schändlich von ihm, sagte eine fremde Männerstimme neben ihr.

Ein Kranz von Zuhörern hatte sich in der Stille um sie her gebildet, die sich an der Einfalt des hübschen Kindes weideten. Pensa blickte weder rechts noch links und schien sich in sich selber verkriechen zu wollen, als sie ihr ängstlich gehütetes Geheimnis vor so viel fremden Augen bloßgestellt sah. Der Schreiber aber brachte, teils aus eigener Eingebung, teils durch freundliche Beihilfe der Zuhörer eine schwungvolle Epistel fertig, worin die Sehnsucht eines liebenden Herzens mit allen Künsten der Rhetorik geschildert war. Dann wurde der Brief verlesen und fand den Beifall aller Umstehenden. Pensa hörte schamrot, aber glückselig vor Bewunderung des Kunstwerks zu und genoß im voraus die Wirkung, die es tun mußte. Ein eleganter junger Mann, der den Strohhut nach hinten zurückgeschoben trug, stand

hart neben ihr und sagte, indem er sich mit einem buntseidenen Tuch die Stirn wischte:

Dieser Attilio muß ja ein Tigerherz haben. Laß dir raten, schönes Kind, und halte dich an mich, — ich bin nicht so grausam.

Pensa lief voll Schreck mit ihrem Brief davon, ließ aber die Blumen liegen, die der elegante junge Mann sogleich an sich nahm, um sie ihr nachzutragen. Nun brauchte es Bitten und Drohungen, ehe sie sich der ungebetenen Begleitung entledigen konnte, darüber wurde es spät, und die Mittagstafel wartete auf die Blumen. Endlich war sie frei und setzte sich in einen Dauerlauf. Eine Brieflade inmitten einer Haustür mit blinkendem Metallschild darüber erweckte ihr Zutrauen. Dahinein warf sie im Vorübereilen ihren Brief, ohne sich mehr mit Lesen des Metallschilds aufzuhalten. Es war der Privatschalter eines sehr beschäftigten Advokaten, und die Liebesbotschaft lief Gefahr, im Papierkorb einer Schreibstube ein frühes Ende zu finden, aber der schützende Genius der Liebenden kam in Gestalt eines Bürodieners, um die Briefe des Advokaten zu sichten, und beförderte Pensas Epistel in den nächsten Postkasten, von wo sie denn auch mit einiger Verspätung in die rechten Hände gelangte.

Ein paar Tage vergingen, während deren Pensa die Stunden seit Absendung des Briefes zählte, aber Antwort kam keine. Da, als sie schon zu verzweifeln anfing, begegnete sie dem Doktor des Abends unter den Platanen auf dem Heimweg von einem Spaziergang. Denis gab zuerst Laut und rannte ihm entgegen, aber Pensa hatte ihn schon vorher erkannt. Er schlenderte langsam heran mit erheucheltem Gleichmut, die Hand auf des Knaben Schulter, und hob Jessie, die ihm an Pensas Hand entgegenlachte, auf die Arme. Aber als Denis sich mit des Doktors jungem Rattenfänger, der eine neue Bekanntschaft war, zu balgen anfing, trat Gusberti näher heran und sagte mit unbefangen freundlichem Gesicht zu Pensa:

Ich habe deinen Brief erhalten, Kind. Du mußt mir nicht mehr

schreiben; ich weiß schon, was du mir sagen willst, aber das geht vorbei. Alles geht vorbei auf dieser Welt, weißt du?
Pensa verstand ihn nicht, es war ihr nur, als höre sie hundert Glocken klingen. Von seinen roten Streifen ging ein Purpurschein aus und verhüllte ihr die ganze Welt, daß er und sie allein da zu sein schienen und alles andere, auch die Kinder, in eine weite Ferne gerückt.
Ich glaubte, Sie seien böse auf mich, sagte sie leise.
Ich bin nicht böse auf dich, liebes Kind, entgegnete er väterlich, du hast ganz recht gehabt, und ich war ein Tor. Jetzt hab' ich längst alles eingesehen und bin dir zugetan, wie einer lieben, kleinen Schwester. Aber schreibe mir nicht mehr, und, wenn du mir eine Liebe antun willst, so vergiß auch du die Torheiten, die ich dir gesagt habe. Bleibe so schön und gut wie bisher, und ich bin gewiß, daß es dir noch einmal recht gut gehen wird.
Wenn er glaubte, mit diesen Worten einen Strich unter das Vergangene zu machen, so täuschte er sich gründlich. Die arme Pensa nahm nur noch auf, was ihrer Leidenschaft Nahrung gab; alles andere fiel fremd und unverstanden an ihr nieder. Wie er neben ihr stand, groß und schlank in seiner spannenden Uniform, war sie nur damit beschäftigt, sich seine Züge, die ihr wieder ganz neu schienen, fester ins Herz zu prägen. — War's möglich, daß sie einmal in einer seligen Stunde ihren Kopf an seine Brust gelehnt hatte? Es schien ihr jetzt, als habe sie damals die Seligkeit gar nicht so voll empfunden, wie sie gesollt hätte, und wie sie sie jetzt empfinden würde, wenn diese Stunde wiederkäme. Daß es zwischen ihnen aus sein sollte, das drang gar nicht in ihr Verständnis.
Sie ließ sich auch nicht im mindesten irre machen, sondern fragte schüchtern, aber ohne ihre großen Augen von ihm abzuwenden, wann er wiederkommen werde.
Diese Hartnäckigkeit erzürnte den jungen Mann, der nicht begreifen konnte, was sie überhaupt noch bei ihm suchte. Er

wurde jetzt ganz schroff, um der Torheit schneller ein Ende zu machen.

Hast du mich denn nicht verstanden? sagte er. Ich hab' es dir rund und deutlich gesagt, und damit sei es genug. Zu meiner Frau kann ich dich nicht machen, und zu etwas anderem bist du zu gut. Ich will, daß du nicht mehr an mich denken sollst.

Pensa sah ihn unverwandt an, während er sprach, und zwei große, runde Tränen bildeten sich an ihren Wimpern.

Nicht mehr an Sie denken? wiederholte sie langsam, als sei ihr der Sinn ganz unfaßbar.

Nun tat sie ihm doch wieder von Herzen leid in ihrer hilflosen Liebe. Er nahm sie freundlich bei der Hand und suchte sie zu trösten.

Komm, weine nicht, meine gute, kleine Pensa. Es wird ja auch eine Zeit kommen, wo wir uns wiedersehen und wie gute, alte Freunde miteinander plaudern können. Und unterdessen weißt du, daß ich dir von Herzen gut bin. Und wenn du je einmal in Not kommen solltest, dann denke an einen, der dich sehr lieb hat, der dir zugetan ist wie ein Bruder, und schreibe mir. Vorher aber nicht, das mußt du mir versprechen.

Als er schon verschwunden war, blickte sie noch immer auf die Stelle, wo er gestanden hatte, und lächelte glückselig vor sich hin. Er hatte ja gesagt, daß es ihr noch sehr gut gehen müsse, — wie konnte es ihr gut gehen ohne ihn, das mußte er doch wissen! — Wenn sie nur bald in Not käme und seiner bedürfte, damit sie ihm schreiben könnte! Vorher wollte sie es ja gewiß nicht tun, sondern wollte sich in allem gehorsam zeigen; nur daß sie nicht mehr an ihn denken dürfe, das mußte ein Scherz gewesen sein, denn das war ja ganz unmöglich. Unterdessen war sie glücklich, nur wieder einmal sein Gesicht gesehen zu haben, und sie behielt an seinen Worten eine süße Labung, mit der sie ihre sehnsüchtigen Gedanken wie hungrige Waisenkinder wieder eine Zeitlang nähren konnte.

Im Hochsommer ging die Signora mit Kindern und Dienerschaft ins Seebad. Pensa hatte diesem Zeitpunkt schon lange

mit stiller Angst entgegengesehen, denn Florenz verlassen, hieß für sie ins Grab steigen. Aber sie wurde nicht gefragt, die Kinder brauchten eine Aufsicht. Dort an dem rauschenden Strand von Viareggio, in der kräftigen Seeluft, die sich mit dem heißen Duft der harztriefenden Pinien mischte, beim Anblick der unendlichen, herzerweiternden Ferne, in der die lustigen Segel schimmerten, hätte eine stärkere Seele ihr Gleichgewicht wiedergefunden. Aber auf die dumpfen Kinder der Natur übt die große Mutter keine Heilkraft. Die arme Pensa, die nicht denken konnte, genoß nicht die Wohltat, sich vom eigenen Ich zu befreien und erlöst im großen Weltfrieden aufzugehen, denn sie hatte kein Ich und war selbst nur ein Stück des immer treibenden Lebens. Woher die Kraft nehmen, um dieser dunklen Gewalt zu entfliehen? Der Hochsommer lag mit drückender Schwüle über der Landschaft, und das Meer dampfte die Glut zurück, die es empfing. Längst war alles Liebeswerben in der Natur vorüber, die Blumen waren verblüht und schossen in Samen, keine flackernden Leuchtkäfer durchschwärmten mehr die Nächte. Zwischen den Kastanienästen fütterten die Nachtigallen ihre junge Brut und hielten Singschule. Die ganze Natur brütete in gesättigter Stille und Schöpferkraft.

Pensa fand unter den vielen fremden Menschen keine Ansprache und blieb mit ihren Gedanken allein. Aber sie dachte nicht viel. Das Bild des schönen jungen Mannes, der sie so glühend geküßt und dann mitten im Aufruhr ihres Blutes allein gelassen hatte, stand unverrückt wie die Einbildung eines Geisteskranken vor ihren Sinnen. Oft fielen ihr die Worte ihres sterbenden Vaters ein: Nur brav bleiben, dann kommt das Glück von selbst. Jetzt war sie brav geblieben, aber wo war das Glück?

Das unablässige Donnern der Wellen betäubte ihren schwachen Kopf, und die Seeluft entkräftete ihren blutarmen Körper. Und dann die endlosen Nächte, gegen die die Ewigkeit eine Kurzweil ist! Jeden Morgen fürchtete sie sich vor dem Wasser, in das sie

die schreiende Jessie mit Gewalt hineintragen mußte, aber die Padrona kannte kein Erbarmen. Sie nahm ihr Kind auf den Rücken und schwamm vor den entsetzten Augen der Badegäste hinaus, bis ihr roter Schwimmanzug nur als ein kleiner Punkt in weiter Ferne sichtbar war. Darüber vergaß Jessie die Furcht und plätscherte vergnügt im Wasser, beide Ärmchen um den Hals der Mama gelegt, wie ein Nereidenkind. Kamen sie endlich zurück, so mußte die arme Pensa dran glauben. Diese hing, blau vor Kälte und Furcht, an einem Seil an der seichtesten Stelle, wo die Welle kaum ihre Knie bespülte, aber die Signora zerrte sie weg und drückte sie ins Wasser bis an den Hals.

Miß Dolly war gleichfalls in Viareggio und verkehrte mehr als je im Hause. Pensa beobachtete sie aus der Ferne, und ihr einziger Trost in aller Trübsal war es, daß die Madonna Wort gehalten und dem schönen Gusberti nicht erlaubt hatte, die Engländerin zu heiraten.

Noch eine andere Erscheinung tauchte in dem kleinen Badeort auf, mit der Pensa sich angelegentlich beschäftigte. Es war eine reizende Schwarzhaarige von stolzem Wuchs, aber sehr bescheiden gekleidet, die jeden Morgen mit einem kleinen, kränklichen Knaben auf den Nettuno und an den Strand kam. Der Schnitt ihrer Züge erinnerte an Gusberti und übte auf Pensa eine unwiderstehliche Anziehung. Bald wurde die Schöne auf das blasse, kleine Mädchen mit den großen verträumten Augen aufmerksam, die ihr unverwandt überallhin folgten. Da geschah es einmal, daß sie auf dem Heimweg ihre Taschenuhr aus dem Gürtel verlor. Sie beachtete es nicht und ging eilig weiter, aber Pensa hatte das kleine goldene Ding in den Sand fallen sehen. Flugs war sie zur Stelle und rannte mit ihrem Fund atemlos hinter der Schönen her, wobei sie auf dem lockeren Sande und mit Jessie auf dem Arm gar nicht schnell genug vorwärts kommen konnte. Auf ihr Rufen blieb endlich die Fremde stehen und nahm bestürzt aus den Händen der freudestrahlenden Pensa ihr Eigen-

tum entgegen. Einen Moment blickte sie zweifelhaft in Pensas feines Gesichtchen, dann griff sie in die Tasche, aber Pensa wurde dunkelrot, hob zur Abwehr beide Hände auf und lief eben so schnell wieder davon. Das freundliche Lächeln, mit dem ihr die Fremde von nun an auf dem Nettuno zunickte, tat ihr in der Seele wohl, aber sie wagte sich nie zu nähern aus Furcht, die Schöne möchte ihr abermals Geld anbieten, sondern lehnte nur mit Jessie an der Terrasse und starrte zu ihr hinüber.

Ihr Herz hatte sie nicht betrogen, denn die schöne fremde Erzieherin war Attilios Schwester und ging bald im Hause Roselli aus und ein. Miß Dolly schloß sich ihr mit Feuer an, und die beiden wurden unzertrennliche Freundinnen. Pensa litt Qualen der grausamsten Eifersucht, wenn sie sah, daß Miß Dolly Olimpia und ihren Zögling im Nachen hinausruderte, während Denis nachschwamm und die beiden Mädchen durch Wassergüsse zu belästigen suchte. Auch Pensa wurde zuweilen auf diesen Nachenfahrten mitgenommen zur Aufsicht für Jessie, die mit dem fremden Knaben spielen wollte, und Olimpia richtete gelegentlich das Wort an sie, aber sie konnte aus ihren verwirrten Antworten nicht klug werden, und Miß Dolly sagte ihr, daß das Mädchen zwar eine treue Kinderwärterin, im übrigen aber so dumm sei wie ein Fisch.

Nachdem die Dinge so weit gediehen waren, kamen die Damen überein, Attilio eine Falle zu stellen. Dolly konnte sich den schönen Offizier nicht aus dem Kopf schlagen, Olimpia war eingeweiht, und Frau Roselli gab überhaupt niemals einen Plan auf, den sie gefaßt hatte. Ein Fest in der Familie bot den willkommenen Anlaß, und so setzten die Signora und Olimpia eines Tages ein gemeinsames Brieflein an den Doktor auf, worin er zu Familienpicknick und Nachenfahrt mit Musik und farbigen Lampen eingeladen wurde. Eine Nachschrift der Signora lautete:

Damit Sie nicht klagen können, ich mache Sie von ihren Berufspflichten abwendig, habe ich auch einen ärztlichen Fall für

Sie in Bereitschaft. Unser kleines Kindermädchen, das Sie kennen, ist zusammengeschmolzen wie der Mond im letzten Viertel, und das schwache Licht ihres Verstandes brennt so trübe, daß wir fürchten, es werde bald ganz ausgehen. Also kommen Sie in Person und sehen zum Rechten.

Umgehend kam ein Schreiben von Gusberti zurück, worin er sich in höflichen Entschuldigungen überbot. Die Manöver hätten ihm für Arbeit gesorgt, schrieb er, das ganze Spital liege voll Soldaten, die am Sonnenstich erkrankt seien. Da man mit dem Fieber keinen Waffenstillstand schließen könne, so dürfe er nicht daran denken, seinen Platz zu verlassen. Dann folgte eine Flut von Grüßen, Empfehlungen, verehrungsvollen Handküssen usw., daß ein jedes, groß und klein, seinen Teil bekam, und auch der Miß Dolly geschah höfliche Erwähnung, zum Zeichen, daß der kleine Schlich durchschaut sei.

Nachschrift: Unsrer guten Pensa geben Sie Eisenpillen und verbieten ihr das Baden.

Ein Rezept lag bei, und Pensa schluckte die Pillen, die Er verschrieben hatte, mit einer Inbrunst, als wäre es der Leib des Herrn. Aber ihr Befinden besserte sich nicht, und sie war überzeugt, daß sie nach Florenz zurückkehren oder sterben müsse. Da schlug endlich die Stunde der Erlösung. Es kam ein Brief mit fremdem Poststempel, infolgedessen die Padrona augenblicklich zusammenpackte und mit Denis nach England reiste. Pensa wurde mit Jessie und der Dienerschaft nach Florenz geschickt.

Als sie spät am Abend in der Stadt einfuhr und vom Bahndamm her die Lichter der Festung glänzen sah, fühlte sie sich dem Leben zurückgegeben. Auf der Straße meinte sie, die erste Person, die ihr entgegenkomme, müsse Er sein, sie sah sich auf dem Pflaster nach den Spuren seiner Fußtritte um und nahm tiefere Atemzüge, um die Luft einzusaugen, die auch er atmete. Gusberti betrat zwar jetzt das Haus so wenig wie vorher, aber sie konnte doch hoffen, und so lang sie hoffte, lebte sie. Es war doch nicht

wie in Viareggio, wo sie gewiß sein durfte, in dem eleganten Menschenschwarm am Molo und abends bei der Musik auf dem Nettuno nur unbekannte, gleichgültige Gesichter zu sehen. Hier konnte jeder Ausgang sie mit ihm zusammenführen, und wenn sie fleißig am Fenster stand, so mußte sie ihn ja ein oder das andere Mal vorübergehen sehen. Niemand verbot ihr jetzt auf dem Balkon zu stehen oder mit Jessie sich draußen herumzutreiben, so lange sie wollte. Die andern Dienstboten führten zwar stillschweigend ein Register über ihre Vergehen, das auf die Rückkehr der Herrin wartete, aber sie wagten ihr nichts zu sagen, denn es war allgemein angenommen, daß Pensa die besondere Gunst des Majors besitze.

Eines Abends stand sie mit der Kleinen unter der Haustür, als ein buckliges Weiblein in abgetragener schwarzer Seide und zerrissenem Spitzenumhang vorüberging. Es blieb einen Augenblick stehen, sah Pensa scharf an und sagte:

Mädel, soll ich dir wahrsagen? Ich bin die Sonnambula.

Pensa wich ängstlich in den Hausflur zurück und starrte das Weib bezaubert an, zwischen Lust und Grauen schwankend. Sie errinnerte sich, dieses Gesicht schon einmal gesehen zu haben. Unlängst war sie jenseits des Arno in einen Menschenauflauf geraten, und da hatte die Sonnambula in einem Kreis von Zuschauern, — Landleuten und Vorstadtbewohnern, — am Boden gelegen und unter Zuckungen mit geschlossenen Augen Fragen, die ihr gestellt wurden, beantwortet, während ein Mann mit metallener Schale umherging und Münzen einstrich. Schon damals hatte das Wunderbare des Mädchens Phantasie mächtig angezogen, aber sie scheute sich vor den vielen Zeugen und duckte sich vorbei. Jetzt, während die Habichtsaugen des Weibes auf ihr ruhten, war die gute Pensa, noch ehe die Hexe eine Probe ihrer Kunst gegeben hatte, bereit und willig ihr aufs Wort zu glauben.

Du hast einen Stachel im Herzen, begann diese, und wenn ich dir nicht helfe, gehst du daran zugrund.

Ein tiefer Seufzer Pensas machte sie kühner.

Du hast dein Herz an einen jungen Mann gehängt, der dich lieber hat als seine beiden Augen, aber ihr habt euch entzweit und könnt ohne meinen Beistand nicht mehr zusammenkommen.

Können Sie mir helfen, Frau Somnambula? fragte das Mädchen zitternd.

Jetzt machte die Alte sich erst ein wenig kostbar, aber nach einigem Hin- und Widerreden bestellte sie Pensa auf den nächsten Sonntagmorgen in ihre Wohnung im Borgo Stella. Sie war eine von den vielen Schwindlerinnen, die in Florenz ihr Wesen treiben und von der Einfalt der Landbewohner und der städtischen Dienstboten, meist weiblichen Geschlechts, leben.

Bei der ersten Begegnung mit Pensa war sie sich darüber klar, wes Geistes Kind sie vor sich hatte. Sie hielt es nicht einmal für nötig, nähere Erkundigungen über den Fall einzuziehen. Als Pensa verstört und ängstlich in ihrem übelriechenden Schlafzimmer saß, sagte sie ihr auf den Kopf zu, sie wisse schon alles, und die arme Einfalt merkte nicht, daß sie selber sich Wort für Wort ihr Geheimnis entlocken ließ. Sie war ganz betäubt vom Geruch der Büchschen und Näpfchen, die umherstanden, und warf von Zeit zu Zeit scheue Blicke auf eine schwarz und weiße Henne mit ausgerauftem Schwanz, die traurig auf dem schmierigen Boden hin- und herspazierte. Trotz ihrer Unwissenheit war es Pensa nicht unbekannt, daß schwarz und weiße Hennen mit ausgerauftem Schwanz in der Hexerei eine wichtige Rolle spielen.

Zweierlei Tuch, eine böse Geschichte, sagte jetzt die Alte. Da braucht's starke Stricke, um den zu binden.

‚Binden' bedeutet in der Sprache der Wahrsager die erste Maßregel, durch welche der geliebte Gegenstand für die Einwirkung des Zaubers empfänglich gemacht wird.

Lege einmal einen Zwanziglireschein auf den Tisch, damit ich sehe, ob ich ihn festnageln kann.

Einen Zwanziglireschein! Dem Mädchen sank das Herz bis

in die Knie, denn sie hatte in ihrem Leben noch keinen besessen. Aber gestern war ihr der Monatlohn ausbezahlt worden, volle fünfzehn Lire, und Pensa hatte das Geld eingesteckt, um unterwegs ihre neuen Schuhe und das Aufbessern eines alten Kleides zu bezahlen; den Rest wollte sie wie gewöhnlich in der Postsparkasse anlegen. Welch ein Glück, daß sie dieses Geld wenigstens bei sich trug. Die Sonnambula war natürlich viel zu uneigennützig, um für sich selbst etwas zu verlangen, und daß die Unsichtbaren sich bezahlen lassen, hatte Pensa nie gehört, aber die Frau setzte ihr auseinander, daß dem Geld etwas dämonisches innewohnt, welches Macht über die Geister gibt. Der Schein mußte in Pensas Besitz gewesen sein, wenn er seinen Zauber üben sollte, sonst hätte ja die Sonnambula ebenso gern eine eigene Banknote auf den Tisch gelegt. Das alles war dem Mädchen ganz überzeugend. Sie zog ihre kleine Börse hervor, und die Hexe war klug genug, sich mit dem Zehnlireschein zu begnügen, da der Rest aus gewechselter Münze bestand.

Das Papier wurde auf den Tisch gelegt, und die Alte spießte den Schein mit einem Schlag auf der Platte fest.

Ich muß jetzt mit ihm selber sprechen, sagte sie und zog aus einer Schublade einen Pack schmieriger Karten hervor. Sie trieb allerlei Hokuspokus mit Mischen und Abheben, bis der Karobub hervorkam, wobei sie Pensa erklärte, das sei Er.

Aber Er wollte sich nicht gefügig zeigen, und die bösen Schwarzen schoben sich dazwischen. Da brach die Alte in Verwünschungen aus, packte schnell das ganze Spiel zusammen, den Karobuben nach oben, und stimmte, fest auf die Karten blickend, einen sinnlosen Singsang an:

Attilio bist du,
Attilio sollst du bleiben,
Zu deiner Pensa soll dein Herz dich treiben.
Sei bei Tag und Nacht
Nur auf sie bedacht,

Hab' nicht Rast noch Ruh,
Fahr der Hölle zu!

Über diesen Schluß war das gute Mädchen sehr erschrocken, und die Alte hatte Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß, was ein rechter Zauberspruch sei, immer mit einer Verwünschung enden müsse.

Dann entließ sie Pensa mit der Beteuerung, daß der Geliebte ihr jetzt unfehlbar begegnen werde. Der aufgespießte Zehnliresch ein blieb natürlich auf dem Tisch der Gauklerin zurück.

Pensa sah sich fast die Augen aus dem Kopf, aber sie konnte nirgends eine Spur von Gusberti entdecken. Offenbar hatte ihr Augenlicht abgenommen vom vielen Weinen. Den ganzen Rest des Tages verbrachte sie in fiebernder Erwartung, indem sie im Kinderzimmer mit Jessie am Fenster stand. Dabei geschah es, daß die Kleine ein hölzernes Pferdchen auf die Straße fallen ließ, und Pensa huschte schnell die Treppe hinab, es zu holen. Es dämmerte bereits, aber das Lämpchen im Treppenhaus war noch nicht angezündet und Pensa erschrak heftig, als im Dunkeln eine Männergestalt ganz unerwartet vor ihr auftauchte. Ein leises Klirren begleitete jede Bewegung der Gestalt und regte Pensas leicht entzündete Einbildung zu einer geheimnisvollen Tätigkeit auf. Sie sah trotz der Dunkelheit ganz deutlich Attilios Züge mit allen Einzelheiten, die ihr jetzt erst wieder klar wurden, denn sie hatte ihn so lange nicht gesehen. Sie war gewiß, daß die unsichtbaren Gewalten, die ihr jetzt dienten, ihn in ihren Weg geführt hatten, und erstaunte nicht im mindesten, als zwei Arme sich plötzlich um ihren Hals legten und eine gedämpfte Stimme flüsterte:

Reizendes Geschöpf!

Pensa fiel mit einem langen Seufzer in die Arme, die sich ihr entgegenstreckten. Aber ebenso schnell fuhr sie mit einem halblauten Schrei zurück, denn etwas Fremdes hatte sie berührt, und ihre

Augen, die sich jetzt an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erkannten den wohlwollenden Padrone.

Nun, nun, es wird doch noch ein Scherz erlaubt sein, sagte er und suchte sich des Mädchens wieder zu bemächtigen, aber Pensa stieß ihn empört zurück und flog im hellen Entsetzen die Treppe hinauf.

Auch diese Enttäuschung brachte sie nicht zum Bewußtsein. In kurzem war sie ganz in der Gewalt der Betrügerin, die sie ebenso plump wie frech zum besten hielt. Vielleicht war es sogar weniger der Glaube an Wunderkräfte, als das Bedürfnis, ihrem übervollen Herzen endlich Luft zu schaffen, was das Mädchen nach allen fehlgeschlagenen Versuchen immer wieder zu der Sonnambula führte. Das Bedürfnis wurde in kurzem zur Gewohnheit wie ein schmerzstillendes Betäubungsmittel, von dem der Kranke nicht mehr lassen kann. Konnte sie ihn nicht sehen, so mußte sie wenigstens von ihm sprechen, seinen Namen nennen. Sie wurde erfinderisch im Ersinnen von Vorwänden, um sich ihren Pflichten zu entziehen und zu der Sonnambula zu eilen.

Gleich in den ersten Tagen war sie dort auf der Treppe zwei jungen Mädchen begegnet, die sich bei ihrem Anblick mit den Ellbogen anstießen, und Pensa hörte wie eine zur andern sagte:

Das ist das Dienstmädchen, das den Offizier heiraten will.

Sie schämte sich sehr und machte, daß sie die Treppe vollends hinunter kam, aber doch nahm sie die aufgefangenen Worte für eine gute Vorbedeutung.

Oft hörte sie auch vom Nebenzimmer aus mit an, wie die Kartenschlägerin in ihrem wohlausgestatteten Salon vornehme Kundschaft empfing. Wie sollte das arme, unwissende Kind an der Allmacht der Wundertäterin zweifeln, wenn es herrschaftliche Wagen vor der Tür anfahren und seidene Kleider auf der Treppe rauschen hörte! Mit der Zeit wurde sie in die Angelegenheiten der andern Kunden eingeweiht und war sogar einmal mit Grauen Zeugin, wie ein betrogenes Mädchen an ihrem treulosen Liebhaber

Rache nahm. Die Decke zitterte von den Dolchstößen, die das kleine bucklige Weiblein mit wilder Kraft ins Gebälk führte, während der Schatten ihres bewaffneten Armes wie ein schwarzer Dämon im Zimmer auf und niederhuschte und gräßliche Sprüche und Verwünschungen dazwischen tönten. Ein großes, starkknochiges Mädchen stand mit zusammengebissenen Lippen, blaß wie eine Leiche, daneben; sie hielt die Kerze in der krampfhaft geschlossenen Hand und sah verzückt von Nachgier dem Mordgeschäft zu. Pensa aber lag unterdessen betend und ächzend in einer Zimmerecke und hatte ihren Rock über den Kopf geschlagen, um nicht zu sehen noch zu hören. Bei jedem Stoß schrie sie auf und wimmerte wie eine Verzweifelte:

Herr, schenke ihm die ewige Ruhe! — — Und das ewige Licht leuchte ihm! —

Amen! Amen! wiederholte schauerlich ruhig das große, blasse Mädchen.

Von da an wagte Pensa den Blick nie wieder nach dem großen Querbalken, der unter der Decke der Mansarde hinlief, zu erheben, aus Furcht, es möchte Blut herunterträufeln. Aber aus den Händen der Sonnambula gab es jetzt kein Entrinnen mehr, denn das arme Ding fürchtete fast noch mehr ihre Rache, als es auf ihren Beistand hoffte, und es waren unter den Mädchen, die die Kundschaft bildeten, schreckliche Geschichten von ihrer Allmacht und Bosheit im Umlauf.

An Pensa zog sie sich ein Schäfchen heran, das sie von Zeit zu Zeit sorgfältig schor und dann schonte, bis ihm die Wolle wieder nachwuchs.

Wenn die Ärmste, was mit der Zeit nicht ausbleiben konnte, an irgendeiner Ecke auch nur die Schöße von Gusbertis Uniform erblickte, so war es Verdienst der Sonnambula und mußte mit einem Geldgeschenk belohnt werden. Die unzähligen Fälle, wo die gleiche Verheißung sich als trügerisch erwiesen hatte, waren dann schnell vergessen. Von der Furcht, daß sie ihrer Wohltäterin

kein Geld anbieten dürfe, war Pensa längst zurückgekommen, ihr Monatslohn ging regelmäßig diesen Weg, und schon war das Sparbüchlein in Angriff genommen. Das Anspießen von Banknoten blieb gleichfalls im Schwung, und wenn diese fehlten, ließen sich sogar Silbermünzen verwenden. Dafür wurden auch die Karten immer gefügiger, der Karobub ließ sich jetzt nicht mehr lange bitten, sondern kam auf den ersten Ruf der Sonnambula zum Vorschein, und Herzdame fiel immer in seine Nähe. Wenn Gusberti bei einer Zusammenkunft, zu der man ihn durch die Geister beschieden hatte, nicht erschien, so wußte der Karobub des andern Tages den unabweisbaren Abhaltungsgrund mit Bestimmtheit anzugeben. Wie leicht verzieh sie ihm dann seine Kälte, die schroffen Reden, die sie von ihm gehört, und die immer wieder getäuschten Erwartungen. Ach, und wie gern ließ sie sich von dem Karobuben all die süßen Worte wiederholen, die ihr zuerst Herz und Sinne verwirrt hatten.

Wäre nur der Padrone nicht gewesen, der ihr neuerdings die Ausgänge beschränkte und ihr überhaupt auf die Finger sah, so sehr es seine häufige Abwesenheit zuließ. Seit der Begegnung auf der Treppe hatte er ihr einen Groll bewahrt, der bei jeder Gelegenheit durchbrach. Beim kleinsten Versehen drohte er ihr mit Entlassung, weil er sah, wie der Gedanke, fort zu müssen, sie erschütterte. An diesen Dienst waren ja all ihre Hoffnungen geknüpft. Sie suchte ihm dann auf eine scheue ängstliche Weise alle Befehle an den Augen abzulesen, hielt sich dabei aber, von einem brutalen Funkeln seiner Augen gewarnt, immer in der Entfernung. Er hätte übrigens keinen zudringlichen Scherz mehr gewagt, denn das dumme, taktlose Ding wäre ja imstande gewesen, sich bei ihrer Herrin zu beklagen.

In der ganzen Nachbarschaft fiel Pensas heimliches Wesen und ihre herabgekommene Kleidung auf, aber nur die Pippa war dem Geheimnis auf der Spur. Mit der Witterung des Hasses hatte sie das verblendete Geschöpf umschlichen und ihr die unglückliche

Leidenschaft aus den Augen abgelesen. Doch schwieg sie weislich, um ihre Entdeckung bei guter Gelegenheit mit Nutzen zu verwerten.

Der Oktober versendete seine letzten Gluten, als die Signora von der Reise zurückkam. Sie wunderte sich gleichfalls über Pensas schlechten Aufzug und schenkte ihr Kleidungsstücke, die unter Pippas immer wachen Augen zum Trödler oder ins Pfandhaus wanderten, um die Wahrsagerin zu befriedigen. Das unselige Geschöpf ging jetzt schon in einer dicken Wolke umher, in der es die Außenwelt nicht mehr erkannte.

Als das Frühjahr herankam, waren ihre kleinen Ersparnisse ganz erschöpft: die Sonnambula hatte ihr nach und nach in kleinen Posten gegen zweihundert Lire abgenommen. Doch darüber machte sie sich keinen Kummer, denn das Geld konnte nach ihrer Meinung gar nicht besser angelegt werden; war sie einmal Gusbertis Frau, so brauchte sie ja für nichts mehr zu sorgen.

Um die Zeit der fälligen Hausmiete aber legte die Sonnambula mit einemmal ihre Schraube fester an. Sie brauchte eine größere Geldsumme, die sollte ihr Pensa schaffen, die immer so gut bei Kasse zu sein schien.

Sie begann damit, das arme Kind durch allerlei Andeutungen von einer sehr gefährlichen Nebenbuhlerin zu ängstigen und ließ sich endlich von der gepeinigten Pensa mit Mühe das Versprechen entreißen, daß sie den Geist ihres Liebhabers herbeischwören wolle, um endlich seine Gesinnung einmal auf den Grund zu erforschen. Aber den Geist eines Lebenden zu rufen, sei eine schwere und gefährliche Sache, und die Beschwörung koste viel Geld.

Pensa war gleich bereit, das Nötige zu schaffen, wie, wußte sie selbst noch nicht. Sie wagte dem Weib nicht zu gestehen, wie sehr sie auf dem Trocknen war, sie hatte eine unbestimmte Ahnung, daß ihr dann die Geisterwelt ihren Schutz entziehen würde. Einen Vorschuß ihres Lohnes zu erhalten, war bei dem strengen Ordnungssinn der Padrona ganz unmöglich. Sie bettelte sich bei den

Freundinnen kleine Darlehen zusammen und versetzte alle Geschenke, die sie im Lauf des Jahres empfangen hatte, aber die Summe, welche die Somnambula brauchte, war nicht aufzubringen. Sie dachte in ihrer Herzensnot daran, dem geistlichen Oheim schreiben zu lassen, aber dieser Einfall wurde als aussichtslos wieder verworfen.

Ein schön gearbeiteter Handleuchter von schwerstem Silber war schon vor längerer Zeit durch Jessie in ihre Schlafkammer verschleppt worden. Niemand hatte je danach gefragt, und Pensa war gewohnt, sich jeden Abend darin ihr Lichtstümpfchen anzuzünden. Das gute Kind hatte in seinem Leben auch nicht nadelsgroß von fremdem Eigentum an sich gebracht, jetzt aber hetzte die Leidenschaft sie durch dick und dünn, — ihr Gewissen verwirrte sich und sie versetzte auch den Leuchter.

Auf dem Heimweg aus dem Leihhaus war ihr nicht wohl zumute und sie mußte zum erstenmal seit langer Zeit viel an ihren Vater denken. Wenn sie den im andern Leben wiederfand und ihm Rechenschaft gab von allem ihrem Treiben, — das Versetzen des Leuchters durfte er nicht erfahren. Vor sich selber tröstete sie sich mit der Gewißheit, daß sie lang vor dem Verfalltag wieder im Besitz von Geld sein mußte, — wer würde denn dem Leuchter ansehen, daß er unterdessen im Leihhaus gewesen!

Und doch trotz aller Gedankenlosigkeit ging ihr jeden Abend, wenn sie ihr Lichtstümpfchen auf den bloßen Tisch stellte, ein Stich durchs Herz.

Die Stunde der Beschwörung verbrachte sie auf Befehl der Wahrsagerin im Gebet auf ihrer Kammer, aber als sie sich des andern Tages zitternd einstellte, um ihr Urteil zu vernehmen, empfing die kleine Bucklige sie mit einem Strom von Vorwürfen.

Hätte sie gleich gewußt, was sie jetzt wisse, so würde sie sich die viele Zeit und Mühe und Pensa die Kosten erspart haben. Warum das dumme Ding ihr nie gesagt habe, daß ihr Offizier bettel-

arm sei und nie daran denken könne, ein Mädchen ohne Mitgift zu heiraten?

Sie wollte sich so der unbequem werdenden Kundschaft entledigen, denn nach diesem letzten großen Aderlaß war bei Pensa doch nichts mehr zu holen. Diese saß wie verdonnert auf ihrem Stuhl, und der Fächer war ihr vor Schreck entfallen. Um das zu erfahren, brauchte sie wahrlich die Hilfe der Geisterwelt nicht, es war ja nur, was sie von Anfang an wußte und was zu vergessen sie keine Kosten gescheut hatte. Aber auch jetzt gingen ihr die Augen nicht auf, sie war vielmehr überzeugt, wenn die Sonnambula nur nicht so böser Laune wäre, so könnte sie gewiß die Dinge zu ihren Gunsten lenken.

Die Alte aber wollte sich auf nichts weiter einlassen; sie wirtschaftete schlürfend auf und ab, indem sie Pensas jammervollen Blicken auswich, räumte Fläschchen und Büchschen auf die Seite und setzte ihr dabei die Bedingungen einer Offiziersehe auseinander.

Jedoch die Sonnambula hatte gut reden. Das war alles unanfechtbar, und Pensa sah es auch ein, aber sie hatte den Boden nicht mehr unter den Füßen. Sie mußte doch fortfahren, Attilio zu lieben, heute wie gestern und so weiter in alle Ewigkeit, weil diese Liebe nachgerade mit allen ihren Lebensorganen verwachsen war.

Ist denn gar nichts zu machen? fragte sie ängstlich.

Was soll denn zu machen sein? schnauzte die Alte sie an. Wenn du gescheit bist, schlägst du dir die Sache aus dem Kopf und heiratest den Bäcker.

Pensa stand auf und näherte sich schweigend der Tür. Sie war ganz blaß, und ihre Unterlippe zitterte ein wenig, aber sonst beherrschte sie ihre Erregung.

Halt, wo willst du hin? rief die Hexe betroffen über dieses entschlossene Gebaren. Bleibe hier und mache dir Luft. Mit einem solchen Schwert im Herzen kann man nicht fortgehen, als wäre

nichts geschehen. Komm, setz' dich in den Lehnstuhl und weine dich aus, das wird dir gut tun.
Aber Pensa verlangte nach keiner Erleichterung. Der Wahn, solange künstlich von der Wahrsagerin genährt, war ihr Leben gewesen, in der Welt der nüchternen Wirklichkeit gab es keinen Platz mehr für sie. Vor ihrem Geist stieg die unklare Vorstellung von einer blanken Wasserfläche auf, wo sie ihre Verzweiflung untertauchen und Ruhe finden konnte. Sie schüttelte den Kopf auf allen Zuspruch und strebte zur Tür hinaus.
Was hast du vor? schrie die Sonnambula erschrocken und umklammerte das Mädchen.
Nichts, was Sie angeht, Signora Sonnambula, entgegnete Pensa mit Fassung und machte sich los. — Was Ihre Mühen betrifft, von denen Sie vorhin sprachen, so habe ich Sie immer bezahlt, so gut ich konnte. Für den Anteil, den Sie an mir genommen haben, danke ich Ihnen. Aber es wäre nicht so weit mit mir gekommen, wenn Sie mir von Anfang an keine Hoffnungen gemacht hätten.
Oho, soll jetzt ich schuld sein? rief das Weib erbost. Hab' ich dich geheißen, dein Herz an einen Mann hängen, der über deinem Stand ist, was?
Ich mache Ihnen auch keine Vorwürfe, Signora Sonnambula, aber es wäre eben manches besser nicht geschehen, sagte Pensa, vor deren Geist jetzt plötzlich wieder der entwendete Leuchter stand. Wenn sie tot war, wer sollte dann den Leuchter aus dem Pfandhaus zurückholen? Und mit welcher Stirn dort oben vor ihren Vater treten, wenn der Leuchter durch sie ihrer Herrschaft verloren ging?
Die Hexe hatte sich während des Gesprächs zwischen Pensa und die Tür zu schieben gewußt, jetzt erspähte sie den Moment und drehte schnell den Schlüssel um, den sie in die Tasche steckte. In diesem Zustand durfte sie das Mädchen nicht fortlassen, denn so dumme junge Dinger sind zu jedem Narrenstreich fähig, und die Polizei steckt ja gleich ihre Nase in alles.

Mamma mia! rief sie daher einlenkend. Das ist doch noch lange kein Grund zum Verzweifeln. Wenn du seine Frau nicht werden kannst und ohne ihn nicht leben willst, nun, es ist schon manches Pärlein zusammengekommen, ohne den Sindaco.

Nein, nein, sagte Pensa erschrocken. Und meine Ehre und der gute Name meines Vaters, für den ich einmal Rede stehen muß! Soll man mit Fingern auf mich deuten? Wenn Sie nichts Besseres wissen, so lassen Sie mich fort, denn ich will sterben.

Aber wenn er dich zu sich nimmt und dich bei sich behält sein Leben lang? sagte die Alte dringlich, indem sie Pensa bei den Schultern faßte. Wenn er für dich sorgt, dich hegt und pflegt, was kann dir denn daran liegen, ob die andern dich für seine rechtmäßige Frau ansehen oder nicht?

Pensa blickte sie überrascht und zweifelnd an. Von dieser Seite hatte sie die Frage noch nicht betrachtet.

Und können Sie das machen, Signora Sonnambula? fragte sie zaghaft.

Ob ich das machen kann! entgegnete die Alte mit einer Gebärde der Überlegenheit.

Pensa dachte nach. Sie stieß einen langen Seufzer aus. In der Kirche könnte er sich wenigstens trauen lassen, wandte sie nach einer Weile schüchtern ein. Das Weib gab einen Laut der Zustimmung von sich.

Und wollen Sie es wirklich dahin bringen, daß er mich ganz wie seine Frau ansieht, hob das arme Kind wieder an, und liebt und ehrt und nie verläßt? Denn ich könnte ja die Schande nicht ertragen, ich würde sterben vor Jammer und Reue.

Nie soll er dich verlassen, Kind, dafür laß nur mich sorgen, das habe ich ganz in der Gewalt. Wir geben ihm ein Pulver ein, das macht, daß er dich sein Leben lang mit verliebten Augen ansehen muß. Nicht wahr, so gefällt dir's, und jetzt wirst du nicht mehr unzufrieden mit mir sein?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Pensa erhob noch ein paar schwache Einwendungen, dann bat sie sich Bedenkzeit aus, um den schweren Schritt zu überlegen.

Die Hexe sah ihr erleichtert nach, als sie flinken Schritts in ihrem schwarzen Schleierchen, den Fächer in der Hand, die Treppe hinabging, und hoffte, daß sie auf weitere sechs Monate vor Pensas Vorwürfen Ruhe haben werde.

Als Pensa nach Hause kam, überraschte die Köchin sie durch die Frage nach dem silbernen Handleuchter. Die Padrona habe danach verlangt, und er sei doch zuletzt in Pensas Zimmer gewesen, aber niemand könne ihn finden. Pensa stand mit Rot übergossen und stammelte, sie wisse von nichts.

Die Pippa sah sie scharf von der Seite an und fragte, in welchem Leuchter sie denn des Abends ihr Licht anzünde, worauf Pensa stotternd bekannte, sie habe schon lange keinen Leuchter und stelle das Kerzenstümpfchen auf den bloßen Tisch. Für diese auffallende Nachlässigkeit wußte sie aber keinen Grund anzugeben, und die Pippa sah mit Genugtuung, daß sie die Scheinheilige auf einem Fehl ertappt hatte. Jetzt war sie entschlossen, sie rasch zu Fall zu bringen, denn so lange Pensa im Haus war, bekam sie täglich eine Dosis Gift zu schlucken. Sie hatte sich wieder an den hübschen Bäcker heranzumachen gewußt und gab sich den Anschein, als suche sie ihn aus christlicher Nächstenliebe über sein Mißgeschick zu trösten, aber heimlich schäumte sie vor Wut. Denn Domenico pflegte, sobald er Pensa nur aus der Ferne sah, mit einem Seufzer zu sagen:

Wenn eine Gewisse gewollt hätte, so wäre sie jetzt versorgt und brauchte sich nicht mehr im Dienst herumzudrücken.

Und wenn ihm dann die Köchin den Trost gab, es sei wohl sein Heiliger im Himmel, der diese Heirat hintertrieben habe, denn Pensa stecke voll von Heimlichkeiten und stehe im Hause in schlechtem Ruf, so antwortete er mit leuchtenden Augen:

Seht, Pippa, dieses Mädchen dürfte getan haben, was sie wollte,

ich würde sie heute noch zu meiner Frau machen und die Augen zudrücken, wenn sie nur Ja sagte.

Pensa war inzwischen wohl durch die Frage nach dem Leuchter beunruhigt worden, da aber nicht weiter davon die Rede war, fühlte sie sich bald wieder sicher. Sie wußte nicht, daß der stille, tödliche Haß an ihrer Seite ging und Wand an Wand mit ihr schlief. Gewissensbisse empfand sie keine. Hätte sie denn zaudern dürfen, wo die Liebe Attilios auf dem Spiele stand? Ihre Gedanken, die bei dem plötzlichen Angriff Pippas wie aufgescheuchtes Wild auseinandergeflogen waren, kehrten schnell auf die alten Weideplätze zurück. Sie lag die ganze Nacht in wohliger Schlaflosigkeit und spann sich behaglich in ein neues Hoffnungsgespinst ein. Sie meinte, sie überlege den Vorschlag der Sonnambula, in Wahrheit aber war sie schon ganz entschlossen, sich mit dem zu begnügen, was Attilios Liebe ihr gewähren konnte. Wenn sie erst beisammen hausten und sie unter seinem Schutze stand, dann würden die Leute sie schon mit Achtung behandeln, und wenn er gar in die kirchliche Trauung willigte, so war sie ja fast so gut wie seine rechtmäßige Frau. Was den Leuchter betrifft, so fand sich gewiß auch ein Rat. Sie wollte jetzt nur anstandshalber ein paar Tage warten und dann der Sonnambula mitteilen, daß sie ihren Vorschlag annehme.

Ehe sie aber zu diesem Gang Gelegenheit fand, fiel ein Donnerschlag auf ihr Haupt.

Gusberti kam, die strahlende Miß Dolly am Arm, und machte Brautbesuch. Olimpia war auch dabei, und Pensa konnte aus dem Nebenzimmer, wo sie mit Jessie spielen mußte, die Freudenrufe und die schallenden Küsse hören, die zwischen den Damen getauscht wurden, während die Posaunenstimme des Majors alles mit Glückwünschen übertönte. Pensa fiel ohnmächtig auf den Teppich. Auf Jessies Geschrei kam die Pippa gelaufen und netzte des Mädchens Stirn mit Wasser.

Die schlaue Florentinerin war augenblicklich auf der Höhe ihrer

Aufgabe. Sie erblickte äußerste Gefahr im Verzug, denn wenn Pensa den Gegenstand ihrer wahnsinnigen Träumereien sich entrissen sah, so wurde der Platz für Domenico frei. Da mußte ein Riegel vorgeschoben werden.

Sobald die Kleine zu Bett gebracht war, rannte Pensa, ohne zu fragen, noch am Abend nach dem Borgo Stella. Die Sonnambula erschrak, als das Mädchen ohne Tuch und Schleier wie eine Wahnsinnige zur Türe hereinfiel. Aber sobald ihr die Nachricht an den Kopf geworfen war, erlangte sie auch ihre dreiste Stirn wieder.

Das kommt von deinem langen Besinnen her, sagte sie frech. Glaubst du denn, so ein schöner, junger Mann werde ewig auf dich warten? Da hast du's jetzt; wer nicht zugreift, geht leer aus.

Dann aber ließ sie sich durch Pensas Verzweiflung erweichen und gab ihr ein wenig blaues Pulver in einem Stückchen Papier. Wenn es gelang, dieses Pulver der Miß auf den Kopf oder auch nur über das Kleid zu streuen, so mußte der Bräutigam seine Braut verlassen und zu Pensa zurückkehren. Die Alte trieb ihre Menschenliebe so weit, für dieses Pulver keine Bezahlung zu verlangen.

Pensa hatte nicht viel Zeit zu verlieren, denn die beiden Namen standen schon am Munizipium angeschlagen. Sie rannte ein paar Tage lang wie eine Besessene durch alle Straßen, die kleine Jessie immer mit sich schleppend, um Miß Dolly zu begegnen. Damit das Kind zufrieden war, kaufte sie ihm Leckereien, und das Geld dazu nahm die Unglückliche vom Schreibtisch ihrer Herrin, wo immer ein Häuflein Kupfermünzen lag. Jetzt, wo Tod und Leben auf dem Spiele stand, konnte sie nicht mehr ängstlich Recht und Unrecht wägen. Der erste Schritt war ja schon getan, als sie den Leuchter versetzte. Da Miß Dolly nirgends zu finden war, streute sie in ihrer Angst einen Teil des Pulvers auf die Schwelle ihrer Haustür; das war auch gut, aber nicht so wirksam, wie auf der Person selber.

Aber beim Nachhausekommen fand sie Miß Dolly in eigener Person bei ihrer Padrona im Vorzimmer stehend, wo sich die beiden Freundinnen voneinander verabschiedeten. Dolly war gekommen, die Signora zur Hochzeit einzuladen!

Schnell zog Pensa den Rest ihres Pulvers hervor und schüttete ihn der Miß auf das englische knapp sitzende Kleid. Dabei verfuhr sie so ungeschickt, daß Dolly sich verwundert umsah und fragte: Was machst du da?

Am selben Tag sagte die Pippa so nebenbei zu der Padrona: Fällt es Ihnen nicht auf, Signora Padrona, wie sonderbar die Pensa in letzter Zeit geworden ist? Was hatte sie heute nur an der Tasche der Miß Thompson zu schaffen?

Die Signora sah Pippa mit starren Augen an, wie sie zu tun pflegte, wenn sie den Sinn einer Rede nicht begriff, und drehte sich weg, ohne zu antworten.

Noch am selben Tag wollte sie Geld wechseln lassen und nahm mehrere Pfund in englischen Papierscheinen aus dem Schreibtisch. Aber ihre Schneiderin kam mit einem neuen Kleide dazwischen, das sogleich anprobiert werden mußte, deshalb ging sie eilig ins Nebenzimmer, ohne zuvor das Geld zu verschließen. Jetzt kam die Pippa, die alle ihre Bewegungen überwachte, auf den Zehenspitzen hereingeschlichen, nahm den obersten Schein fort und trug ihn auf ihre Kammer. Ihn verstecken war zu gefährlich, auch mochte sie vor sich selbst keine Diebin sein, daher verbrannte sie ihn.

Ein paar Minuten später bat sie ganz ruhig die Pensa, doch einmal einen Blick auf die kleine Standuhr zu werfen, die auf dem Schreibtisch der Padrona stand und für die einzig zuverlässige im Hause galt, denn sie selber dürfe nicht vom Herde weg, solang sie die Ente am Spieß habe.

Als die Signora zurückkam und das Geld zu sich stecken wollte, bemerkte sie gleich, daß ein Fünfpfundschein fehlte. Sie rief der Kammerfrau, damit sie ihr suchen helfe. Die Pippa trat

mit dem Kochlöffel in der Hand unter die Küchentür und sagte:
Er wird wohl vom Tisch geflogen sein, als ich die Pensa hineinschickte, um auf die Uhr zu sehen.
Natürlich war alles Suchen fruchtlos. Die Signora ging ins Kinderzimmer, wo Pensa mit völlig entgeistertem Gesicht neben Jessie am Boden kauerte, und fragte nach dem Schein. Pensa sah angstvoll aus allen Tiefen ihres Elends zu der Herrin auf, aber sie verstand nicht, was man von ihr wollte. Es stand jetzt anderes auf dem Spiel, als ein elender Papierschein, sie wußte ja nicht, ob das blaue Pulver wirken werde, da sie die Hälfte schon vorher weggeschüttet hatte.
Die Padrona wiederholte ihre Frage: Hast du nicht einen Papierschein vom Schreibtisch wirbeln sehen, als du in mein Studio tratst?
Ich war nicht in Ihrem Studio, Signora, sagte die Unglückliche, deren Kopf nicht mehr im Gleichgewicht war.
Wie, du warst nicht in meinem Studio? rief die Signora entrüstet. Ich sah dich doch selbst aus der Türe gehen, und die Pippa sagt, sie habe dich hineingeschickt.
Pippa, die auf dem Gang horchte, verging beinahe vor Wonne. Das war ja sichtbar Gottes eigene Hand, der die Pensa verderben wollte, und sie kam sich selber schon fast von Schuld gereinigt vor.
Das Kind erinnerte sich jetzt wieder an seinen Gang und sagte unschuldig:
Ach ja, ich sollte auf die Uhr sehen.
Die Herrin wandte ihren harten durchdringenden Blick nicht von ihr ab. Heute zum erstenmal fiel ihr Pensas verändertes Aussehen auf, und zugleich ging ihr Pippas Bemerkung wieder durch den Kopf: Was hatte sie nur an der Tasche der Miß Thompson zu schaffen?
Doch setzten diese Eindrücke sich nicht in einem deutlichen Ver-

dacht fest. Pensas Treue und Einfalt waren ja in zu guter Erinnerung, auch ging es ihr nicht in den Kopf, daß eine Menschenkennerin ersten Ranges wie sie so gröblich sich getäuscht haben könnte.

Aber sie war in tiefster Seele erschüttert durch den Vorfall, weniger des Geldes wegen, dessen Verlust gleichwohl empfindlich war, als daß so etwas in ihrem Haushalt geschehen konnte, den sie bisher für ein Muster von Zucht und Ordnung angesehen hatte.

Sie versammelte alle Dienstboten in ihrem Studio und redete ihnen scharf ins Gewissen. Sie hätte es nie für möglich gehalten, daß ein Dieb unter ihnen sei, und habe auch jetzt auf niemand einen bestimmten Verdacht. Aber die Tatsachen sprächen zu klar, das Geld sei verschwunden. Dieser Raub sei aber so dumm wie frech, denn das Wechseln des fremden Geldes müsse unausbleiblich den Dieb verraten. Der Schuldige könne daher gar nichts Besseres tun, als ein offenes Geständnis ablegen und den Raub zurückerstatten, worauf er straflos ausgehen würde. Bedenkzeit bis zum nächsten Morgen wurde gewährt; ließ der Schuldige diese ungenützt verstreichen, so hatte er die Folgen sich selbst zuzuschreiben.

Diese Rede hatte, wie begreiflich, keinen anderen Erfolg, als daß sämtliche Dienstboten eine schlaflose Nacht verbrachten, denn der Verdacht hing jetzt über jedem Haupt. Sämtliche — mit Ausnahme Pensas. Diese blieb ganz stumpf in der allgemeinen Aufregung und träumte von der Wirkung des blauen Pulvers und daß Attilio sie wieder in die Arme nehme; aber als sie sich an ihn schmiegen wollte, wich er zurück und immer weiter zurück, daß sie ihn nicht mehr erreichen konnte.

Die schüchterne Bemerkung Salvatores, ob sich die Padrona nicht vielleicht bei dem Geld verzählt habe, war von dieser fast empört zurückgewiesen worden, denn sie täuschte sich nie. Gleichwohl ließ es ihr keine Ruhe, sie verbrachte den halben Abend vor

der Schublade ihres Schreibtisches zählend und rechnend, aber das Ergebnis blieb immer das gleiche. Von Durchsuchung ihrer Leute nahm sie als gänzlich aussichtslos Abstand. Sie wartete jetzt bestimmt darauf, daß der Schein ihr am andern Morgen stillschweigend in den Weg gelegt werde; natürlich wartete sie vergebens. Schon in den letzten Tagen hatte sie bemerkt, daß die Kupfermünzen, die sie in einem Döschen auf dem Schreibtisch hielt, zu verschwinden pflegten, aber wegen der Geringfügigkeit der Summe hatte sie nicht nachgeforscht. Das war also nur ein Versuch gewesen, und das dicke Ende kam nach. Solcher Verdorbenheit gegenüber ziemte keine Schonung, und sie war entschlossen, unnachsichtlich gegen den Schuldigen vorzugehen, wer es auch sei.

Am Vormittag verlangte Pippa eine Unterredung. Sie kam mit ganz niedergeschlagener Miene und begann. Das Herz gehe ihr fast in Stücke, sagte sie, aber länger zu schweigen wäre ein Verbrechen gegen die gute, edle Padrona, gegen ihre eigene Person und gegen alle andern, die unschuldig seien wie sie. Sie habe schon lange bemerkt, daß die Pensa stehle, ihr selbst sei früher verschiedene Male Geld abhanden gekommen, sie habe die Diebin fast auf der Tat ertappt, hätte ihr aber nichts beweisen können. Auch seien es ja nur Kleinigkeiten gewesen, und sie wollte ihr Zeit gönnen zur Reue. Auch in den letzten Tagen müsse sie wieder kleine Summen gestohlen haben, denn man wisse ja, daß sie kurz zuvor ganz auf dem Trockenen gewesen sei, und doch habe Salvatore mitangesehen, wie sie in der Stadt sich mit Leckereien vollstopfte.

Salvatore hatte nur gesehen, wie Pensa der Kleinen Schokolade gab; selbst hatte sie keine gegessen. Aber der Schuß war wohlgezielt, denn dafür kannte Pippa ihre Herrin, daß ihr nichts so zuwider war wie das Naschen, und daß sie diese Sünde am schwersten vergab.

Sie stockte ein wenig, und ehe sie in ihrer Anklage fortfuhr, bat

sie die Padrona, Pensas viele gute Eigenschaften und ihre große Jugend zu bedenken, sie sei ja fast noch ein Kind.
Kind oder nicht! antwortete die Padrona hart. Verdorbene Kinder sind noch schlimmer als lasterhafte Große. Kannst du beweisen, was du gesagt hast, so soll sie meine ganze Strenge fühlen.
Es falle ihr schwer genug zu reden, antwortete die Pippa, aber da sie selber in Gefahr sei, dürfe sie nicht zögern. Wenn ihr die Padrona nicht glauben wolle, so möge sie sich auf den Monte di Pietà begeben und nach einem gewissen silbernen Leuchter fragen, der auf so rätselhafte Weise verschwunden sei. Dort könne sie den Leuchter finden und auch erfahren, wer ihn gebracht habe. Sie denke, wer den Leuchter genommen, der habe auch den Schein. Denn auf dem Wege gebe es keine Umkehr mehr, der führe Schritt für Schritt zur Verdammnis.
Bei diesen letzten Worten kehrte Pippa die Augen noch oben und stieß einen tiefen Seufzer aus. Die Padrona antwortete nicht und entließ sie mit Mißtrauen, denn Pensa war ihr bisher als ein Spiegel ehrlicher Einfalt erschienen, Pippa dagegen kannte sie als lügnerisch und selbstsüchtig. Dennoch hatten unleugbar schon gestern die Zeichen nicht günstig für Pensa gestanden. Frau Roselli beschloß vor allem einmal, ihre Lade zu durchsuchen, und entfernte das Mädchen unter einem Vorwand auf ein halbes Stündchen aus dem Hause. Pensa empfing den Auftrag zerstreut und schien sich an den gestrigen Vorfall nicht mehr zu erinnern. Wahrlich, wenn sie schuldig war, eine solche Gleichgültigkeit erschien noch strafbarer als das Vergehen selbst.
Die kleine Lade in Pensas Kammer stand harmlos offen und enthielt nur ein wenig Weißzeug, ein paar verschossene Seidenbänder, eine Schnur unechter Korallen in einem Schächtelchen und andern wertlosen Jahrmarktstand. Frau Roselli wunderte sich über diese Dürftigkeit, denn sie hatte Pensa immer reichlich mit Geschenken bedacht, wo mochte das alles hingekommen sein?

Sie konnte sich nicht verhehlen, daß das Mädchen Heimlichkeiten hatte. Übrigens strömte die Lade einen starken Wohlgeruch aus, für den sie keine Erklärung wußte. Endlich fand sie in einem Winkel sorgfältig zusammengewickelt und versteckt ein buntes Seidentuch mit den verschlungenen Initialen A und G. Dieses Tüchlein, das sich durch seinen Duft verriet, war nicht Pensas Eigentum, soviel stand fest. Die Signora wußte sogar, wem es gehörte, denn der Doktor hatte es noch während Jessies Krankheit vermißt und danach gefragt, weil es ihm von der Schwester gestickt und ein liebes Andenken war. Die Besuchskarte Gusbertis, die gleichfalls in der Lade lag und der Richterin vielleicht die Augen geöffnet hätte, kam unglückseligerweise nicht zum Vorschein, denn sie hatte sich zwischen ein paar Heiligenbildchen geschoben. Diese Entdeckung veränderte mit einem Male ihre Gesinnung gegen das Mädchen, und ihre Gedanken wurden zu lauter Spürhunden auf der Fährte der Verbrecherin.

Hatte Pensa dieses Tuch genommen, so konnte sie ebensogut noch manches andere gestohlen und zu Geld gemacht haben, wahrscheinlich war das Tuch nur zu wertlos für das Pfandhaus.

Auf der Stelle nahm sie eine Droschke und fuhr nach dem Monte di Pietà; von dort brachte sie den silbernen Leuchter und die Gewißheit von Pensas Schuld nach Hause.

Das Mädchen war unterdessen schon zurückgekommen und bügelte Jessies Spitzenkleidchen. Sie bemerkte nicht, daß um sie her geflüstert wurde und daß man ihr auswich, sie fühlte nichts als die dumpfe, tödliche Angst, daß das Pulver wirkungslos bleibe, denn die Somnambula, bei der sie in der Eile gewesen, hatte ihr gesagt, wenn nur die Hälfte davon auf das Kleid der Braut gekommen sei, so könne sie für nichts stehen.

Sie wurde gleich zu der Herrin gerufen, die ihr noch einmal mit richterlichem Ernst die Frage nach dem Schein vorlegte. Pensa beteuerte, sie wisse von nichts. Da fragte die Signora nach dem silbernen Leuchter. Das Mädchen wurde blaß wie eine Leiche,

aber ihr Unstern trieb sie zu leugnen. Nun wickelte die Signora den Leuchter aus einem Tuch und hielt ihn der Unglücklichen vor die Augen. Pensa senkte den Kopf, am ganzen Körper zitternd, und brachte kein Wort hervor.

Hast du also den Leuchter genommen, ja oder nein? ging das Verhör fort.

Ja, sagte sie fast unhörbar.

Und wozu brauchtest du das Geld?

Pensa schwieg. Wenn sie von der Sonnambula und ihrem Treiben erzählt hätte, so wäre ihr vielleicht verziehen worden, aber sie fühlte, daß sie auch auf der Folter nicht den geliebten Namen über die Lippen gebracht hätte. Sie mußte sich ganz durchsuchen lassen, ihre Tasche umdrehen, selbst ihre kleine zerrissene Börse öffnen, aus der nichts herausfiel, als ein einziger Centesimo. Sie solle sagen, wo sie den Schein hingebracht habe, wer ihre Helfershelfer seien, die ihr das Gestohlene bargen. Pensa blieb bei der Beteuerung, sie habe den Schein nicht genommen.

Hast du auch dieses Tüchlein nicht genommen?

Diese Anklage erschien ihr noch als die schrecklichste von allen. Sie sollte aus niedriger Habsucht den bestohlen haben, der ihr das teuerste auf der Welt war! Sie brach in Tränen aus und schluchzte, sie habe das Tüchlein gefunden und es nur behalten, weil es so gut roch.

Und den Schein hast du wohl auch gefunden? fragte ihre Herrin mit eisigem Hohn. Roch er wohl auch gut?

Nein, bei den Seelen meiner Lieben im Fegefeuer! Bei den Schmerzen der Madonna! Nein! schrie Pensa und griff an ihren Kopf, der mit ihr im Kreise ging.

Die Padrona sah schrecklich aus, ihre blauen Augen starrten. Der unerhörte Undank und die verstockte Schlechtigkeit dieses jungen Geschöpfes erschütterten sogar ihre Fassung. Die Lügnerin, die Diebin, die Komödiantin! Am wohlsten wäre ihr gewesen, wenn sie sie auf der Stelle hätte züchtigen dürfen, aber das verboten

die Landesgesetze. So sollte sie wenigstens auch die Strenge dieser Gesetze fühlen!

Sie packte das Mädchen, das keinen Widerstand leistete und an allen Gliedern zitterte, so fest, daß sich ihre Nägel durch den Ärmel ins Fleisch bohrten, schleppte und stieß sie in ihre Kammer, die sie hinter ihr abschloß. Da sollte sie bleiben, bis die Carabinieri sie abholten auf die Quästur. Dort würde man ihr den Mund schon öffnen.

Ist ein Opfer gefallen, so erwacht das Tier im Menschen und verlangt vom Blute zu lecken; wenn ein Wesen moralisch getötet ist, fällt das Urteil der anderen wie eine Hyäne darüber her und zerfleischt die Leiche. Jeder hat noch etwas gegen den Gerichteten beizubringen, und man freut sich, daß sein Schicksal zwar hart, aber auch verdient ist. Hier kam noch der schwere Umstand hinzu, daß durch Pensas Fall alle anderen gereinigt wurden und wieder frei aufatmen konnten. Ein jedes wollte jetzt ihre Verworfenheit von Anfang an gewittert haben. Hatte man sich denn jemals ihr anschließen können? Ihre scheinheilige Miene war allen zuwider gewesen; nicht umsonst hieß sie im Haus die Santarellina. Ja, jetzt war die Tugend und Heiligkeit am Tage.

Frau Roselli, die sich nicht leicht erzürnte, dann aber eiskalt und unerbittlich war, fühlte bei diesen Reden den Stein auf ihrer Brust immer kälter und schwerer werden. Sie wollte gar keine Schonung kennen und nur die Rückkehr ihres Gatten abwarten, um das Mädchen verhaften zu lassen. Jessie, die nach ihrer Pensa schrie, wurde von der Mutter erbarmungslos abgestraft und in einen dunklen Winkel gesperrt. Das Gift dieses Einflusses mußte ihrem Fleisch und Blut mit aller Strenge ausgetrieben werden, dann wollte sie eine englische Bonne ins Haus nehmen, die ihr Vertrauen verdiente.

Die Nachricht von dem schweren Fall der kleinen Scheinheiligen wurde in der ganzen Nachbarschaft herumgetragen. Domenico ward zuerst benachrichtigt.

Denkt Euch nur, einen ganzen Koffer voll gestohlener Wäsche, sagte die Pippa. Dutzende von seidenen Taschentüchern, der Leuchter, das Geld! Dafür kommt sie auch heute noch ins Gefängnis, Ihr könnt selber zusehen, wie man sie abführt.

Domenico schlug beide Hände vors Gesicht und schluchzte wie ein Kind. So jung und ein solches Schicksal!

So jung und so schlecht! rief Pippa. Ihr könnt Gott danken, daß er Euch vor der Schande bewahrt hat. Ich habe es immer gedacht, stille Wasser sind tief, aber ich mochte nichts sagen, weil ich Euch so versessen sah auf die Pensa. Jetzt tätet Ihr gut Euch zu besinnen, wo gediegene Eigenschaften zu suchen sind.

Sie sah selbstzufrieden umher und fühlte sich auch innerlich sehr gehoben vom Gefühl ihrer Reinheit.

Pensa lag in ihrer Kammer, mit ausgestreckten Armen über die kleine hölzerne Lade hergeworfen, als wäre hier eine Freistatt. Sie war ganz zerbrochen vom Bewußtsein ihrer Schuld und der Unschuld, die sie nicht beweisen konnte. Wenn sie nur alles erzählen könnte, wie es von Anfang an gegangen, wie sie ihr Herz an den schönen Offizier gehängt hatte und von der Somnambula betrogen worden war. Aber wie dieses Geständnis über die Lippen bringen? Und vor diesen kalten, blauen Augen, die nie etwas törichtes geträumt hatten, — das war ganz unmöglich.

Die Drohung, sie den Gerichten auszuliefern, war für Pensa dasselbe, wie etwa die Aussicht in einen Kessel mit siedendem Wasser geworfen zu werden. Schon der Gedanke, als Zeugin auf die Quästur zu müssen, hätte sie ja an allen Gliedern zittern gemacht! Und wenn Er von dieser Schande erfuhr, ihr Abgott, der schon ohnehin für sie verloren war! Der in den nächsten Tagen eine andere zum Altar führte, der sie nun nie wieder in seine Arme schloß! — Bei diesem Gedanken vergaß sie sogar das Schrecknis, das vor ihr stand, und die ganze Last ihres Jammers fiel mit einem Ruck auf jene andere Seite.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Major wollte von so äußersten Maßregeln, wie der Einmischung der Quästur, nichts wissen.

Die Polizei ist keines Menschen Freund, setzte er seiner Frau auseinander. Lieber möchte ich einem Dieb noch Geld geben, nur damit er schweigt und mir keine Untersuchung zuzieht. Das gäbe endlose Vorladungen, und schließlich hätten wir noch die Prozeßkosten zu bezahlen, denn das Mädchen hat ja nichts, und der Staat tut keinen Schritt umsonst. Von dem gestohlenen Geld bekommt man sowieso nichts mehr zu sehen.

Diesen Standpunkt konnte seine Frau nicht begreifen, ihr war es gar nicht so sehr um ihr Geld, sie verlangte Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person und der Zweckmäßigkeit, Gerechtigkeit im Abstrakten. Für solche Verbissenheit hatte nun seinerseits der Major kein Verständnis, und es gab einen kleinen Ehestreit, wo nordische und südliche Anschauungen hart aufeinanderfuhren, wo aber ausnahmsweise der Gatte Meister blieb. Er hatte seiner Frau klar gemacht, daß die Verhandlungen sie möglicherweise den ganzen Sommer in der Stadt festhalten könnten.

Als der Major die Kammer betrat, fand er Pensa noch immer mit dem Kopf auf ihrem Koffer liegend, das lose Haar nach vorn gefallen und die Arme hilflos herabhängend. Sie glich einem Opfer, das auf den Streich des Henkers wartet. Die Sonne spielte auf ihrem Nacken, der aus dem verwaschenen Kattunjäckchen vortrat, und vergoldete die kleinen Löckchen. Als sie den Padrone erkannte, zog sie sich noch mehr in sich selbst zusammen, daß sie ein ganz kleines Häufchen ward, und hielt die Augen gesenkt. Er hieß sie aufstehen.

Der Major war gekommen, um das Mädchen durch gütliches Zureden zum Geständnis und so weit wie möglich zur Herausgabe des Geldes zu bewegen, dann wollte er sie ohne Aufsehen entfernen. Aber beim Anblick der schönen Sünderin vergaß er das Geld. Das war also die freche, kleine Person, die die gekränkte Tugend zu spielen wagte, wenn er sich nur einen unschuldigen

Scherz erlaubte! Jetzt hatte sie sein Haus bestohlen und teilte offenbar den Raub mit einem Liebhaber. In seinen grobgeschnitzten Zügen spiegelte sich eine grausame Freude, sie so in seiner Gewalt zu sehen. Er hätte sie schütteln und schlagen oder in den Armen zusammenpressen mögen, so reizte ihn diese hilflos hingesunkene Gestalt.

Pensa hatte aus seiner Anrede die Hoffnung geschöpft, daß sie in ihm ein menschliches Herz finden werde, und lag vor ihm auf den Knien. Sie wiederholte schluchzend und stammelnd die Beteuerung ihrer Unschuld. Den Leuchter habe sie freilich in großer Not aufs Pfandhaus getragen, aber nur um ihn am ersten des Monats, wenn ihr der Lohn ausgezahlt würde, zurückzuholen. Wozu sie das Geld so nötig gehabt, wollte sie auch jetzt nicht sagen. Der Major überzeugte sich, daß der entwendete Schein nicht mehr in ihrem Besitz sein konnte, und daß ein Gefühl, stärker sogar als ihre Todesangst, sie abhalte den Mitschuldigen zu nennen. Sein Grimm wandelte sich in Eifersucht und entzündete das rasende Verlangen, dieses verlorene Geschöpf, das in seiner Sünde und seinem Jammer so unwiderstehlich war, an sich zu reißen.

Er redete ihr zu sich zu fassen und stellte sich, als glaube er an ihre Unschuld. Er wolle bei der Padrona einen Aufschub erwirken und inzwischen sehen, was er für sie tun könne. Er sei von jeher ihr Freund gewesen, sie habe niemand, der es gut mit ihr meine, niemand als ihn. Wenn andere sie in die Klemme gebracht hätten, er wolle sie wieder herausziehen. Er werde schon einen Ausweg finden, er täte ja alles für sie. Die Padrona freilich bestehe darauf, ihren englischen Bankschein wieder zu bekommen, und der Schein sei nun eben nicht mehr in Pensas Händen — er sei nie in Pensas Händen gewesen, nein, gewiß nicht. Aber es gebe noch andere englische Scheine, die dem entwendeten Schein so ähnlich sähen, wie ein Ei dem andern, denn die Nummer des Scheins habe die Padrona aufzuschreiben versäumt. Er wolle keine Mühe

sparen und einen ganz gleichen Schein finden, den solle seine kleine Freundin morgen früh der Padrona geben, und eine Erklärung würde man schon zusammen ausdenken.
Ob sie denn eine Schuld eingestehen könne, die sie nicht begangen habe? wandte Pensa schüchtern ein.
Ja, da sei nun nichts zu machen, antwortete leichthin der Major. Das müsse sie als Buße für andere Sünden ansehen, die sie wohl begangen haben werde. Ob die kleine Pensa denn keine Sünde auf dem Gewissen habe?
Er fuhr ihr mit seiner breiten Hand über den Nacken am Kopf herauf, daß die spröden Haare unter seinen Fingern knisterten, und wollte sie um den Leib fassen, aber sie sträubte sich. Ihr Herz, das schon angefangen hatte aufzuschwellen, zog sich wieder ganz bang zusammen, und sie fiel von einem Schrecken in den anderen.
Du bist ein Gänschen, sagte der Major, indem er sie freigab, aber du wirst schon noch einsehen, wer es gut mit dir meint. Ich gehe jetzt fort und ruhe nicht, bis ich einen Bankschein habe, der für den vermißten gelten kann. Niemand im Hause darf erfahren, daß wir einverstanden sind. Ich komme erst in der Nacht wieder, wenn alles still ist, und bringe dir den Schein. Dafür mußt du aber ein bißchen erkenntlich sein, denn kein anderer Padrone täte, was ich für dich tun will.
Kein anderer ließe sich bestehlen und würde noch selber das Gestohlene ersetzen, fügte er in Gedanken hinzu, aber er sprach es nicht aus, da er Pensa auf diesem Punkt so empfindlich sah. Mit schweren Schritten ging er aus dem Zimmer und schloß wieder hinter sich ab.
Später wurde ihr durch Salvatore das Essen gebracht. Das wäre eigentlich Pippas Geschäft gewesen, aber diese scheute sich, das Zimmer Pensas zu betreten. Es kam ihr fast vor, als sollte sie der Leiche einer von ihr Gemordeten ins Gesicht sehen. Hätte man die Pensa gleich aus dem Haus geschafft, so wäre alles gut

gewesen, und sie hätte nicht mehr an das Unglückskind zu denken gebraucht, aber sie noch immer in der Nähe zu wissen und ihr Stöhnen zu hören, das war unheimlich. Wenn sich der Padrone ihrer annahm, so hatte sie nichts dagegen und wollte mäuschenstill dazu sein. Sie wünschte ja keineswegs ihren Untergang, und daß sie nicht im Haus behalten würde, dafür bürgte die Entschlossenheit der Padrona.

Salvatore redete dem Mädchen gutmütig zu, ein wenig Speise zu nehmen, aber sie wollte nichts als ein Glas Wasser. Er fragte, ob er sonst nichts für sie tun könne, sie schüttelte den Kopf. Dann schlich er auf den Zehenspitzen ganz nahe zu ihr heran und flüsterte durch beide Hände:

Traue dem Padrone nicht, er meint's nicht gut. — Pensa wußte selber, daß sie ihm nicht trauen durfte. Was blieb ihr noch übrig?

In ihren angstvollen Augen stieg ein letzter, schrecklicher Gedanke auf, noch ungewiß und formlos, aber er setzte sich fest und nahm Gestalt an. Salvatore sah ihn nicht. Er sagte ihr, daß er von der Padrona den Befehl habe, Jessies Bettchen hinauszutragen, und erzählte, wie das Kind nicht aufhöre, nach Pensa zu verlangen. Jetzt machte sich des Mädchens Verzweiflung Luft, sie warf sich mit Schreien über die kleinen Kissen her und wollte das leichte Eisengestell nicht loslassen, bis der Bursch es ihr mit sanfter Gewalt aus den Armen wand. Also sollte sie nicht einmal das Kind wiedersehen, an dem sie hing, wie wenn es ihr eigenes wäre! Nun erschien sie sich erst ganz verstoßen und gerichtet.

Aber auch einen andern sollte sie nicht wiedersehen, von dem zu lassen noch schrecklicher war. War sie auch von der verfluchten Hexe betrogen worden, und gehörte er jetzt der Engländerin, ganz konnte er doch die arme, kleine Pensa nicht vergessen haben, die er einst so glühend in den Armen gehalten hatte. Ihr schwaches Hirn machte eine äußerste Anstrengung und suchte mit Sammlung nachzudenken.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Als Salvatore zurückkam, um auch das Waschgerät zu holen, fragte sie ihn, ob er die Wohnung des Stabsarzts Gusberti kenne, und sie sprach diesmal den Namen ohne alles Zögern aus. Er bejahte und brachte ihr auf ihre Bitte heimlich Papier und Schreibzeug. Den Brief versprach er mit aller Bestimmtheit noch am Abend zu bestellen, sollte er auch heimlich weglaufen müssen und sich acht Tage Arrest zuziehen.

Pensa dachte jetzt gar nicht mehr an ihre schlechte Handschrift, sondern schrieb ohne Besinnen, wie ihr das Herz eingab, alle Worte aneinanderhängend:

Herr Doktor, Sie haben mir einmal gesagt, ich solle Ihnen nicht mehr schreiben, und es geschieht auch nicht, um Sie zu belästigen. Aber Sie haben auch gesagt, wenn ich in Not sei und Sie brauche, soll ich Sie rufen. Jetzt bin ich in großer fürchterlicher Not. Kommen Sie heute noch vor Mitternacht unter mein Fenster und pfeifen Sie leise. Dann erfahren Sie alles. Ich will fort und fort beten, daß Sie den Brief rechtzeitig erhalten. Wenn Sie nicht heute nacht kommen, so können Sie mir nicht mehr helfen. Dann beschwöre ich Sie nur, nichts Schlechtes von mir zu glauben, denn es ist nicht wahr. Die Sonnambula war an allem schuld, und weil ich Sie nicht vergessen konnte.

Ihre bis in den Tod getreue Pensa.

Verzeihen Sie auch das einfache Schreiben, ich hatte keine Zeit, so schöne Sachen hineinzusetzen.

Da sie schon im Zug war und noch ein Blättchen übrig hatte, schrieb sie auch an die Padrona:

So wahr ich von Gott Verzeihung hoffe, ich weiß nichts von dem Schein. Es ist alles so, wie ich gesagt habe. Nur wegen des Leuchters bin ich schuldig und bitte, daß Sie mir vergeben und die Jessie nicht mehr schlagen, das Kind versteht ja nichts davon.

Der Brief war abgegangen und allmählich wurde es still im Hause. Jessies Geschrei war verstummt, das Kind mußte einge-

schlafen sein. Jetzt kam der Major nach Hause. Pensa hörte seinen Tritt vom Vorzimmer her und seine schallende Stimme, die ihr noch rauher vorkam als sonst. Nebenan gingen die Pippa und das Kammermädchen flüsternd zu Bett.

Die Stunden vergingen. Pensa betete angstvoll, daß Er doch kommen möge. Drunten auf dem Viale wurde es auch still, und so oft noch ein später Fußgänger vorüber ging, flog sie ans Fenster. Es war gerade eine Nacht wie an jenem Johannisfest. Der helle Himmel sah mit weißen Wölkchen und mit wenigen, durch den Mondschein getrübten Sternen ins Zimmer. Doch dafür hatte Pensa kein Auge, nur an dem Lindenduft erkannte sie, daß es wieder war wie dazumal. Sie wartete und wartete in einer Überreizung, die fast Freude war.

Jetzt schlich es über den Gang nach ihrer Kammer. Das war der Padrone. Der Schlüssel wurde gedreht, aber innen war noch ein Riegel, den hatte sie vorgeschoben. Er war zwar schwach, aber er genügte für ihre Sicherheit. Es klopfte, sie schlich an die Türe.

Öffne, Pensa, ich bin's, hieß es leise.

Ich weiß, aber ich öffne nicht.

Närrchen, ich habe ja den Schein. Mach doch auf.

Ich will den Schein nicht.

So ging das Geflüster noch eine Zeitlang hin und her. Der ungeduldige Mann rüttelte von außen an der Türe, aber der Riegel blieb fest.

Nun, so geh ins Verderben! sagte er endlich im Zorn und entfernte sich.

Jetzt war alles entschieden, aber nun faßte sie auch eine furchtbare Angst. Wenn Attilio nicht erschiene, wenn er den Brief nicht erhalten hätte! Wenn sie sterben mußte, ohne den Trost seines Anblicks! Und hatte sie denn den Mut zu sterben? Wie würde sie aussehen, wenn der Morgen kam? Und die ewige Strafe, die auf dem Selbstmord steht!

Jetzt schlich es abermals auf dem Gang. Der Major kam zurück.

Sei doch vernünftig, Pensa, ich mein' es ja gut mit dir.

Die Versuchung begann aufs neue. Sollte sie öffnen, die Todsünde auf sich laden? Dann konnte sie sich retten, aber das Grauen vor dem Mann, der ihr Elend mißbrauchte, stieß sie zurück.

Sollte sie sterben und in die ewige Verdammnis fallen? Aber vielleicht ist Gott barmherziger als die Menschen — man nennt ihn ja den lieben Gott!

Da ertönte ein leiser Pfiff auf dem Viale. Gott sei Dank! Er ist gekommen. — Er! Sie hatte kein anderes Gefühl mehr, als hinunter zu ihm — in seinen Armen sterben!

Er war es wirklich. Er hatte den Brief noch spät zu Hause vorgefunden, als er von seiner Braut kam. Mit Mühe entzifferte er Handschrift und Orthographie. Was mochte nur das kleine Mädchen von ihm wollen? Wie lästig diese Störung! Aber der Brief klang so angstvoll. Gewiß, sie war in Not und bedurfte seiner. Sei es, was es sei, er mußte ihr helfen.

Es war nicht mehr weit vor Mitternacht, als er sich auf den Weg machte. Unter dem wohlbekannten Fenster pfiff er leise. Etwas Weißes wurde sichtbar, er hörte seinen Namen nennen.

Jetzt wuchs die Gestalt in die Höhe und erschien hoch oben auf dem Fensterbrett. Ein Schrei und ein Sausen durch die Luft, dann fiel ein schwerer Körper neben ihm zu Boden.

Er war in seinem Entsetzen zuerst zurückgesprungen. Jetzt eilte er hinzu und beugte sich über die Gefallene. Er richtete den armen, zerschmetterten Leib in seinen Armen empor, wie sie es gehofft hatte, und beim Schein eines Streichhölzchens erkannte er, daß das Leben schon erloschen war.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein Rätsel

Ein seltsamer Fund geriet unlängst in meine Hände.

Ich pflegte von Florenz aus häufig die Steinbrüche des Monte Ceceri zu besuchen und hielt mich dort gerne in den Felsenkammern auf, die durch die Absprengung der Steine entstanden sind. Da diese Steine, zum Häuser- und Straßenbau dienend, meist in langen Stufen gebrochen werden, so haben sich unregelmäßige Treppen gebildet, die märchenhaft in das Innere des Berges zu führen scheinen. Um dem Einsturz vorzubeugen, hat man starke Pfeilermassen stehen lassen, welche die triefende Decke der Kammern tragend an die Felsenbauten der Alten erinnern. Das durchgesickerte Wasser steht als dunkler See auf dem Boden, und durch seitliche Luken sieht wie durch Fenster der blaue Himmel herein. Viele solcher Kammern sind wegen Erschöpfung des Gesteins verlassen, und das Geröll darüberliegender Brüche hat ihren Eingang bis zu halber Höhe verschüttet.

In einer dieser Kammern saß ich an einem warmen Frühlingsabend, hörte tief unten im Tal die Mensola rauschen und betrachtete mir die zerklüfteten Flanken des Berges, wo zwischen rötlichem Geröll nur die wilde Myrte und einzelne schmächtige Zypressen sproßten. Da machte ich eine unerwartete Entdeckung. Zwischen zwei vorstehenden Steinen an geschützter Stelle stak ein in schwarzes Leder gebundenes Taschenbuch. Ich zog es vorsichtig heraus, und nachdem ich es eine Zeitlang zweifelnd in den Händen gedreht hatte, nahm ich mir die Freiheit, es aufzuschlagen. Seine Blätter waren mit Tinte beschrieben, in einer steifen, aufrecht stehenden Schrift, die von rechts nach links lief und mir

auf den ersten Blick unverständlich schien, dazwischen mengten sich Zahlen und gekritzelte Figürchen. Die ersten Seiten fehlten, und in die geheften Blätter eingeschoben lagen andere, von verschiedenem Format, die mit denselben fremdartigen Zeichen bedeckt waren.

Lange hielt ich das unordentliche Heftchen in der Hand und suchte nach einem Schlüssel zu dieser Geheimschrift, in der ich nichts erkennen konnte als die O. Da kam mir plötzlich der Einfall, mein kleines Taschenspiegelchen herauszuziehen und neben die Schrift zu halten. Freudige Überraschung! Die verworrenen Züge ordneten sich sofort im Glase, die Hieroglyphen erwiesen sich als gewöhnliche Spiegelschrift, und die ersten Worte, die ich entzifferte, waren deutsch. Doch war das Lesen mit dem winzigen Spiegelchen sehr unbequem, und zuweilen liefen Querlinien mitten durch das Geschriebene und vermehrten die Schwierigkeit.

Aber das Wenige, was ich gelesen, ließ mir keine Ruhe, und ich nahm den wunderlichen Fund mit nach Hause, wo ich ihm mit einem größeren Handspiegel und zwei angezündeten Kerzen zu Leibe ging. Nachdem ich die Schrift nicht ohne Mühe entziffert hatte, suchte ich, so gut es gehen wollte, einige Ordnung hineinzubringen, indem ich Wiederholungen wegließ, kleine Zusammenziehungen vornahm und nach der Wahrscheinlichkeit die Reihenfolge herstellte.

Als sie endlich ins Reine geschrieben war, erhielt sie die Gestalt, in der sie hier vorliegt:

*

Ich stand auf dem Domplatz von Pisa.

Es war eben Mittag, die letzten Schläge der Uhr zitterten noch durch die glühende, unbewegliche Luft. In der blendenden Helligkeit standen die Marmorkolosse, Dom, Battistero und Campanile traumhaft, ohne Schwere da, als wüchsen sie soeben aus dem grünen Flaume des Bodens heraus. Hier wohnt die Einsamkeit

in ihrem marmornen Königssitz, umflutet von unerträglichem Glast, mit dem sie jeden Eindringling wie mit einer wabernden Lohe zurückscheucht.

Nur wie ein leises, leises Schwirren tönt der Lärm der Stadt herüber, in der Entfernung rollt ein Wagen vorbei, aber niemand soll mir einreden, daß seine Insassen Wesen von Fleisch und Blut seien. Es muß ein Stück Jenseits sein, auf dem ich stehe, und ich bin keineswegs sicher, wie es um meine Leiblichkeit bestellt ist. Wenn nicht mein kurzer Schatten neben mir aufs Pflaster fiele, würde ich nicht glauben, daß ich da bin. Ob meine Stimme wohl einen Laut hat? — Ich möchte sie gern versuchen, aber sie wagt sich nicht hervor in dieser Stille, ich fühle mich so aufgehoben, so nicht vorhanden in der dünnen, körperlosen Hitze, die mir selbst das Gefühl der Schwere nimmt.

Ich erhebe nacheinander meine Arme und Beine, um mich zu überzeugen, daß sie mein sind. Meine Bewegungen sind langsam und schattenhaft, und meine Gedanken gehen leise wie auf Filzsocken. Ich kann mich nicht auf meinen Namen besinnen. Es scheint mir, als würde ein grauer Schleier langsam über mein Gehirn gezogen, und ein dumpfer Schmerz in den Schläfen läßt mich nicht denken. Ich muß irgendwo in der Sonne geschlafen haben, denn mein Geist ist noch umflockt wie von zerrissenen Gespinsten und meine Glieder steif vom Liegen. Seltsamer, unbegreiflicher Zustand! Ich weiß nicht, wer ich bin. — — —

Der Himmel ist überall gleichmäßig tief und blau, eine hoch gewölbte saphirne Kuppel, unter der kein Wölkchen wandert und kein Vogel singt. Immer unheimlicher blicken mich die Dinge an, es ist, als sei die Erde plötzlich im Schwung erstarrt und liege in atemlosem Erwarten von etwas Ungeheurem. Weiß und geisterhaft glüht die Sonne, als müsse sie einem Weltbrand leuchten, und die Luft hat sich regungslos in sich selbst verkrochen. Die Einsamkeit starrt mir ins Gesicht mit ihren leeren, weißen Sphinxaugen, die mir mein Ich genommen haben. — Trotz der Hitze

überrieseln mich eisige Schauer. Dann fängt mit einem Male alles zu wogen und zu branden an. Mir schwindelt, ich habe keinen Halt in der wallenden Unendlichkeit, das Ankertau ist mir entschlüpft, die Wirbel stürzen auf mich ein und reißen mich hinunter. — — —

Die Tür des Battistero steht offen, und ich trete schwankend hinein. Ich mache ein paar Schritte in der leeren Rotunde, ich fühle meinen Atem, der aus- und eingeht, also bin ich doch. Ich setze an, ein wilder unmelodischer Ton entringt sich meiner Kehle und durchläuft im Echo den Raum. Ich betaste mein Gesicht, meine Arme, ich übe meine Glieder im Laufschritt, ich tanze, also bin ich doch.

Dann tauche ich meinen Kopf ins Taufbecken und wasche meine Hände, daß das Wasser nach allen Seiten spritzt. Jetzt wird mir wohl, und eben wollte ich neue Daseinsproben mit mir anstellen, als ein Mensch, den ich zuvor nicht wahrgenommen hatte, in mein Sehfeld fiel. Es war ein ältlicher, etwas beleibter Herr in heller Sommerhose und grau gewürfelter Jacke, offenbar ein Reisender, denn er trug den Feldstecher an gelbem Riemen über die Schulter geschnallt. Die Störung war mir lästig, ich schüttelte das Wasser aus den Haaren, trocknete Gesicht und Hände mit dem Taschentuch und verließ den Tempel. — — —

Ich bin, das ist kein Zweifel, aber wer bin ich? Mit welchem Namen unterscheide ich mich von meinen Mitgeschöpfen? Wo war ich vorher, und was will ich hier? — — Ich weiß es nicht! O ewige Vorsehung — ich habe keine Antwort auf diese Fragen!

Aus aller Kraft klingle ich jetzt an der Tür des Camposanto, daß der Kustode herbeistürzt und seine Schlüssel hervorzieht. Das hindert mich aber nicht, noch immer weiter zu klingeln, denn der Ton der Klingel macht mir Freude. Ich nehme ihn für einen Beweis meines Daseins.

Signore, Signore, es ist offen, schnaubt der Custode.

Meinetwegen, so treten wir ein.

Totenstille empfängt mich, um die weißen Bogengänge flutet das unerbittliche Licht, der saftige Rasen leuchtet und lacht in unnatürlich dunklem Grün, übersättigt von all den Leibern, die ihn genährt haben, und die schwarzen Zypressen stehen hoch und regungslos, riesige Schildwachen des Todes. Ich entziffere die Inschriften auf den blanken Grabsteinen und könnte schreien vor Wut. Jeder dieser armen Narren, die hier unten vermodert sind, hat seinen Namen hinterlassen, der auf diesen Steinen sein wesenloses Dasein weiterführt, und ich lebe und weiß nicht, wer ich bin! Ich kann gehen, singen, tanzen, kann einwirken auf die Dinge außer mir, aber ich weiß nicht, wie ich heiße!

Lange Zeit habe ich vor mich hingestarrt, um meine Gedanken zu sammeln, aber umsonst. Keine Erinnerung kommt mir zu Hilfe. Ich kehre meine Taschen um, ich stöbere nach einer Besuchskarte, einem Brief, einem Paß. Da ist nichts, nichts, das mir auf die Spur hilft — nur eine Börse mit Geld und ein Taschentuch, das ich an allen Enden umdrehe, es hat nicht einmal einen Namenszug.

Was ist mit mir vorgegangen?

War das immer so mit mir? Habe ich vielleicht eine schwere Krankheit durchgemacht, in der mein Gedächtnis verlöscht ist? Was soll nun aus mir werden?

Ich versank am Ende in gedankenloses Brüten und sah der Entpuppung einer Zikade zu. Ihr falbes Gehäuse war der Länge nach wie Glas geborsten, daß der neue grüne Leib darunter sichtbar ward. Sie lag und krümmte sich, um ihre dünnen Füße aus der engen Beschuhung zu befreien, und brachte unter verzweifelten Mühen das Köpfchen aus dem Spalt hervor, das gleich den Füßen half, sich gegen die Hülse zu stemmen und sie wie ein enges Kleidungsstück unter Zerren und Zappeln vollends herunterzuziehen. Endlich war ein formloses Ding geboren, das sich noch betäubt in der Welt umsah, während die leere Larve mit den vorgewölbten Augen in dummer Verwunderung das neue Wesen

anzuglotzen schien. Die durchsichtigen Flügelchen waren noch gefaltet, wie aufgerollte grüne Blättchen, und schleppten im Grase. Wunderlicher Zustand! Bin wohl auch ich soeben aus einer Puppenhülle geschlüpft und muß den Gebrauch meiner neuen Glieder erst erlernen?

Es ist mir fast, als wolle ein Gedanke sich zur Klarheit durchringen, als der Anblick des gewürfelten Mannes aus der Taufkirche mich in neue Unruhe stürzt. Er ist mir nachgeschlichen und steht drüben unter den Fresken im Gespräch mit dem Custoden. Sie schielen ab und zu nach mir herüber, und jetzt zieht der Fremde gar ein Merkbuch aus der Tasche und schreibt.

Mit zwei Schritten bin ich an seiner Seite, ich frage ihn, weshalb er mich vorhin so anstarrte, ob er etwas gegen mein Hiersein einzuwenden habe; ich fühle, daß meine Augen dabei rollen.

Der Gewürfelte ist ein Mann des Friedens und antwortet mit einer Entschuldigung. Eine Ähnlichkeit hatte ihn getäuscht, ich erinnerte ihn an einen alten Bekannten.

Ein Hoffnungsstrahl ging mir auf, vielleicht daß der Gewürfelte mich kannte, vielleicht daß ich durch ihn erfahren konnte, wer ich bin.

Warum sollte ich nicht Ihr Bekannter selber sein?

Aber der Gewürfelte ward ängstlich und wich mir aus, und am Ende versicherte er, der Herr, an den ich ihn erinnert habe, sei schon vor längerer Zeit gestorben.

Dann kann ich wohl schwerlich er sein, sagte ich, den Hut lüpfend, — ich bedaure, bedaure unendlich.

Überlegen lächelnd schritt ich an den beiden vorüber, dem Ausgang zu; aber mir war nicht wohl bei der Sache.

Gestorben, sagte er? Gestorben? Es ist eine ungereimte Vorstellung, gestorben zu sein, — tausend Gedanken zucken mir durch den Kopf, die ich nicht halten kann. — Was täte ich denn hier, wenn ich gestorben wäre, und mit solcher Kraft in meinen Sehnen? — Nein, es ist klar, der Mensch weiß nichts von mir, und

wenn er etwas weiß, so will er es nicht sagen. — Ich gewann die Tür, die ich hinter mir ins Schloß drückte, und sieh, der Schlüssel stak, ich drehte ihn leise um, Triumph, der Gewürfelte war gefangen!

Jetzt durchquere ich in eiligem Lauf die Piazza, wo das grelle Licht mich wieder mit spitzen Pfeilen durchbohrt, ich laufe Spießruten die Straße hinunter, denn nirgends ist Schutz vor ihnen. Wie sie auf mich zielen von allen Seiten! Das weiße Pflaster wirft sie mir zu, von den getünchten Mauern prallen sie zurück. Überall sind die Außenläden geschlossen und die Schaufenster mit Segeltuch verhängt, der Schweiß rinnt mir in Strömen über die Stirn, aber ich halte mich nicht damit auf, ihn abzuwischen. Nur fort von diesem verhexten Pflaster, das sich an die Sohlen festkleben will, nur hinaus aus dieser Stadt des ewigen Schlafs! Ich bin auf einer Brücke, der Arno rollt hier seine trägen, gelben Wellen nach dem Meere; noch eine Straßenlänge weiter, dann ist der Bahnhof erreicht. Ein Zug steht auf dem Gleise, der zur Abfahrt pfeift, ich rufe, winke, ein Schaffner faßt mich, wirft mich in den Abteil, der Zug setzt sich in Bewegung, ich bin in Sicherheit. Jetzt erst denke ich wieder an den Gewürfelten, den ich im Camposanto eingesperrt habe. Ich weiß, ich weiß es ganz genau, daß dies ein ungeheurer Vorteil für mich ist.

Wie die weite Ebene da draußen meine Augen und meine Gedanken hinauszieht; sie läßt die Nähe des Meeres ahnen. Dies alles war einst Wasser, aber das Meer ist von den Mauern von Pisa zurückgewichen, denn die ewig lebendige Flut scheut sich vor der Berührung des weißen marmorkalter Todes — sie speit auch ihre Leichen aus. Ich schwenke den Hut nach dem schiefen Turm hinüber. Fahr wohl, Pisa, weißes Mittagsgesicht, fahr wohl, du schöne unsterbliche Leiche.

Ich bin mit mir allein, denn der Abteil bleibt leer, ich könnte auch keines Menschen Anblick ertragen. Ich wühle in meinem Gedächtnis nach einer Spur des Vergangenen, alle Gleise sind ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schüttet. Und doch muß früher schon etwas gewesen sein, ich muß wie alle Dinge einen Anfang haben, ich bin nicht aus mir selbst entstanden. Wie hätte ich sonst bisher gelebt, ja, wie käme ich zu diesem Rock, diesem Hut, diesen Stiefeln? Es muß irgendwo ein Schneider, ein Schuster leben, der mir das Maß genommen, der Bezahlung von mir empfangen hat. Diese wüßten vielleicht etwas über mich auszusagen. Irgendwo muß ich einmal gewohnt haben; noch mehr, ich muß zur Schule gegangen sein, eine Mutter muß mich geboren haben, vielleicht besitze ich Geschwister, vielleicht Weib und Kind. Wo sind sie? Und wer sind sie? Unmöglich, in meinem Gedächtnis die Antwort zu finden. Meine Gedanken fließen, fließen unaufhaltsam hinunter, ich kann nicht flußaufwärts steuern, wo die Strömung so stark ist. Was hilft es, zu raten, zu vermuten? Ich weiß nichts, nichts von mir, als daß ich auf dem Domplatz von Pisa stand, den Hut in der Hand und die Sonne auf dem Kopf, und daß es eben zwölf Uhr schlug.

Nach einem Zank mit Schaffnern und Zugführern, weil ich ohne Fahrschein mitgefahren war, stieg ich auf einem größeren Haltepunkt wieder aus. Ich war in Florenz. Eine Menschenwelle schob sich vom Bahnhof nach der Stadt, und ich ließ mich mitschieben, ohne zu überlegen. Eine Zeitlang war mir, als wäre ich einer von ihnen und hätte wie sie einen Zweck und Namen, — bis mich das Gefühl meines schauerlichen Alleinseins wie mit Krallen anfiel.

Nach langem, planlosem Umherschlendern zwischen Monumenten und Säulenreihen geriet ich durch ein Tor in die abendliche Campagna hinaus, die mich mit so seltsam vertrauten Augen ansah, als habe sie mich schon einmal näher und besser gekannt. Es war noch hell, aber von den glühenden Farben des Sonnenuntergangs waren nur ein paar kleine perlmutterschillernde Wölkchen übrig, die einsam über den Himmel zogen. Der Mond stand tief unten im Süd, bleichsüchtig und unfertig, und trank das verglimmende

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Feuer der Sonne, an dem er zusehends erglühte. Ich blieb stehen und wartete lange, — auf was, wußte ich selber nicht. Nämlich — ich glaube jetzt, daß mir in der Hypnose meine Persönlichkeit weggeblasen worden ist, denn ich habe eine Menge von Vorstellungen und Begriffen, aber nicht einen einzigen, der sich auf mich selber bezieht.

Unerwartet fand ich mich wieder in der Stadt. Als ich das Pflaster betrat, überraschte mich das Mondgesicht, das, vollgetrunken von Licht, am untersten Ende der Straße stand. Es fehlt ihm nur ein kleines Stück auf der linken Wange, morgen wird es voll sein. Was war mit mir, als es im ersten Viertel stand?

— —

Vor einem großen, erleuchteten Gasthof mache ich Halt und trete nach kurzem Besinnen ein. Ich verlange ein Zimmer, und weil ich ohne Gepäck bin, wird mir das schlechteste angewiesen. Doch das ist einerlei. Ich wasche mir Gesicht und Hände und steige in den Speisesaal hinab, wo ich mich an ein gedecktes Tischchen in der Ecke setze. Es muß der Zwang einer Gewohnheit sein, daß ich zu essen bestelle, denn ich empfinde keinen Hunger, nur einen brennenden Durst, der durch den Rotwein nicht gekühlt wird.

Auf dem leeren Nebentisch liegt eine deutsche Zeitung, um den Metallstab aufgerollt. Ich nehme sie weg, setze mich wieder in meine Ecke und mein erster Blick fällt auf die Vermischten Nachrichten unter dem Strich. Ich lese:

Ein merkwürdiger Fall macht gegenwärtig durch alle deutschen Blätter die Runde. Vor einigen Tagen begegnete man in Bremerhaven einem jungen Mann von verstörtem Aussehen, aber anscheinend den besten Ständen angehörig, der die Vorübergehenden angstvoll bat, ihm zu sagen, wer er sei. Er schien auf einer Reise begriffen, denn er trug Handtasche, Plaid und Schirm, aber er wußte nicht, wohin er wollte, denn er hatte seinen Namen und alle auf seine Person bezüglichen Tatsachen vollkommen vergessen. Einige Bürger der Stadt nahmen sich seiner an und führten ihn

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf das Polizeiamt, wo die genauesten Nachforschungen nach der Herkunft des Unglücklichen angestellt wurden, aber leider ohne Erfolg. Man nimmt an, daß er zu Schiff gekommen sei, indes konnte auf keinem der im Hafen liegenden Dampfer Auskunft über ihn erlangt werden. Auch die Durchsuchung seines Handgepäcks blieb ohne Ergebnis, denn man fand weder einen Paß noch sonstigen Ausweis, nicht einmal die Besuchskarte des Besitzers. Da man ihn in diesem Zustand nicht sich selber überlassen konnte, so hat man ihn zu weiterer Beobachtung der städtischen Irrenanstalt übergeben. Es ergeht daher an alle diejenigen, welche über die rätselhafte Persönlichkeit irgendeinen Aufschluß zu geben vermögen, die dringende Aufforderung, dem Polizeiamt von Bremerhaven Anzeige zu erstatten.

Weiter unten stand in kleiner Schrift eine Anmerkung der Schriftleitung:

Merkwürdigerweise haben wir noch einen zweiten ähnlichen Fall zu verzeichnen, für dessen Richtigkeit wir jedoch so gut wie für das oben Mitgeteilte die Verantwortung ablehnen müssen. Nach einer Zeitungsnachricht aus Paris soll sich dort Ende vorigen Monats eine ältere, verheiratete Frau von Hause entfernt haben unter dem Vorgeben, nicht zu wissen, wer sie sei. Ihrem Mann und ihren Kindern gegenübergestellt, vermochte sie dieselben nicht mehr zu erkennen und behauptete, in gänzlich verschiedene Daseinsbedingungen versetzt zu sein. Obgleich sie unter irrenärztliche Aufsicht gestellt und streng bewacht wurde, wußte sie eine Gelegenheit zur Flucht wahrzunehmen und konnte seitdem nicht mehr gefunden werden. Es scheint somit, wenn obige Berichte wahr sind, hier eine neue, den Ärzten noch nicht bekannte Form von Nervenkrankheit vorzuliegen.

Die Zeitung entsinkt meiner Hand; ich starre fassungslos. Ich bin also nicht der erste, es sind schon andere vor mir ichlos geworden. Es ist eine neue Krankheit, die in Europa zu wüten beginnt, und ich bin eines ihrer ersten Opfer. Und das Irrenhaus

steht auf der Entdeckung, die Zwangsjacke. Gut — ich werde mich zu hüten wissen. Wenn nur nicht schon die Blicke aller Anwesenden auf mich gerichtet wären — selbst die, welche mir vorher den Rücken zugekehrt hatten, drehen sich jetzt herüber, um die Wirkung des Gelesenen zu beobachten. Was wollen sie nur alle von mir? Wer hat überhaupt das verdächtige Blatt in meine Nähe geschoben? Hier ist Festigkeit und Vorsicht not, denn ich fühle, daß ich nicht eine Minute, nicht zehn Sekunden länger das Kreuzfeuer dieser Blicke ertragen könnte. Ich lege die Zeitung weg, stehe langsam auf und bewerkstellige mit sicherer Haltung meinen Rückzug durch den menschenüberfüllten Saal.

Gott sei Dank! Das wäre gelungen. Ich bin auf meinem Zimmer allein. Aber jetzt was beginnen? Wie mich bergen? Ich klingle dem Kellner und verlange Schreibzeug und Briefpapier. Unsinn, an wen soll ich denn schreiben? Aber immerhin, es gibt mir ein Ansehen vor den Leuten, ich werde also Briefe schreiben an erfundene Personen, so gewinne ich Zeit und entwaffne den Verdacht.

Der Kellner kommt zurück und legt mir mit dem Verlangten auch das Fremdenbuch vor, in das er mich bittet, Namen, Stand und Wohnsitz einzuschreiben. Dazu lächelt er mit dem falschen, tückischen Kellnerslächeln, wie Judas an jenem Abendmahl gelächelt haben mag.

Also sind sie schon auf meiner Fährte, sie sehen mich schon als ihren Feind an, die Menschen, die wohl und warm wie in einem dicken Fell in ihrem Ich geborgen sitzen. Aber wenn ich ihr Feind bin, so sollen sie mich kennenlernen. Da fliegt das Bürschchen samt dem Fremdenbuch zur Tür hinaus. Das Knirschen meiner Zähne genügt schon, mir Ruhe zu schaffen. — — — — —

Ja, und was nun? Wie wird es weiter mit mir gehen? Wird es nie wieder anders werden? Gott, o Gott, was ist mit mir geschehen?

Da kommt mir ein neuer Einfall. Ich zünde zwei Lichter an und trete damit vor den Spiegel, was ich vorhin versäumt habe. Ich

erblicke eine Physiognomie, vor der ich selbst erschrecke. Augen, die herausgetreten sind und glühen, als ob dahinter ein Feuer brenne, und zwei lange Furchen die Wangen herunter, so tief, daß man den Finger darein legen könnte und daß sie mir ein ganz altes Ansehen geben. Und doch weiß ich an der Kraft und Biegsamkeit meiner Glieder, daß ich jung bin. Welch unheimliches Gesicht! Die kurzgeschnittenen Haare starren bürstenartig empor, der Bart ist seit lange nicht geschoren. — Und das bin ich! Kann ich mir denn nirgends ausweichen? Muß ich mit diesem schrecklichen Gesicht die ganze Nacht in einem Zimmer verbringen? Nein, das ist nicht möglich, ich ersticke! — — — — — — —

Nachdem ich mit einem Faustschlag das Spiegelglas zertrümmert, bekam ich vor dem schrecklichen Gesicht Ruhe. Das Schreiben zerstreut mich jetzt, und die Worte fliegen mir von selber in die Feder, daß es eine Lust ist. Aber es kommen ihrer mehr und mehr, sie überstürzen sich, kollern durcheinander, daß ich nicht mehr folgen kann, jagen sich, hetzen sich, wechseln, wenn ich sie fassen will, tückisch den Sinn, schließen die unmöglichsten Verbindungen — es ist ein Reden wie in einer Narrenzelle.

Nein, nein, ich will, will, will es nicht dulden. Ich schlage auf den Tisch, ich trete als Herr unter sie, da geben sie Ruhe. Es werde Licht, und es ward Licht! — — — — — — — — — — — — —

Heute morgen sehen sich die Dinge ganz erträglich an. In meinem Kopf ist es jetzt hell und leer wie in einer ausgeräumten Stube, wo der vorige Mieter kein Stäubchen zurückgelassen hat. Mit einer gewissen Neugier, die aber ohne Hast ist, nehme ich aus dem zerbrochenen Spiegelglas ein größeres Stück heraus und stelle mich damit ans Fenster, um meine eigene Bekanntschaft zu machen. Ich muß mich gestern Abend getäuscht haben. Das Gesicht da vor mir im Glas ist regelmäßig und ohne Entstellung, wenn auch etwas bleich. Es kann dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt sein, vielleicht sogar jünger, wenn man die Wangenfalten für Folgen ausgestandener Strapazen nimmt, denn die Umrisse sind

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

jugendlich. Ich betrachte meine Gesichtslinien mit völlig unparteilichem Auge und so genau, als müßte ich mir selbst einen Steckbrief ausstellen; ich darf sagen, sie sind nicht unangenehm, es sind wohlgebildete, von geistigem Ausdruck belebte Züge, Nase länglich und gerade, Augen von unbestimmter Farbe, ein gut geschnittener Mund mit sehr schönen Zähnen, besondere Kennzeichen: keine. Nur die Haut ist auffallend und wie neuerlich gebräunt, und der Bart bedarf der Pflege. Die Gestalt ist über Mittelgröße und sehr geschmeidig, ich gehe im Zimmer auf und ab, werfe mich in allerlei Stellungen, belaure meine Bewegungen wie ein Detektiv, aber es fällt mir nichts auf, das zu einer besonderen Vermutung Anlaß gäbe.

Ebenso forsche ich meinen geistigen Fähigkeiten nach, ich stelle Gedächtnisproben an, ich weiß, daß zweimal zwei vier ist, ich kann die Reihenfolge der römischen Kaiser auswendig — — nein, nein, ich bin nicht krank, bin nicht wahnsinnig, es ist etwas anderes mit mir vorgegangen. Ich bin durchgebrochen durch den Boden des Ichs, durchs Gesetz der Individuation, hindurch, hinab ins reine Sein, auf den Urgrund der Dinge. Ich bin wie der, von dem die Vedas sagen: Er geht umher lachend, essend, spielend, froh mit Frauen, Wagen und Pferden, nie des angeborenen Körpers gedenkend.

Ob es ein Glück oder ein Unglück für mich ist, daß ich mein Ich verlassen habe, wie kann ich das wissen! Was ist überhaupt Glück und Unglück in meinem jetzigen Zustand! Ich bin in ein höheres Dasein versetzt, aber meine Flügel sind noch gefaltet und verklebt. — Geduld, bald lerne ich fliegen.

Es ist ja möglich, daß ich ein sehr berühmter oder ein sehr reicher und ein sehr mächtiger Mann war; aber ich kann ebensogut aus einem qualvollen Kerker ausgebrochen sein. Jetzt habe ich keine Kugel mehr am Fuß, ich bin zum Höchsten fähig geworden. Alle Geisteskräfte verzehnfacht, seitdem das Ich keinen Bruchteil mehr davon aufzehrt. Ich brauche nichts, nicht einen einzigen Gedanken

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

für persönliches Wollen, Wünschen und Fürchten. Ich bin der, der immer ist, aber nie wird, noch vergeht, der wahrhaft Seiende, weder Hinz noch Kunz, nicht Sohn des Herrn Müller oder des Herrn Meier. Die Dinge des Scheinlands sind für mich nicht mehr vorhanden. — — — — — — — — — — — — — — —

Ich muß den zerrissenen Faden wieder anknüpfen. Immer höher und heller war's geworden, da ragten mit einemmal wieder Dinge der Außenwelt herein. Erst Stimmen auf dem Gang, dann ein Klopfen an der Tür, die fast gleichzeitig aufging, und ein unbekanntes Gesicht schob sich ins Zimmer.

Wollen Sie die Güte haben, auf der Stelle mit mir zu kommen? ließ sich eine Stimme in höflichem Ton vernehmen.

Langsam kehre ich in die Scheinwelt zurück, langsam füllt sich mein Aug' mit dem Bilde des Unbekannten.

Ich mit Ihnen gehen? Wohin? Warum?

Ich habe Befehl, Sie auf die Quästur zu begleiten. Bitte, widersetzen Sie sich nicht. Sobald Sie sich ausgewiesen haben, sind Sie wieder frei.

Warum sollte ich mich widersetzen? Ist es nicht ganz gleichgültig, wo ich bin? Haben Sie nur Geduld, bis ich mich vollends angekleidet habe.

Bereitwillig steige ich mit dem Herrn in einen Wagen, der an der hinteren Tür des Gasthofs wartet. Wir fahren durch dunkle, winklige Gassen, an hohen Bauten vorbei, über sonnbeschienene Plätze, die von Menschen wimmeln. Da drängen und stoßen sie sich vorüber, redend, mit Händen fuchtelnd, schreiend, und jeder trägt einen lächerlichen kleinen Fetisch mit sich — sein eigenes Ich.

Ich muß lachen und reibe mir die Hände. Was weiß der Mensch, der in sein Ich eingesperrt ist, von einem Zustand wie dem meinigen! Wie könnte er meine reine, ichlose Erkenntnis erkennen!

Schon wieder kamen Zacken, lästige Zacken. Ich steige eine Treppe hinauf, ich trete in ein Gelaß, wo schlechte Luft ist! Ich will sogleich ein Fenster öffnen, werde aber durch einen Uniformierten

daran verhindert, der zum Wächter der schlechten Luft bestellt zu sein scheint. Die Zacken stechen und ritzen mich jetzt von allen Seiten. Es langweilt mich, das Zimmer, den Tisch, die Menschen und das Schreibzeug auf dem Tisch zu sehen. Es langweilt mich, antworten zu sollen.

Die erste Frage ist nach meinem Namen. Es wandelt mich die Lust an, den Frager seine ungeheure Lächerlichkeit fühlen zu lassen, aber ich bezwinge mich und schweige. Könnte ich ihm denn begreiflich machen, was der Mensch ohne alle Spezialisierung, der Mensch schlechtweg als solcher ist!

Wir haben Gründe, Ihren Namen wissen zu müssen.

Ich habe Gründe ihn zu verschweigen.

Es geht weiter mit Fragen, auf die ich keine Antwort habe. Meine Aufmerksamkeit ermüdet. Ich gebe wiederholte Zeichen, daß ich diese ganze Gesellschaft zu entlassen wünsche, aber sie wollen mich nicht verstehen.

Ob ich zugebe, gestern in Pisa gewesen zu sein und mich der Beobachtung eines Reisenden dadurch entzogen zu haben, daß ich ihn im Camposanto einschloß?

Ich bejahe ohne weiteres.

Ob ich auch angeben könne, wo ich den Vormittag verbracht habe?

Ich ziehe es vor, hierüber keine Angaben zu machen.

Ob ich in San Rossore gewesen sei?

Ich schweige.

Sie verschlimmern Ihre Lage, wenn Sie nicht antworten.

Ich schweige.

Endlich erhebt sich der Beamte und sagt langsam, indem er von Zeit zu Zeit in ein Papier blickt:

Vor zwei Tagen sind ein Herr und eine Dame in Pisa angekommen. Sie übernachteten im Grand Hôtel, ohne ihre Namen einzuschreiben. Gestern früh begaben sie sich nach San Rossore, von wo sie nicht zurückkamen. Gegen Mittag wurde die Dame

durch einen Gärtner im Gebüsch gefunden, tot, mit einer Kugel in der Schläfe. Der Herr ist verschwunden. Um dieselbe Zeit erschien ein Reisender, auf den die Angaben des Gastwirts passen, in der Taufkirche, er gab Zeichen großer Aufregung und wusch sich die Hände im Weihkessel. Als er sich beobachtet sah, entkam er nach dem Bahnhof und fuhr ohne Fahrschein hierher. Dieser Reisende sind Sie. Es ist also für Sie von höchster Wichtigkeit, bezüglich des Mordes in San Rossore Ihr Alibi nachzuweisen. — Ich erwidere nichts auf diese Mitteilung, all mein Besinnen ist vergeblich. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Abermals bin ich mit mir allein, gefangen wie es scheint. Mein Fenster ist vergittert, und außen geht ein Posten auf und ab. Das ist alles nicht wesentlich. Es kommt nur darauf an, daß ich ungestört meine Gedanken bilden kann. Viele heimliche Bezüge sehen mich fragend an. Tiefe Rätsel kommen und bitten um Lösung. Da ist die geheimnisvolle Farbe der Vokale, die so vieles mitteilen will von jenseits der Dinge und auf die noch kein Dichter geachtet hat. Das A ist reines Licht, Anfang aller Dinge, das Weiß, aus dem die Farben hervorbrechen. Warum sagen wir „Weiß?" Ist es nicht eine Fühllosigkeit unserer Sprache? Andere Völker drücken das Weiße durch ein A aus, und unser erster Ausruf beim Anblick einer sonnbeschienenen Marmorwand oder eines Schneefeldes ist Ah! Das E sehe ich gelblich, übergehend in rot. J ist der lichte, blaue Himmel, die Sehnsucht, der Zug ins All, aber das tiefe Abgrundblau des Meeres nähert sich dem U, und es ist abermals eine Schwäche unserer Sprache, diesen Ton blau zu nennen, wodurch etwas Flaues, Graues hineinkommt. Welch sinnliche Kraft liegt in dem englischen blue! The blue mediterranean — darin ist die ganze Tiefe des tiefblauen Mittelmeers. Das O ist schwarz, wie ein Bahrtuch, es ist alles irdische Leiden und Sterben. Aber das U ist das Samtschwarz des Abgrunds, das Nichts, der Tod, die tiefe, tiefe Kluft, die alles verschlingt. Das U ist das feierliche Requiem über einer versunkenen

Welt. — Wäre ich ein Dichter, ich würde eine Kette von Vokalen dichten, die das Unaussprechliche aussprechen sollten. — — —
Es ist ja möglich, daß ich dieses arme Weib erschossen habe, aber ob ich es getan oder ein anderer, das bleibt sich doch völlig gleich. Das alles kann mir in meiner jetzigen Stellung nicht mehr schaden. — Ich habe sie jedenfalls erschossen, denn ich bin bei allem, was geschieht, beteiligt. Und wenn sie mir auch den Kopf heruntergeschlagen, was tut's? Der Mensch an sich wird davon nicht berührt.
Unerwartet bekomme ich Besuch. Zacken, spitzige Zacken. Doch ich lasse mich nicht im Schreiben stören. Man macht mir Entschuldigungen. Es scheint, daß ich nicht der Täter bin. Aber, o Gott, wie gleichgültig ist das alles!
Man bedauert auch, daß ich im Hotel Ungelegenheiten gehabt. Es sei ein schlechter Gasthof, man würde mich gern in einen besseren begleiten. Aufgepaßt, mein Herz! Ist das Menschentier so gütig? Ich bin jetzt ganz bei der Sache. Nur meine Papiere muß ich noch zusammenpacken — so! — — — — — — — —
Das war eine lustige Fahrt, an die ich und noch einer denken werden. Sie wollten mich zu dreien begleiten, aber meine Höflichkeit ließ es nicht zu. Es war einer darunter, den sie den Herrn Doktor nannten, ein schmächtiges, blondes Männchen, das bat ich mir zur Gesellschaft aus. Wir bekomplimentierten uns hin und her, bis man mir willfahrte, und beim Einsteigen hörte ich, wie einer der Zurückbleibenden dem Kutscher die Weisung gab: Nach San Salvi! O ihr Galeerensträflinge des Ichs, nichts anderes habt ihr dem Freigewordenen zu bieten als eine Narrenzelle! — Ich unterhielt meinen Blonden so gut, daß er ganz zutraulich ward, aber als wir durch eine einsame Gegend fuhren, legte ich ihm plötzlich die Arme um den Leib, schnürte ihm mit einem Gurt, den ich leise aus dem Innern des Wagens losgetrennt hatte, die Hände zusammen und schob ihm mein Taschentuch in den Mund. Dann ließ ich sachte das Fenster herab und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schwang mich hinaus in den Graben. Der Blonde wagte keinen Widerstand. Ich hätte nur die Augen sehen mögen, die sie in San Salvi machten, als der Wagen hielt mit dem Klümpchen Unglück darin. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist ja klar, daß man einen Menschen, der kein Ich hat, in einem wohlgeordneten Polizeistaat nicht brauchen kann. Aber auch ich kann den Polizeistaat nicht mehr brauchen. — — — — —

Ich wandere und denke das Undenkbare, ich erlebe in mir alle Zeit von der Geburt des Seins aus dem Chaos bis auf diesen Tag. Ich sehe die goldgrüne Schlange der Ewigkeit um den Baum der Erkenntnis geringelt.

In ausgehöhlten Bergflanken, in triefenden, säulenreichen Grabkammern, beim Rand der Abstürze, denke ich mein Höchstes und Letztes. Die Grillen zirpen, und die Frösche quaken vom Wasser herüber. Es ist eine flötenweiche, sehnsüchtige Nacht. Die Sterne ziehen herauf, aber sie sind glanzlos und verweint, denn der Mond hat sich gefüllt und ihr Licht verschlungen. Mir ist weh und sehnsüchtig zu Mut nach den lieben Unbekannten, die ich vergessen habe. Auch das Weib aus den Cascinen von Pisa ist in der Nähe und sieht mich fragend an, aber ich kenne sie nicht; was hätte sie mir zu sagen? Es ist nur ein Rückfall, ein Heimweh, wie es den Seefahrer auf weiten Meeren ergreifen mag. Aber ich will nicht zurück ans Ufer. — Was gehen mich diese fremden Leute an? Die Sterne müssen verbleichen, wenn der Mond sich gefüllt hat. Dort steht er über dem Kirchlein auf dem Berge, voll und rund. Er ist so groß wie eine weingefüllte Bowleschüssel. Er glänzt nicht nur, er wärmt sogar, ich fühle sein warmes Licht um meine Stirne spielen. Ich bin schon durchgebrochen durchs Ich, jetzt will ich auch das Sein verlassen, ich will weiter, tiefer, ein Stockwerk tiefer.

*

Hier endete die Schrift. Ich kehrte zwei Tage später mit mehreren anderen Personen auf den Monte Ceceri zurück, um nach dem

wunderlichen Schreiber zu forschen, aber die Arbeiter, die wir in den Brüchen beschäftigt fanden, konnten keine Auskunft geben. Niemand hatte einen Menschen gesehen, auf den die Schilderung der Handschrift paßte. Ob er in unzugänglichem Geklüft sein Ende gefunden hat, ob er ziellos weiter schweift? — Zuweilen denke ich, es war vielleicht auf einen Scherz oder gar nur auf eine schriftstellerische Ubung abgesehen. Dem widerspricht aber die Spiegelschrift und der ganze Zustand des Manuskriptes. Wie dem auch sei, es fehlt mir jeder Anhaltspunkt, um auch nur die Zeit der Abfassung zu bestimmen, denn es fand sich nirgends ein Datum, und das Heftchen kann ganz gut Jahre lang zwischen den zwei Steinen gesteckt haben.

Dieser Umstand legte von vornherein alle Nachforschungen lahm. Ich habe zwar dennoch Schritte getan, um den Schleier zu lüften, aber sie blieben, wie zu denken war, erfolglos, die Lebenswege des Unbekannten waren nicht aufzuspüren, und die sonderbare Schrift, die wohl verwahrt in meinem Schreibtisch liegt, gibt mir, so oft ich sie betrachte, dasselbe Rätsel auf: Wer war er?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt

Florentiner Novellen

Die Vermählung der Toten 9
Die Humanisten 81
Der heilige Sebastian 141
Anno Pestis 247

Italienische Erzählungen

Unsere Carlotta 267
Mittagsgespenst 308
Schuster und Schneider 328
Die Glücksnummern 358
Pensa 396
Ein Rätsel 462

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für den Verlag Georg Müller in München
gedruckt von der Spamerschen Buchdruckerei
in Leipzig. Buchausstattung von Paul Renner

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

GHP : 11CQCK1759-2

<20+>04518V18TE457559352

39

GHP: 11 CQCK1759-2

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

P
11

Isolde Kurz
Gesammelte
Werke
2

Florentiner
Novellen.
Italienische
Erzählungen.

CQCK
1759-2